



Nazwa instytucji

Książnica Cieszyńska

Tytuł jednostki/Tytuł publikacji

Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien / von Josef Bendel.

Liczba stron oryginału

372

Liczba plików skanów

372

Liczba plików publikacji

373

Sygnatura/numer zespołu

PM II 17742

Data wydania oryginału

1885

Zdigitalizowano w ramach projektu pt.

**Udostępnienie cieszyńskiego dziedzictwa
piśmienniczego on-line**



Fundusze Europejskie
Program Regionalny



Śląskie.

Unia Europejska
Europejski Fundusz
Rozwoju Regionalnego



Die Völker Oesterreich-Ungarns.



Ethnographische und culturhistorische
Schilderungen.

Dr
MK 5

Museum

3732

248

4.40-

Das Werk „Die Völker Oesterreich-Ungarns“ umfaßt folgende 12 Bände:

Band 1—4. **Die Deutschen** und zwar:

Band 1. Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain. Von Dr. Karl Schöber, k. k. Gymnasial-Director in Wr.-Neustadt. Preis fl. 3.50 oder M. 6.50, gebunden 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 2. Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von Josef Vendel, Professor am ersten deutschen Staats-Obergymnasium in Prag. In 2 Hälften à fl. 1.80 oder M. 3.50. Der ganze Band gebunden fl. 4.40 oder M. 8.60.

Band 3. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von Dr. J. H. Schwider, Gymnasial-Professor in Budapest. Preis fl. 4.— oder M. 7.50, geb. 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 4. Die Tiroler und Vorarlberger. Von Dr. Josef Egger, Gymnasial-Professor in Innsbruck. In zwei Hälften broschirt à fl. 2.— oder à M. 3.75. Der ganze Band gebunden fl. 4.80 oder M. 9.10.

Band 5. **Die Magyaren.** Von Paul Hunfalvy, Oberbibliothekar der ungarischen Akademie in Budapest. Preis fl. 2.40, oder M. 4.50, geb. 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 6. **Die Rumänen** in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina. Von Joan Slavici in Butarest. Preis fl. 2.40 oder M. 4.50, geb. 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 7. **Die Juden.** Von Dr. Gerson Wolf, emeritirter Professor in Wien. Mit einer Schlußbetrachtung von Dr. W. Goldbaum, Redacteur der „Neuen Freien Presse“, Wien. Preis fl. 2.— oder M. 3.75, geb. 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 8—11. **Die Slaven** und zwar:

Band 8. Die Czecho-Slaven. Uebersichtliche Darstellung von Dr. Jaroslav Plach. Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur. Die wichtigsten Denkmale böhmischen Schriftthums und der Streit über deren Aechtheit. Drei Studien von Frh. v. Helfert. Preis fl. 3.75 oder M. 7.—, gebunden 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 9. Die Polen und Ruthenen in Galizien. Von Dr. Józ. Szujski, weiland Professor an der Universität in Krakau. Preis fl. 2.80 oder M. 5.20, gebunden 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 10. Erste Hälfte: Die Slovenen. Von Josef Šuman, Professor am k. k. akademischen Gymnasium in Wien. Preis fl. 1.80 oder M. 3.50. — Zweite Hälfte: Die Kroaten. Von Josef Starč, Gymnasial-Director in Belovar. Preis fl. 1.50 oder M. 3.—. Der complete Band geb. fl. 4.10 oder M. 8.10.

Band 11. Die Serben in Dalmatien und im südlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegovina. Von Theodor Ritter Stefanović-Bilovský. Mit einem Anhang: Die südungarischen Bulgaren von Professor Geza Gjirbuş. Preis fl. 3.— oder M. 5.50, gebunden 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Band 12. **Die Zigeuner** in Ungarn und Siebenbürgen. Von Dr. J. H. Schwider, Gymnasial-Professor in Budapest. Preis fl. 2 — oder M. 3.75, geb. 80 kr. oder M. 1.60 mehr.

Die
Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Zweiter Band.

Die Deutschen
in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Von

Josef Bendel.

Wien und Teschen.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

1885.

Die Deutschen

in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Von

Josef Bendel.



Wien und Teschen.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Carl Prochaska.

1885.



PM 17445

Alle Rechte vorbehalten.

V o r w o r t.

An dem späten Erscheinen des zweiten Bandes ethnographischer und culturhistorischer Schilderungen der Völker Oesterreich-Ungarns sind zuerst äußere Verhältnisse schuld. Nebst diesen bot die Abfassung gerade dieses Bandes Schwierigkeiten, die in dem inneren Wesen des Gegenstandes liegen und in solchem Maße kaum bei einem anderen Theile des ganzen Werkes sich finden dürften. Die Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens haben weder eine stets gemeinsame Geschichte, noch gehören sie einem und demselben Zweige des deutschen Volksstammes an, sie sind weder als geschlossene Einheit und zu gleicher Zeit in diese Länder eingewandert, noch haben sie sich überall unvermischt bis auf unsere Tage behauptet, sie sind, bis auf geringe Ausnahmen, allmählich als Colonisten in diese Länder gekommen, sie bewohnen kein allseitig scharf abgegrenztes und kein ununterbrochenes Sprachgebiet, heute noch herrscht bei ihnen, was Beschäftigung, Lebensweise, Culturverhältnisse, Dialekt, ja selbst den Bildungsgrad anbelangt, die größte Mannigfaltigkeit: wie sehr unterscheidet sich in allen diesen Punkten der Riesengebirgler vom Bewohner des Böhmerwaldes, der Kuhländler und Schönhengster vom Egerländer, der Nordböhme an den Elbufern und in dem sogenannten Niederlande von dem Südmährer. Sie berühren sich viel näher mit den angrenzenden Deutschen der Nachbarländer, allein das Gemeinsame fehlt keineswegs, es ist erkennbar nicht allein in der Sprache, sondern auch in Lebensanschauung und Sitte, vor allem in der politischen Gesinnung. Ob die Unterschiede scharf genug

hervorgehoben, das Gemeinsame richtig herausgefunden worden, das zu beurtheilen muß allein dem Leser überlassen bleiben. Keine leichte Aufgabe war die Vertheilung des Stoffes. Die Quellen flossen nicht gleichmäßig, zumal über Mähren sind zu wenig abschließende Vorarbeiten vorhanden, liegt das Material noch zum großen Theile ungesichtet und roh. Auch nur die Schriften der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde alle aufmerksam durchzugehen, würde ein angestrenktes Studium von mehreren Jahren erfordert haben, die Vollendung dieses Buches hätte auf unbestimmte Zeit verschoben werden müssen. Herr Hofrath d'Elvert in Brünn hatte die Güte, dem Verfasser mündlich Winke und Fingerzeige zu geben, denen zu folgen nicht unterlassen worden ist. Ihm sei dafür achtungsvollster Dank ausgesprochen. Der größte Dank gebührt vor allen dem Herrn Schulrath und Gymnasialdirector Dr. Biermann und dem hervorragendsten Geschichtsforscher der Deutschböhmen, Herrn Director Dr. Schlesinger. Beide haben die Arbeit durch Rathschläge und geeignete Mittheilungen auf die freundlichste Weise gefördert. Schlesingers Geschichte Böhmens und Biermanns beide Werke: Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf (Teschen 1874) und Geschichte des Herzogthums Teschen (Teschen 1863) sind auch benützt worden. Ebenso sei herzlich Dank ausgesprochen den lieben Freunden, Paul Strzemcha und Friedrich Kirchmahr, Professoren an der deutschen Communal-Oberrealschule in Brünn. Möge das allgemeine und lebhafteste Interesse für den deutschen Volksstamm in Böhmen, Mähren und Schlesien dem Buche eine freundliche Aufnahme von Seite der Leser und die Berücksichtigung der Schwierigkeiten der Arbeit das Wohlwollen der Kritiker gewinnen.

Prag, im December 1883.

Der Verfasser.

Bodenverhältnisse.

Böhmen, Mähren und Schlesien nehmen den Nordwesten der österreichisch-ungarischen Monarchie ein und liegen zwischen $48^{\circ}33'$ — $51^{\circ}2'$ nördlicher Breite und $29^{\circ}59'$ — $36^{\circ}44'$ östlicher Länge. Die Bevölkerung gehört, bis auf etwa 155.000 im östlichen Schlesien lebende Polen, entweder der czechoslawischen oder der deutschen Nationalität an. Die Volkszählung des Jahres 1880 wies eine einheimische Bevölkerung von 8,218.745 Seelen aus. Mit deutscher Umgangssprache wurden gezählt 2,952.419, das gibt 35.92% der Gesamtzahl. Wenn wir die einzelnen Länder in Betracht ziehen, so stellt sich in Schlesien das Verhältnis für die Deutschen am günstigsten heraus. Hier ist nahezu die Hälfte der Bevölkerung deutsch, 48.9% (269.338 Deutsche, 126.385 Tschechen und 154.887 Polen), in Böhmen dagegen 37.16% (2,054.174 Deutsche und 3,470.252 Tschechen), in Mähren nur 29.12% (628.907 Deutsche und 1,507.328 Tschechen).

Das deutsche Sprachgebiet umfaßt vor allem die Grenzdistricte, mit Ausnahme der östlichen, und bildet die Ausläufer der angrenzenden rein deutschen Länder Nieder- und Oberösterreich, Baiern, Sachsen und Preussisch-Schlesien. Ueberdies gibt es mehrere, zum Theil beträchtliche deutsche Enclaven im slavischen Gebiete.

Nach Nordosten erstreckt sich das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet bis zu den nördlichen Abhängen der Beskiden und den westlichen Ausläufern des Jablunkagebirges. Wo die Ober aus den Schluchten des Gesenkes hervortritt, erweitert sich das

Thal derselben, üppige Wiesenflächen umsäumen die Ufer, fast Waldungen gleich dehnen sich weite Obstgärten aus, welche edles Stein- und Kernobst liefern, und an den Ufern der Bäche ziehen sich zahlreiche Dörfer oft stundenlang hin. Das ist das gesegnete Kuhländchen, das seinen Namen der Zucht jenes trefflichen Rindviehshlages verdankt, welcher der Berner Race zur Seite gestellt wird. Bei Deutsch-Jasnik ändert die Oder ihre südliche Richtung in eine nordöstliche. Unterhalb Dbrau setzt die mährisch-schlesische Nordbahn über den Fluß und läuft dann am linken Ufer desselben weiter. Eine Zweigbahn führt nach Neutitschein, dem Hauptorte des Kuhländchens. Das Kuhländchen bildet gleichsam eine deutsche Sprachhalbinsel, welche nur durch einen engen Streifen bei Wigstadt mit dem ausgedehnteren deutschen Sprachgebiete zusammenhängt. Die ganze nordöstliche Hälfte von Schlesiens und ein bis über 30 Kilometer breiter Saum des angrenzenden Mährens sind deutsch.

Wo sich der Lauf der Oder nach Nordosten wendet, dort beginnt am linken Ufer ein Gebirge, das sich 310 Kilometer lang nach Nordwesten bis zum Elbedurchbruch bei Tetschen erstreckt und von den Geographen mit dem Namen *Sudeten* belegt worden ist. Ausläufer dieses Gebirges erfüllen die ganze Westhälfte Schlesiens, weiterhin trägt der Rücken desselben die Grenze zwischen Böhmen und Preußen und zuletzt zwischen Böhmen und Sachsen. Das Volk kennt den Namen *Sudeten* nicht, sondern benennt nur die einzelnen Theile des Gebirgszuges. Der östlichste Theil führt den Namen „das Gesenke“, welches wiederum in das niedere und in das hohe Gesenke getheilt wird.

Das niedere Gesenke hat den Charakter eines bis 630^m hohen, von mehreren tiefen und engen Thälern durchrissenen Plateaus, über das eine große Anzahl zerstreuter, ziemlich flacher Kuppen, aber nur wenige rückenförmige Erhebungen emporragen.

Der Eintheilung Koristkas folgend unterscheiden wir:

a) Das Plateau der Oderquellen, im Norden bis zur Mohra, im Süden bis zur Bezwa. Der höchste Punkt ist der erloschene Vulcan des Rautenberges (778^m), ihm kommt zunächst

an Höhe der Hutberg (638^m). Zahlreiche enge Thalfurchen durchkreuzen die Hochfläche. Im südlichen Theile erhebt sich als halb-kreisförmiger Berggrücken das Obergebirge, welches die ersten Zuflüsse des Oderbaches nährt.

b) Nordöstlich davon, zwischen der Oder und der Mohra, streicht ein mehr als vier Meilen langer und an drei Meilen breiter Berggrücken in der Hauptrichtung von Südwest nach Nordost, an seinem nordöstlichen Ende mit steilem Abfalle gegen das Oppathal, das Plateau von Wigstadt und Grabin. Nur die Gegend um Wigstadt ist deutsch.

c) Jenseits der Mohra setzt sich das Gesenke in dem Plateau von Benisch fort. Die Grenzen desselben sind im Norden und Nordosten das ziemlich breite Thal der Oppa, im Südosten und Süden die vielfach gekrümmte, enge und tief eingeschnittene Thalfurche der Mohra, im Westen der Fuß der Janowitzger Heide. Auf der südwestlichen, an das Hochgebirge grenzenden Seite erhebt sich der Teufelsberg bis 821^m und der Mohrauer Berg bis 739^m. Nur in der Nordostecke dieses Hochlandes ist das czechische Idiom heimisch.

d) Südlich vom Plateau von Benisch und nordwestlich vom Obergebirge liegt das Plateau von Braunseifen, das sich nach Norden bis zum Podolskybache und Mohraflusse, nach Südwesten bis zum oberen Marchbecken und nach Westen bis zur Furche der Oskawa erstreckt. Im Osten wird dasselbe von zwei langgezogenen Berggrücken begrenzt. Tiefe, von Norden nach Süden oder umgekehrt gerichtete Thaleinschnitte durchziehen dies Hochland, das im Spitzberge (774^m) seine größte Erhebung hat.

Den Übergang von dem niederen zum hohen Gesenke bildet die 886^m hohe Bischofskuppe bei Zuckmantel mit ihren südlichen und südöstlichen Ausläufern. Als Grundstock dieses Berglandes kann man einen dritthalb Meilen langen, sehr schmalen, dicht bewaldeten, von Süden nach Norden ziehenden Bergkamm bezeichnen, welcher bei Nieder-Hermannstadt durch eine tiefe Einsenkung getheilt wird. Von beiden Hälften gehen langgestreckte Ausläufer nach Osten und Südosten, die sich endlich in

niedereres Hügelland auflösen. Die Bischofskuppe erhebt sich aus der nördlichen Hälfte des Hauptkammes. Sind die Seehöhen auch noch bedeutend geringer, als auf dem hohen Gesenke, so gleicht dieses Bergland doch durch die in allen seinen Theilen entschieden ausgeprägte Kamm- und Rückenbildung mehr dem hohen, als dem niederen Gesenke.

Das hohe Gesenke gliedert sich in den Altwaterhaupt Rücken, die Wiesenberger Heide, parallel zu jenem, ferner als Querrücken, vom Haupt Rücken auslaufend: in den Zug des hohen Urlich und des Querberges, den Zug des Haidsteines und des Bradelsteines und in das Ullersdorfer Bergland.

Aus dem Flachlande des Marchbeckens steigt im Nordosten ein Hochland von 470—570^m empor, dann folgen flache Rücken von 950^m Seehöhe mit steilen, felsigen Abhängen, endlich der Hauptkamm, ein sehr flacher, breiter und kahler Rücken von 1260 bis 1455^m Seehöhe und mit sehr steilen Abfällen nach Südwesten und Nordosten. Auf der Nordostseite zweigen sich vom Hauptkamme bedeutende Bergrücken ab.

Der Altwater Rücken streicht anfangs etwa anderthalb Meilen lang nach Nordosten und biegt dann fast in einem rechten Winkel nach Nordwesten um bis zum Ramsauer Sattel zwei und eine halbe Meile. Dieser Bergrücken ragt über die Grenze des Baumwuchses empor und zeigt oft weite, mit Gras oder Moos bewachsene Flächen, auf denen sich stellenweise das Wasser sammelt und Sümpfe oder Moore bildet. Die Kammlinie hat an vier Stellen bedeutende Erhebungen: die Janowitzer Haide, auf welche von Süden nach Norden aufgesetzt sind der Backofen (1308^m), die Schieferhaide (1380^m), der große Hirschkamm (1391^m), der Maiberg (1402^m). die hohe Haide (1460^m) und der Peterstein (1445^m). Nebst mehreren kurzen nach Osten und Südosten verlaufenden Rücken zweigt sich vom Hauptkamme ein kurzer, aber mächtiger Bergkamm nach Nordwesten, parallel zur Gruppe des Altwaterstockes ab, die Wiesenberger Haide mit dem Brünberge (1338^m) und mehreren anderen Kuppen. 2. Der eigentliche Altwaterstock, aus drei Kuppen bestehend, dem Altwater

(1487^m), dem höchsten Punkte Mährens und Schlesiens, dem Leiterberge (1376^m) und dem Großvaterberge (1377^m). Auch dieser Bergstock hat mehrere Querrücken, deren bedeutendster sich vom Leiterberg nordwestlich gegen Zuckmantel abzweigt, der Urlichzug und der Duerberg. Seine Kuppen erreichen nicht mehr die Höhe von 1270^m, es gehen von ihnen zahlreiche, kurze, dichtbewaldete Ausläufer nach Südosten und Nordwesten, welche, zu einander parallel laufend, tiefe Bergschluchten einschließen und gegen das Thal der Biela auf der einen und gegen das der Oppa auf der andern Seite in steilem Abfalle endigen. Die 3. Gruppe des Altvaterkammes bildet der rothe Berg oder die Bründelhaide (1328^m), welche im Nordwesten durch einen 1200^m hohen Sattel mit der 4. Gruppe der Hochschaar verbunden ist, deren höchste Kuppen der Fuhrmannsstein (1365^m), der Glaserberg (1410^m) und die Hochschaar (1346^m) sind. Ein Ausläufer des Fuhrmannssteines, mit der Hauptrichtung süd-südwestlich, ist das Bergland von Ullersdorf, das sich mit einer mittleren Kammhöhe von 640^m bis zur Mündung der Theiß in die March zieht.

Vermittelt des Ramsauer Sattels (765^m) hängt das Gesenke mit dem Spiegliker Schneegebirge zusammen. Dieses hat nur kurze, parallele Rücken von 640—940^m mittlerer Kammhöhe mit einzelnen, bis 1260^m hohen Kuppen. Die einzelnen Rücken pflegen in immer niedriger werdende Berge zu endigen, selten in ein plateauartiges Hochland von geringer Ausdehnung.

Das Centrum des ganzen Gebirges ist der Spiegliker Schneeberg (1417^m), hart an der Grenze von Böhmen, Mähren und Preußen. Von ihm geht ein mächtiger bewaldeter Kamm nach Süden bis an den Einfluß des Graupabaches in die obere March, deren Thalfurchen ihn auch umranden. Gegen Nordosten streicht ein Querrücken, welcher den Hauptrücken des Schneeberges mit dem parallel laufenden des Reichensteiner Gebirges verbindet. Nach seinem höchsten Punkte, den „Salwiesen“ (1070^m) wird er der Salwiesentrücken genannt. Gegen Süden sendet er einige kurze Ausläufer, in denen ein lebhafter und ergiebiger Bergbau auf Graphit betrieben wird.

Vom Ramsauer Sattel erstreckt sich in der Hauptrichtung des Sudetensystems fünf und eine halbe Meile lang ein ununterbrochener Bergücken mit einer mittleren Kammhöhe von 630 bis 650^m, das Reichensteinergebirge, der Hundsrücken oder der Zug des Fichtlich. Er bildet fast fortwährend auf seiner Wasserscheide die Grenze Österreichs gegen das Glazer Gebiet. Eine große Anzahl Querrücken, welche dicht bewaldet und nur durch sehr enge Querthäler von einander geschieden sind, verlaufen gegen Nordosten nach Österreichisch-Schlesien.

Als eine Fortsetzung des Salwiesenrückens über den Fichtlich nach Nordosten kann die Löwen- und die Kesselfuppe bezeichnet werden, ein bis an die preußische Grenze ziehender Bergücken. Die Höhe seiner Kuppen, deren wichtigste der Löwenberg (1034^m), die Hirschbadkoppe (983^m) und die Kesselfuppe oder der Falkenberg (958^m) sind, nimmt gegen Nordosten ab. Am Abhange der Hirschbadkoppe und an der Südostseite des Bergzuges entspringen jene zahlreichen frischen Quellen, denen Gräfenberg seinen europäischen Ruf verdankt.

Vom großen oder Spieglicher Schneeberge zieht nach Südsüdwest der etwa 950^m hohe Rücken des kleinen Schneeberges, die Hauptwasserscheide zwischen der Neiße und der March. An den Quellen der Neiße und der stillen Adler theilt sich dieser Rücken in mehrere Äste, von denen der östlichste in Böhmen, die flache Wasserscheide der Elbe und Donau, sich in einzelnen Kuppen südwärts bis an die Grenze Mährens fortsetzt, dort aber plötzlich in den mächtigen Querrücken des Altvater Waldes in der Richtung von Westen nach Osten ausläuft. Gegen Norden liegt zwischen demselben und der Marchfurche ein flaches Hügelland.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so hat der Gneis ein sehr weites Gebiet, er reicht auf der Westseite fast überall über die Landesgrenze, auf der Ostseite bis zum Ursprunge der Theiß und über Freiwalldau an die schlesisch-preußische Grenze. Er ist an vielen Orten von Glimmerschiefer überlagert. An der südlichen und südöstlichen Grenze der Gneise folgen in einer zweiten

Zone die Urthonschiefer, welche wieder am äußersten Ostrande in die Thonschiefer der silurischen oder devonischen Formation übergehen. Hier blüht die Dachschieferindustrie. Am südöstlichen und östlichen Abhange des hohen Gesenkes zieht sich eine lange Zone von Eisenerzlagern hin.

Beinahe ganz Schlesien und der nordöstliche Theil von Mähren gehört zum Gebiete der Odra. Sie hat ihre Quellen in einem mit Tannenwalde bewachsenen Thale am Nordabhange des Obergirges, durchfließt zuerst gegen Norden das kalte Oberthal, ändert dann, durch viele Bäche ansehnlich verstärkt, ihren Lauf nach Südosten, welche Richtung sie bis Deutsch-Fasnik beibehält, wo sie abermals in einem rechten Winkel umbiegt und zwar nach Nordosten, um bald das deutsche Gebiet zu verlassen. Ihr wichtigster Nebenfluß in unserem Gebiete ist die Oppa, welche durch die Vereinigung dreier starker Gebirgsbäche entsteht, 1. der vom hohen Urlichzuge kommenden schwarzen Oppa, 2. der Mitteloppa, welche ihre Quellen an den Abhängen des Zitter- und Leiterberges hat und 3. der zwischen dem Altvater und der hohen Haide entspringenden kleinen Oppa. Die bei Würbenthal vereinigte Oppa fließt in vielfachen großen Krümmungen nach Südosten durch ein nicht zu enges, von steilen Wänden eingeschlossenes Thal, wendet sich bei Neu-Ebersdorf nach Nordosten und verstärkt sich bei Jägerndorf durch die von Hermannstadt kommende Goldoppa. Von Jägerndorf an bildet die Oppa die österreichisch-preußische Grenze, an ihr rechtes Ufer dringen die Slaven vor, nur die Stadt Troppau hat eine fast ausschließlich deutsche Einwohnerschaft.

Unterhalb Troppau empfängt die Oppa ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Mohra. Diese entspringt auf der hohen Haide, schäumt zuerst in wilder Bergschlucht über Felswände nach Karlsdorf, eilt dann in einem von Norden nach Süden gerichteten Thale nach Friedland, biegt hier nach Osten und am Fuße des Kautenberges nach Südosten um, das enge Thal durchfließend, welches das Plateau von Benisch und jenes von Braunseifen und Wigstadt scheidet, nimmt hinter Wigstadt eine nordöstliche Richtung an und verläßt vor der Stadt Grätz das deutsche Sprachgebiet.

Auch die March, der Hauptfluß Mährens, hat ihren Ursprung und ihren Oberlauf innerhalb der mährisch-schlesischen Sudeten. Ihre Hauptquelle kommt aus einer Schlucht am südlichen Abhange des Spieglichter Schneeberges, wird bald durch andere ihr zufließende Quellen zu einem Bache und fließt südwärts durch eine enge Kluft nach Groß-Mohrau, wendet sich dann nach Osten, empfängt mehrere vom Salwiesenrücken herabkommende große Bäche, nimmt dann einen südlichen Lauf an und tritt bald auf slavisches Sprachgebiet über, begrenzt jedoch später noch die große deutsche Sprachinsel der Schönhengstler im Osten, durchschneidet auch den schmalen Streifen deutschen Gebietes, der südlich von Neustadt bis über Dittau vordringt und berührt weiterhin endlich das vorwiegend von Deutschen bewohnte Olmütz und seine zum Theil deutsche Umgebung. Ihr wichtigster, hier zu erwähnender Nebenfluß ist die Theß. Diese entsteht aus mehreren Gebirgsbächen, von denen der am westlichen Abhange der hohen Haide entquellende der eigentliche Theßbach heißt. Sie empfängt sämmtliche, vom Südwest-Abhange des Altvatergebirges herabeilenden Gewässer, auch die unweit dem Fuhrmannsstein entspringende rauschende Theß, durchfließt dann ein reizendes Thal, in welchem sie viele Industrialwerke und Mühlen treibt. Knapp an der Sprachgrenze liegt die Stadt Schönberg. Die Hauptrichtung der Theß ist südsüdwest.

Das Gefenke ist reich an Säuerlingen. Man kann zwei Gruppen derselben unterscheiden. Die eine hat ihre zahlreichen Quellen an den Ostabfällen des Altvater und in seinen nächsten südlichen Ausläufern. Das sind die Quellen von Karlsbrunn, Ludwigsthal, Dürrseifen und Klein-Mohrau. Die zweite Gruppe scheint ihren Centralpunkt in der Nähe der erloschenen Vulcane des Rautenberges und des Messendorfer Berges südlich von Freudenthal zu haben, und zwar die eisenhaltigen Säuerlinge bei Neuroda an der Mohra, bei Raase und Wiese, die Stahlquellen von Andersdorf und Tscheschdorf, der Walkmühlenbrunnen bei Jägernsdorf, das Sauerwasser von Johannisbrunn. Bedeutende Schwefelquellen sind in Groß-Allersdorf nördlich von Schönberg.

Der größte Theil des hohen und niederen Gesenkes ist dicht bewaldet. Nadelhölzer sind vorherrschend, die südlichen und west-südlichen Bergabhänge weisen auch ansehnliche Laubholzbestände auf, oder Laubholz dem Schwarzwalde beigemischt. Auf denjenigen Ruppen und Kämmen, die eine Seehöhe von 1250^m und darüber behaupten, stehen die Bäume, meist Fichten, verkrüppelt, mit langen, tief herabgedrückten Nestern. In den vielen, gut bewässerten und wohlbebauten Thälern dehnen sich zahlreiche Dörfer oft stundenlang aus, denn das Gesenke ist stark bevölkert, Gewerbe und Industrie finden nicht bloß in Städten und an einzelnen Punkten einen lebhaften Betrieb. Darum haben auch Nordmähren und Schlesien, trotz aller Terrainschwierigkeiten, ein ziemlich ausgebildetes Eisenbahnetz. Von der preussischen Grenze führt in südöstlicher Richtung bis Jägerndorf, zum Theil im Thale der Goldoppa, dann in südlicher Richtung an Freudenthal vorbei nach Olmütz die mährisch-schlesische Centralbahn. Ein Seitenarm derselben geht, dem Laufe der Oppa folgend, von Jägerndorf durch slawisches Gebiet nach dem deutschen Troppau, ein zweiter in westlicher Richtung, dem Laufe der Oppa entgegen, von Erbersdorf nach Würbenthal, ein dritter in gleicher Richtung von Kriegsdorf nach Römerstadt. Von Sternberg, das mit Olmütz durch einen Ausläufer der Ferdinands-Nordbahn verbunden ist, zieht sich, anfangs in westlicher, dann von Mährisch-Neustadt bis Schönberg in nordwestlicher Richtung, an der Sprachgrenze, weiter durch rein deutsches Gebiet eine kurze Strecke durch das Thal der Theß hinab, dann nord- und westwärts das Marchthal hinauf bis zur Vereinigung mit der süd-norddeutschen Verbindungsbahn die mährische Grenzbahn. Sie sendet eine Seitenbahn von Schönberg nach Norden bis Böptau. Endlich durchschneidet der von Böhmischem-Trübau nach Olmütz sich erstreckende Seitenarm der österreichischen Staatsbahn das besprochene Gebiet bei Littau.

Wir haben oben des vom Spiegliker Schneeberge nach Süden verlaufenden Bergzuges des kleinen Schneeberges gedacht. Ein anderer Gebirgszug geht vom Spiegliker Schneeberge nach Nord-

westen, das Adler- oder Habelschwerdter Gebirge, zwei parallele Kämme, zwischen denen die wilde Adler tobt und braust. So lange die Adler einen südöstlichen Lauf hat, bildet sie die Grenze Böhmens, nur ihre Quellen liegen auf preussischem Gebiete. Sie durchbricht aber endlich den böhmischen Kamm des Gebirges und fließt zunächst südlich, bald aber westlich der Elbe zu. Auf dieser Strecke vereinigen sich mit ihr die bei Grulich in der Nachbarschaft der Marchquellen entspringende stille Adler und mehrere Bäche vom Südabhange der böhmischen Kämme. Nur diese Kämme bieten dem deutschen Elemente einen festen Haltepunkt, denn hier ist längs der Grenze nur ein schmaler Streifen Landes von den Deutschen besetzt. Bei Gießhübel reicht das slavische Sprachgebiet bis an die Landesgrenze, ja darüber hinaus. Der Zusammenhang des deutschen Hauptgebietes wird nur dadurch aufrecht erhalten, daß es sich in der preussischen Grafschaft Glatz ununterbrochen fortsetzt. Bei Kaltwasser, Barzdorf greift es wieder nach Böhmen herein.

Hier kommt aus Preußen herüber der Kamm des Heuscheuergebirges (mit der 920^m hohen Heuscheuer), welcher sich in dem des Faltengebirges fortsetzt. Nördlich davon ist das Braunauer Gebirge mit dem Spitzberge (766^m). Das Heuscheuergebirge ist der Abschluß des von der sogenannten sächsischen Schweiz durch Böhmen über Adersbach und Weckelsdorf sich erstreckenden Sandsteinzuges. Westlich schließen sich an das Braunauer Gebirge die vielbesuchten Felsengruppen von Adersbach und Weckelsdorf. Die Einwirkungen des Wassers haben hier die gewaltige Felsenmasse so durchfurcht und zerrissen, daß Klüfte und Spalten aller Art entstanden und die einzelnen Theile, welche man jetzt in ihrer Gesamtheit nicht unpassend die Felsenstadt nennt, die auffallendsten Formen und Bildungen annahmen.

Durch das Überschar- und Rabengebirge, welches nach Böhmen von Preußen hereinragt, gehen die Sudeten in das eigentliche Hochgebirge des Systems über, in das Riesengebirge. Die Länge desselben beträgt vom Liebauer Passe nahe den Boberquellen bis zum Harrachsdorfer Sattel südlich von den Quellen

der Gneis 38 Kilometer, die Breite etwa 23 Kilometer. Auf der böhmischen Seite fällt das Gebirge allmählich und sanft ab. Der Hauptrückén erhebt sich gerade an der Landesgrenze und hat die höchsten Spitzen des ganzen Gebirges. Wir nennen hier die Riesen- oder Schneekoppe (1611^m), einen abgestumpften Granitkegel, der den Riesenkamm an 290^m überragt und, mit Gneis- und Glimmerschiefer bedeckt, einem ungeheuren Steinhauſen ähnlich sieht, westlich davon die kleine Sturmhaube (1416^m), dann den Mädelstein (1375^m), die große Sturmhaube (1482^m) und am Ende des nordwestlichen Flügels den Keifträger (1350^m). Auf diesen, durch so stattliche Erhebungen ausgezeichneten, von Norden her betrachtet, wie eine Riesenmauer sich aufthürmenden Gebirgswall verlegten die alten Germanen den Wohnſitz ihres Göttergeschlechtes und nannten ihn das Mſengebirge. Fast in derselben Richtung wie dieser Hauptrückén läuft ein zweiter vom Brunnberge (1555^m) über den Ziegenrückén (1359^m) und Arkonoſch zum Keſſelberge, welcher Gebirgsrückén an den Endpunkten durch Hochwiesen mit dem Hauptkamme verbunden ist. Zwischen beiden gähnt der tiefe Spalt der „Sieben Gründe“. Nach der böhmischen Seite laufen verschiedene Seitenarme aus und geben durch ihre verschiedenartige Gruppierung das Aussehen eines sehr combinirten Gebirgssystems. Von dieser Seite führen nur zwei Hauptwege auf den Kamm, nämlich das Fluſsthal der Mupa und das der Elbe. Über den geologischen Bau des Gebirges sagt Korſtká: „Der Hauptkamm besteht in seiner ganzen Länge, von der Schneekoppe bis zur Prokſchbaude, wo er mit dem Iſergebirge zusammenhängt und sich von diesem kaum scheiden läßt, aus Granitit. Die Hauptmasse dieses Gesteines ist fleischrother, ins Braune übergehender Felſſpath. Manche Bestandtheile verwittern leicht und werden vom Regen weggeſpült, wogegen andere, die fester sind, als mächtige nackte Felſmassen wie Thürme und Mauern den Hauptkamm überragen. Auf der böhmischen Seite streicht der Granitit von den Mumelfelſen ostwärts und verschwindet, immer ſchmäler werdend, unweit der Riesenbaude am Fuße des Koppkegels vollständig. Das östliche Ende des Hauptkammes besteht

aus einer Abart des Gneis. Dieser Gneis ist von dem Granitit des Hauptrückens durch Glimmerschiefer getrennt; aus letzterem Gestein besteht auch beinahe der ganze Parallelrücken. Im Osten kommt neben dem Glimmerschiefer der Hornblendeschiefer vor, im Südosten und Osten tritt auch der rothe Sandstein auf.“ Der Fuß des Gebirges trägt Laubholz aller Gattung, die Abhänge Nadelholz, über 1200^m Seehöhe kommt nur noch die Zwergkiefer, das sogenannte Knieholz, fort. Die Stämme der Zwergkiefer kriechen am Boden hin, während die Zweige vertical aufrecht streben. In Höhen über 1400^m findet sich auch das Knieholz nur vereinzelt, in kleinen Gruppen. Weizen gedeiht bis 350^m, Korn um 100^m höher, der Hafer erreicht 760—790^m. In ebenso bedeutenden Höhen werden Kartoffel und Wein gebaut. Noch weiter hinauf breiten sich nur große Weideplätze, Bergwiesen, aus. Die zerstreut wohnenden Viehzüchter lassen auf denselben ihr Vieh weiden. Die zwischen den beiden gleichlaufenden Kämmen eingeschlossenen, großen, muldenförmigen Flächen enthalten Moräste, Sümpfe, Lachen, die mehreren Flüssen, z. B. der Elbe und Aupa den Ursprung geben. Hier, auf den beiden Längnrücken und auf den breiteren Querrücken sind auch ausgedehnte Torflager.

Mitteltst des hohen Sattels zwischen Neuvelt in Böhmen und Schreibershau in Preussisch-Schlesien, über den eine Straße aus dem Iserthale in Böhmen in das Thal des Zacken in Schlesien führt, hängt mit dem Riesengebirge das Isergebirge zusammen, wie es auch in geologischer Hinsicht als eine Fortsetzung des Riesengebirges erscheint, denn seine Hauptmasse besteht auch aus Granitit. Darum hat auch das Isergebirge tiefe Schluchten mit steilen Hängen und schroffen Abstürzen aufzuweisen. Bei Pragau schließt sich mit einem niederen Rücken das Lausitzer-Gebirge an. Von der Tafelfichte (1124^m), als dem eigentlichen Grundstocke, gehen drei ansehnliche Kämmе aus: der große Iserkamm nach Preußen in der Richtung von Ostnordost, der Mittelkamm nach Südosten und der Wälsche (oder Wohlische) Kamm nach Südostsüd. Das ganze Isergebirge ist ein rauhes, unwegsames, mit dichten Waldungen, Sümpfen und Torfmooren bedecktes

Gebirge, schwach bebaut und spärlich bewohnt. Nur um die weltbekanntem Glaswerke von Neuwelt liegen die Wohnungen der Glasgießer im Memelthale zahlreich zerstreut. Die Berggrücken haben meist langgezogene, monotone Formen. Besonders charakteristisch für dies Gebirge sind die ausgedehnten Sümpfe an der kleinen und großen Fier.

Von den Flüssen, welche in den besprochenen Gebirgen ihr Quellgebiet haben, ist zuerst die Elbe zu nennen.

Auf der Elbwiese, einem Theil derjenigen Hochebene, welche sich zwischen dem Steindlberg, Kahlenberg, Kessel, Arkonofsch, dem hohen Rade und dem Reisträger ausbreitet, also auf dem westlichen Flügel des Riesengebirges, entspringt der Elbseifen, dessen Wasser bald in mehreren Teichen angesammelt wird, um den Touristen das Bild eines mächtigeren Wasserfalles zu bieten, als derjenige des ungehemmt weiter fließenden, schwachen Elbseifenbaches wäre. Freilich zeigt sich dieser künstlich vergrößerte Wasserfall nur dann und nur einige Minuten, wenn die Schleusen gezogen werden. Durch mehrere kleine Zuflüsse bereichert, setzt nun der Elbseifen seinen Lauf in südöstlicher Richtung nach den Siebengründen fort und vereinigt sich später mit dem Weißwasserbache. Weil dieser beim Zusammenflusse fast noch einmal so stark ist, als der Elbseifen, betrachten ihn viele für die eigentliche Elbequelle. Er kommt vom westlichen Abhange der weißen Wiese auf dem östlichen Flügel des Riesengebirges aus der Nähe der Koppe und des Brunnberges und nimmt bei seinem Laufe nach den Siebengründen zahlreiche Bäche auf. In unzähligen, größeren und kleineren Cascaden stürzt das Weißwasser und die mit ihm vereinigte Elbe über die Granitblöcke, die in ihr Felsenbett sich drängen, durch ein schaurig wildes Thal. Auch, nachdem die Granitbänke aufgehört haben, bleibt der Lauf der Elbe nicht ungehemmt, ihr Gefälle stark. Erst von Hohenelbe an, wo sie sich nach Südosten wendet, fließt sie ruhiger. Zahlreiche Gewässer eisen ihr aus den Lehnen und Schluchten des Heidelberges und der Vorberge zu. Von Arnau fließt sie südlich, dann südöstlich über Königinhof nach Jaroměř. Den Lauf der Elbe hinab dringt das deutsche Sprach-

gebiet wie eine Halbinsel zwischen Jaroměř und Königinhof bis über Dubenec vor.

Der Name des Flusses „Elbe“, lateinisch *Albis*, dürfte am richtigsten von dem altdeutschen *alb* oder *elb* hergeleitet werden, das Fluß bedeutet. In Schweden und Norwegen kommt der Name *Elf* als allgemeine Bezeichnung fließender Gewässer sehr häufig vor, so die *Tornea Elf*, *Pitea Elf*, *Umea Elf*.

Der wichtigste Nebenfluß der Elbe am linken Ufer ist auf dieser Strecke die *Mupa*. Ihre Quellen sind benachbart denjenigen, welchen das Weißwasser sein Entstehen verdankt. Nicht weit von ihrem Ursprunge fällt die *Mupa* an einer senkrechten hohen Granitwand in den tiefen Mupengrund, hüpfet hierauf von einem Abfaz des Felsgesteins zum andern und bildet an dem Fuße der Schneefoppe noch einen zweiten Wassersturz, den unter diesem Namen allgemein bekannten „Mupenfall“. Mit gemäßigtem Laufe und vermehrter Wassermenge verläßt sie bei Trautenau die malerischen Vorgebirge und fließt südlich, bis sie bei dem czechischen Jaroměř in die Elbe fällt.

Wir erwähnen noch die *Mettau*, welche bei Friedland nahe an der Grenze entspringt, den durch das berühmte Felsenlabyrinth fließenden *Aderzbach* aufnimmt und den weiteren Lauf bis zur Mündung auf slavischem Boden hat.

Der mächtigste Nebenfluß der Elbe an ihrem rechten Ufer, die *Iser*, entsteht aus den Quellenbächen der großen und kleinen *Iser*. Erstere tritt hervor am wälschen Kamme des *Isergebirges*, ändert die südöstliche Richtung mit ihrem Eintritte in das Vorgebirge in eine vollkommen südliche und empfängt bei *Kochlitz* die vom *Riesengebirge* herabsteigende *Mumel*. Südlich von *Kochlitz* geht die Sprachgrenze, welche westlich von diesem Orte eine kurze Strecke der Landesgrenze sehr nahe kommt. Die kleine *Iser* sammelt ihre Gewässer aus den westlichen Abhängen des *Riesengebirges*.

Von dem zum *Isergebirge* gehörigen *Schwarzbrunnenberge*, auf welchem die *Lausitzer Neiße* entspringt, verläuft in nordwestlicher Richtung ein etwa fünf Meilen langer und gegen zwei Meilen breiter Gebirgszug, das *Feschkegebirge*. Das Thal

der Meisse, in welchem die Industriestädte Gablonz und Reichenberg liegen, scheidet dasselbe vom Isergebirge. Am höchsten überragt den Kamm des Gebirgszuges der Jeschken, welcher eine Seehöhe von 1032^m hat. Gegen das nordwestliche Ende gestaltet sich das Jeschkengebirge zu einem aus einzelnen Gipfeln gruppensförmig zusammengesetzten Gebirge. Die Meisse eilt unterhalb Grottau der Landesgrenze zu nach Zittau.

Das Jeschkengebirge wird zum Lausitzer Berglande gerechnet, welches sich zwischen der oberen Meisse und der Elbe ausbreitet. Es ist kein eigentliches Gebirgssystem mit einem Grundstocke und Nebenausläufern, sondern ein regelloses Gewirre von Bergen und Hügeln. Der zweithöchste Punkt ist die Lausche (795^m) bei Warnsdorf. Die böhmisch-sächsische Grenze geht mitten durch das Restaurationsgebäude, welches den Gipfel krönt. Nordwestlich von der Lausche liegt das überaus dicht bevölkerte Bergland von Warnsdorf, Rumburg und Schluckenau. Hier lohnt der Ackerbau nur wenig, dafür blüht die Industrie, hauptsächlich Leinen- und Baumwollindustrie.

Das Lausitzer Gebirge besteht zumeist aus Granit. Im Südwesten liegen demselben Haufen, zum Theil dichtgedrängter Bergkuppen vor, die man unter dem Namen „böhmisches Mittelgebirge“ zusammenfaßt. Das Thal des Grundbaches bei Obergrund und Georgenthal scheidet es von den Massen des Lausitzer Gebirges, durch den Gebirgsrücken bei Schönlinde hängt es mit demselben zusammen. Das Mittelgebirge wird von der Elbe durchbrochen. Auf der östlichen Hälfte treten besonders hervor der Kleis (761^m), zweitens der Goltzberg. Der Gipfel dieses ziemlich lang gestreckten Berges stellt den östlichsten Punkt des sogenannten Leitmeritzer Gebirges und zugleich die höchste Erhebung (719^m) in dieser Gegend dar. Der westliche an der linken Seite der Elbe gelegene Theil des Mittelgebirges reicht nördlich bis zum Eulauer, im Nordwesten bis zum Teplitzer Thale, gegen Westen zur Saazer und gegen Süden zur Ebene am unteren Laufe der Eger. Während sich auf der rechten Seite mehrere langgezogene Bergrücken finden, häufen sich auf der westlichen kegelförmige, theils spizige, theils

abgestumpfte Berge an. Diese stehen am Rande, wo das Gebirge aus der Ebene emporstrebt, vereinzelt, versammeln sich aber dann in größere oder kleinere Gruppen. Die höchsten Berge liegen in der Mitte, darunter der stattlichste, der Mieschauer oder Donnerberg (815^m). Das Mittelgebirge, sowie das gleich zu erwähnende Sandsteingebirge, bietet mannigfaltige, überaus malerische Landschaftsbilder. Die Abwechslung in der Höhe der Erhebungen ist sehr groß, die Berge stehen bald einzeln, bald in größeren Gruppen, bald sind es sanft abgerundete Kuppen, bald steile Kegele oder schroffe, zinnenartige Spitzen, bald wieder breite Rücken mit aufgesetztem Gipfel, und diese Mannigfaltigkeiten der Bergformen gewinnt noch einen besonderen romantischen Reiz dadurch, daß gar manche der Anhöhen entweder mit einer Burgruine, oder mit einer Kapelle oder einem Kreuze geschmückt ist. Das Mittelgebirge gehört zur vulcanischen Trappformation, Basalt und Klingstein bilden die Hauptmassen; der erstere setzt die meisten Berge, der letztere die höchsten Punkte und die mächtigsten Felsmassen zusammen. Nur in einigen Gegenden, wie im Bielathale bei Bilin und im Elbethale bei Czernosek kommt in den tieferen Theilen Gneis zum Vorschein.

Vom Sulauer Thale, dann vom Gebirge zwischen Rammitz und Kreibitz bis zum nördlichen Granitgebirge jenseits des Kirnsichtbaches und über die Grenze Böhmens nach Sachsen breitet sich das Elbsandsteingebirge (die sächsisch-böhmische Schweiz) aus. Zwei Dritttheile davon liegen auf der rechten Elbseite, ein Dritttheil auf der linken. Der Theil an der linken Seite der Elbe wird, soweit das Gebirge Böhmen angehört, fast allein vom hohen Schneeberge und dessen Vorbergen gebildet. Der hohe Schneeberg, mit seiner Höhe von 723^m alle Berge des Elbsandsteingebirges überragend, ist ein drei Viertelstunden langer und eine Viertelstunde breiter, mit einem stattlichen Aussichtsthurme gekrönter waldiger Bergrücken, den ein Felsenkranz umgibt. Die ganze Gebirgsmasse stürzt sehr steil gegen das Elbe- und das Sulauer Thal ab, dacht sich zu dem Erzgebirge hin bei Nollendorf und Peterswalde nur wenig ab und verflacht nach Norden

faust. Der an dem rechten Ufer gelegene Theil des Elbsandsteingebirges ist niedriger. Er bildet ein wellenförmiges, mit einigen größeren Erhöhungen besetztes Plateau, dessen Rand gegen die Elbe steil abfällt. Östlich und südlich schließt sich das Mittelgebirge an. An der Landesgrenze umsäumt es der Winterberg und die Thorwände mit dem vielbesuchten Prebischthore (443^m). Ein weiteres Ziel der zahlreichen Touristen sind die Felswände bei Dittersbach. Die Thäler, welche dieses Plateau durchschneiden, haben außerordentlich pittoreske und interessante Partien, die Gehänge derselben sind steile, oft wie eine Mauer senkrecht aufsteigende, zerrissene Felswände, einzelne, von der Hauptmasse abgelöste Pfeiler gestalten sich zu grotesken, abenteuerlichen Gebilden. Die Hauptfelsart ist Quadersandstein. Von den Felsarten des angrenzenden vulkanischen Trappgebirges findet sich ein majestätischer einzelner Basaltberg, der Rosenberg, welcher sich zu 588^m Meereshöhe erhebt.

Ein Quadersandsteinplateau liegt auch im Süden des Mittelgebirges, in der Gegend von Dauba. Auch dieses wird von sehr vielen Schluchten durchschnitten, welche oft an abwechslungsreicher Scenerie denjenigen der sogenannten böhmisch-sächsischen Schweiz nicht nachstehen. Auch einzelne prächtige Basalt- und Phonolithkuppen zeichnen diese Hochfläche aus. Das deutsche Sprachgebiet greift hier viel weiter in das Innere des Landes hinein, als an der Nordostseite Böhmens und zieht sich in einem breiten Streifen bis an den böhmischen Wald und die bairische Grenze gegen Taus, den äußersten westlichen Vorposten des Czechenthums.

Von Liboch an über Wegstädtl bildet die Elbe eine kurze Strecke die Völkerscheide. Die Elbe fließt hier nordwestlich, ändert bei Gastorf ihre Richtung in eine südliche, um bei Raudnitz nach Norden umzubiegen. Von Gastorf bis etwa nach Arzemuš wohnen Slaven. Von Arzemuš bis Lobositz fließt die Elbe westwärts. Das rechte Ufer bleibt ununterbrochen deutsch, vor Lobositz wird es auch das linke. Bei Lobositz tritt die Elbe in ein enges, durch das Mittelgebirge gebrochenes Thal, das bei Libochowan eine kesselförmige Erweiterung hat. Der Strom hält,



abgesehen von einigen Krümmungen, worunter die bedeutendste nach Nordosten von Außig bis Kleinpriesen, die nördliche Richtung bis zu seinem Austritte aus Böhmen bei. Vor Tetschen erweitert sich das Elbthal, unterhalb Tetschen wird es plötzlich sehr enge.

Die wichtigsten Nebenflüsse der Elbe sind in dem besprochenen Gebiete am rechten Ufer die Pulsnitz oder der Polzen und der Kamnitzbach, auf dem linken die Biela und der Sulauer Bach.

Die Quellen der Pulsnitz liegen unter dem Tetschen. Sie fällt nach einem neun Meilen langen Laufe, verstärkt durch eine Menge größerer und kleinerer Gebirgsbäche, bei Tetschen in die Elbe.

Der Kamnitzbach kommt aus dem nördlichen Theile des Mittelgebirges, durchfließt unterhalb Kamnitz ein sehr enges und tiefes, wildromantisches Thal und mündet in Herrnskretschken.

Die Biela entspringt im Erzgebirge, durchschneidet die westliche Hälfte des Mittelgebirges und fällt bei Außig in die Elbe.

Der Sulauer Bach scheidet das Gehänge des hohen Schneeberges vom Mittelgebirge und mündet bei Bodenbach.

Aus dem Teplitzer Thale, durch das Querthal von Tyssa von dem Elbesandsteingebirge getrennt, baut sich einem Walle gleich das Erzgebirge auf. Es erstreckt sich als entschiedenes Kettengebirge in einer Länge von 136 Kilometern nach Südwesten und endet in den Hochfläcken, die an die Waldsteinkette des Fichtelgebirges angrenzen. Von Süden aus ist der Aufstieg überall ziemlich steil, zahlreiche Schluchten und Thäler, zwischen denen kurze Gebirgsjoche mit meist abgerundeten Kuppen von verschiedener Höhe hervortreten, geben dem Südabhange ein stattliches Gebirgsansehen. Der Kamm, der in einer fast wellenförmigen Linie sich zieht, geht nach Norden zu in einen breiten Rücken über, der sich ganz unmerklich abdacht, ja zum Theil einer fast ebenen Hochfläche gleicht, die von seichten Thälern durchschnitten ist. Dieser breite Rücken ist fast gänzlich entwaldet und nur wenig fruchtbar, nichts desto weniger ist das ganze Gebirge mit zahlreichen Städten und Dörfern wie überjätet. Nur einzelne, nicht gar bedeutende Kuppen unterbrechen die Hochplateau-Landschaft. Die Grenze Böhmens läuft

jenwärts der Wasserscheide. Der nordöstliche Theil des Gebirges ist gebildet aus Gneis, Porphyr und Granit, Basalt kommt nur an einzelnen Stellen vor und von Flözfelsarten der Quaderstein am Fuße des Gebirges, im westlichen Theile herrscht der Gneis vor. Am nordöstlichen Ende erhebt sich das Mückenthürmchen (800^m), der Wieselstein bei Oberleutensdorf (949^m), der Bernstein (920^m). Weiter gegen Westen erreicht der Gebirgskamm eine Höhe von mehr als 860^m. Nordöstlich von Preßnitz ragt der hohe Hutberg (991^m) empor, der in südlicher Richtung in die Keischhöhe verläuft, an welche sich westlich der Pöllnerberg (855^m) anschließt. Auch der nördliche Abhang des Gebirges hat mehrere ansehnliche Kuppen. Westlich von Preßnitz und Schmiedberg liegt der Keilberg oder Sonnenwirbel (1243^m), bei welchem der Paß von Gottesgab in der Höhe von 900^m von Karlsbad, Joachimsthal nach Sachsen führt. Der Keilberg, der höchste Punkt des Erzgebirges, bildet den Hauptstock des ganzen Gebirges. Nahe um ihn gruppiren sich die größten Erhebungen, so daß hier das Erzgebirge fast das Aussehen eines Hochgebirges erhält. Jenwärts der Landesgrenze erhebt sich der Fichtelberg (1213^m), in Böhmen der Hauenstein (1080^m) und südlich davon der Schwarzfelsberg (1114^m). Der Haupttrüden bleibt eine breite Gebirgsfläche mit sanfter Abdachung gegen Norden, weiter gegen Westen nimmt seine Höhe allmählich ab, sie erreicht bei Gottesgab noch 1016^m Seehöhe, dann aber wird der Zusammenhang des Haupttrüdens bald undeutlicher, er erscheint in mehrere kleine Gruppen von Gipfeln aufgelöst, die im Egerlande mit den Ausläufern des Fichtelgebirges verschmelzen. Die hervorragendsten Punkte im westlichen Theile des Erzgebirges sind: der Spitzberg (1118^m) bei Gottesgab, der Plattenberg (1039^m) bei Platten, der Mückenbühl (944^m), der Mischberg (925^m) der hohe Stein (767^m) bei Schönbach und der Kapellenberg (764^m). Seinen Namen hat das Gebirge von den vielen und reichen Erzlagertstätten.

Vom Fichtelgebirge fällt nur der östliche, reich bewaldete Theil nach Böhmen. Dieser bildet die westlich amphitheatralische Umgrenzung des Egerlandes, eines Bergkessels, der vom Erzgebirge,

dem Fichtelgebirge und dem böhmischen Walde nebst dem Marienbader Gebirgszweige eingeschlossen ist und sich nur nach Osten gegen Maria-Kulm und Königsberg hin öffnet.

Auf dem Fichtelgebirge, außerhalb des Landes, in Baiern, entspringt die Eger, welche das Egerland in östlicher Richtung in vielen Krümmungen durchschneidet. Sie tritt dann in die weite Thalsfläche zwischen dem Erz- und dem Tepler-Gebirge, fließt aber näher dem letzteren. Unterhalb Karlsbad biegt sie nach Nordosten. Das Thal zwischen den genannten Gebirgen verengert sich vor Klösterle fast zur Schlucht. Unterhalb Raaden werden die Gehänge des Flußthales niedriger und sanfter, das Thal verbreitert sich und verliert sich unterhalb Saaz ganz in die Ebene. Indem jetzt die Eger wieder einen östlichen Lauf annimmt, passirt sie noch ein in den Fuß des Mittelgebirges eingeschnittenes Thal, tritt dann bei Hostenitz in die Ebene und eilt mit nördlich gerichtetem Laufe unterhalb Theresienstadt der Elbe zu. An der linken Seite empfängt sie mehrere Bäche, die in engen, tiefen Thälern am Gehänge des Erzgebirges herabfließen. Wichtiger sind die Nebenflüsse am rechten Ufer: der Wondreb und die Tepl.

Der Wondreb tritt unterhalb Waldsassen in Böhmen ein, wo ihm an seiner linken Seite der die Landesgrenze bezeichnende Hundsbach zufließt.

Die Tepl entspringt am Podhornberge, wendet sich von der Stadt Tepl nördlich und verfolgt diese Richtung in einem allmählich tiefer und enger werdenden Thale bis zu ihrer Mündung bei Karlsbad.

Bis zur Mündung der Tepl begleitet die Eger an ihrem linken Ufer ein breiter, durch zahlreiche Schluchten zerklüfteter Berg Rücken, das Karlsbader Gebirge. Seine Hauptsteinart ist Granit, welcher stellenweise, besonders bei Schlaggenwald, mit Zinnerz durchsprengt ist. Die höchste Gruppe von Bergen bildet der im südwestlichen Theile gelegene Kaiserwald mit der 973^m hohen Glaze. Erwähnt haben wir schon den Podhornberg (838^m), ebenso sind durch ihre Höhe noch ausgezeichnet der Spitzberg (821^m) und Crudum (830^m). Die Gehänge des Gebirges fallen gegen die

Eger meist steil, an mehreren Orten als schroffe Felsenwände ab, ebenso auch in die Seitenthäler.

Zwischen Karlsbad und Raaden, dem Teplthale und der Saazer Ebene erhebt sich das Duppauer Gebirge. Der Mittelstock bei Duppau ist 1240^m hoch. Von ihm laufen strahlenförmig nach allen Weltgegenden niedrigere, mit einzelnen Bergkegeln besetzte Rämme. Die geologischen Verhältnisse sind denen im Leitmeritzer Mittelgebirge ähnlich. Das Karlsbader und das Duppauer Gebirge werden auch unter dem Namen des Teplergebirges zusammengefaßt.

Zwischen dem Duppauer Gebirge und dem Leitmeritzer Mittelgebirge dehnt sich die fruchtbare Saazer Ebene aus.

Die dichte Bevölkerung und hochentwickelte, überaus rege Industrie von Nordböhmen mußte auf die Hebung der Verkehrsmittel einwirken. Deshalb hat keine Gegend der ganzen östereich-ungarischen Monarchie, wenn wir von der Metropole des Reiches absehen, so viele Eisenbahnen, wie das deutsche Nordböhmen. Daneben hat auch die Schifffahrt auf der Elbe, zumal zwischen Ruzsig und Tetschen, durch Kettendampfer einen großen Aufschwung genommen.

Die Staatsbahn sendet von Chozen einen Zweig nordwärts nach Nachod, von da nach Politz, das schon im deutschen Sprachgebiete liegt, Beckelsdorf, Halbstadt, von hier westlich bis Braunau. Die Hauptlinie betritt vor Lobositz den von Deutschen bewohnten Grenzstrich Böhmens und läuft am linken Elbeufer bis Bodenbach, wo sich die sächsische Staatsbahn anschließt. Am rechten Elbeufer ziehen sich die Schienenstränge der Nordwestbahn hin. Die Nordwest- und Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn hat mehrere Verzweigungen und Ausläufer im nordöstlichen Theile Böhmens. a) Auf deutschem Gebiete liegt die letzte Station der Linie Wossel-Königgrätz-Mittelwalde, nämlich der Markt Wichstadt, von welcher Station die mährische Grenzbahn nach Grulich führt. b) Die Linie Chlumetz-Neupaka-Paršchnitz. Die Bahn verläßt das czechische Sprachgebiet bei dem Dorfe Branna, geht dann nach Pelsdorf, von wo ein kurzer Flügel nach Hohenelbe abzweigt,

weiter nach Arnau, Trautenau, das durch einen Seitenflügel mit Freiheit verbunden ist, endlich im Lupathale nach Parschnitz. Nach diesem Orte führt auch c) die Linie Pardubitz-Josefstadt-Parschnitz-Liebau. Die letzte Station auf österreichischem Boden ist Königshain, nördlich von Parschnitz. d) Die Linie Josefstadt-Turnau-Reichenberg-Seidenberg. Die Station Liebenau ist die erste auf deutschem Boden. Die Strecke von Reichenberg nach Friedland durchschneidet das Isergebirge. Von der Station-Eisenbrod geht eine Zweigbahn nach dem deutschen Tannwald. Im Thale der Meisse läuft die sächsische Staatsbahn von Zittau in Sachsen nach Reichenberg. Die böhmische Nordbahn läuft von Bakov aus, tritt hinter Weißwasser auf das deutsche Sprachgebiet, führt dann am Bößig vorbei, einem zweigipfeligen Phonolithberge von 603^m Seehöhe, dessen einen Gipfel eine Ruine schmückt, nach Leipa. Diese Stadt ist der Knotenpunkt der Nordbahn. Von hier geht eine Trace nach Benzen und Tetschen-Bodenbach in westlicher Richtung, eine andere nordwärts nach Haida und Tannenbergr, bei welcher Station auch die Strecke Benzen-Böhmisch-Ramnitz mündet, weiter nach Kreibitz-Neudörfel, wo eine Strecke nördlich nach Rumburg abzweigt, eine andere östlich nach Warnsdorf. Von Rumburg geht ein kurzer Ausläufer nach Schluckenau und eine andere Strecke nach Georgswalde. Die Außig-Teplitzer Bahn läuft durch ein reiches Kohlenrevier von Außig nach Teplitz, Dux, Brüx bis Komotau, die Dux-Bodenbacher Bahn von Bodenbach bei Teplitz vorüber nach Oberleutensdorf, Görkau, gleichfalls bis Komotau, die Buschtiehrader Bahn von Prag zunächst durch czechisches Gebiet, dann von Michelob an auf deutschem nach Trnowan, im Egertthale aufwärts an vielen großen Hopfengärten vorbei nach Saaz und Komotau, von hier in südwestlicher Richtung aus der westlichen nach Raaden, Klösterle und Karlsbad, in das weite Kohlengebiet von Chodau, wo eine Localbahn nach Neudeck ausläuft, längs vieler Kohlen- und Eisengruben nach dem Dorfe Neusattel, von wo eine Localverbindungsbahn nach Elbogen führt, weiter nach Falkenau, von wo ein Seitenflügel das Zwodau-Flüßchen aufwärts nach Grassitz geht, nach Königsberg und Eger. Eine

andere Linie läuft von Komotau in's Erzgebirge nach Kríma bis Weipert. Von Kríma geht auch der über Sebastianberg nach der Grenzstation Reitzenhain und weiter nach Chemnitz in Sachsen führende Flügel aus. Vor Eger geht von Tirschnitz eine Zweigbahn nach Franzensbad. Die Prag-Duxer Bahn verbindet Prag mit dem reichen Braunkohlenslager des Dux-Brüxer Revieres. Sie tritt hinter Laun auf deutsches Gebiet, führt dann nach Brüx, Oberleutensdorf und endet bei Klostergrab. Eine Trace der Pilsener-Prisener Bahn führt von Pilsen nordwärts, von Scheles an durch deutsches Gebiet nach Kriegern, Boderlam, Saaz, wo die Buschtiehrader Eisenbahn mit ihr kreuzt, nach Postelberg, Bilin, Dux.

Das mächtige Gebirgsganze, welches sich in einer Länge von beiläufig 200 Kilometern und in einer Breite von 30—60 Kilometern vom Südfuße des Fichtelgebirges in südöstlicher Richtung auf der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Nordsee und des schwarzen Meeres auf der böhmisch-bairischen Grenze und dann am linken Donauufer zwischen Passau und Linz ausbreitet, wird geographisch mit dem Namen „Böhmerwald“ bezeichnet. Es gliedert sich in zwei Haupttheile durch die 22 Kilometer breite Einsattelung bei Neumarkt. Der nördliche Theil wird der eigentliche Böhmerwald oder der böhmische Wald, die südöstliche größere Hälfte von den Deutschen der Böhmerwald schlechthin, von den Tschechen Sumava genannt.

Das Thal des Wondreb, durch welches die von Eger nach Regensburg führende Eisenbahn gelegt ist, trennt den böhmischen Wald von den Verzweigungen des Fichtelgebirges. Zunächst erhebt sich der Dillenbergr bis 852^m. Da die Kammhöhe des böhmischen Waldes nur 695^m beträgt und der Gebirgszug böhmischerseits gegen ein Flachland sich abdacht, dessen Niveau im Mittel bereits 474^m Meereshöhe hat, so macht der böhmische Wald von dieser Seite keineswegs den Eindruck eines Hochgebirges, sondern erscheint als ein niedriger, ziemlich einförmiger Waldstreifen, über den sich einige sanft gewölbte Kuppen erheben. Seine Thäler sind meist flache Mulden. Eine andere Gestalt

nimmt erst der südlichste Theil an, der Gebirgsstock des Ezerkov (1016^m). Dieser sendet nämlich strahlenförmig ringsum kurze Gebirgsketten aus, die durch tief eingeschnittene romantische Waldthäler, mit steilen, zum Theil felsigen Hängen und rauschenden Bächen, geschieden sind. Ein 670^m hoher Paß, welchen die von Klentisch nach Waldmünchen in Baiern führende Straße passirt, trennt diesen Gebirgsknoten von der östlichen Kette des nördlich gelegenen Gebirgstheiles. Während nämlich vom Egerthale an das Gebirge in seinem Anfange nur als ein breites, von feichten Thälern durchfurchtes Plateau erscheint, beginnen in den Nähe von Weißenfuß im Bisthume teiniger Bezirke zwei Parallelketten, zwischen welchen der Schwarzachbach nach Süden und der Radbusabach nach Norden fließt. Beide Gewässer entspringen nahe bei einander im Westen des Liffaberges. Die Landesgrenze geht auf dem westlichen Rücken. Das vorherrschende Gestein ist der Gneis, der an mehreren Stellen von Granit durchbrochen wird. Der Dillenbergr und der Ezerkov sind Glimmerschieferücken. Auch Amphibolschiefer kommt vor. Bemerkenswerthe Kluppen zwischen dem Dillenberge und Ezerkov sind: der Dhrenberg (738^m) und der Liffaberg (867^m).

Die bedeutendsten der zahlreichen Wasseradern des Gebirges sind: 1. der schon erwähnte Wondreb; 2. die Mies. Sie entspringt in der Mieslohe, einem Hochmoore nahe der Landesgrenze, führt in ihrem obersten Laufe den Namen Katzbach, nimmt zahlreiche Bäche auf, hat die Hauptrichtung nach Osten und vereinigt sich auf czechischem Boden, bei Pilsen, mit der Radbusa. 3. Die Pfreimt. Sie kommt vom Hollerberge und wendet sich nach kurzem südlichen Laufe westwärts nach Baiern. 4. Die Radbusa, welche ihre Quelle nahe derjenigen der Schwarzach hat und anfangs nord-, dann ostwärts fließt. 5. Die Schwarzach, welche nur in ihrem obersten südlichen Laufe Böhmen angehört. Dem Ezerkov entquellen, und zwar dessen Nordabhänge 6. die warme, dem Südabhänge 7. die kalte Bastriz. Erstere stellt durch ihre Gabeltheilung eine Verbindung des Elbe- und Donaugebietes her. Sie spaltet sich nämlich bald in zwei Bäche,

von denen der eine sich mit dem Chambach vereinigt, der andere nordwärts der Radbusa zufließt.

Am Fuße des Czertov vorüber eilt die böhmische Westbahn der Landesgrenze und der bairischen Station Furth zu.

Das weite, ziemlich knapp an der Sprachgrenze beginnende Plateau von Grazen-Wittingau bildet die Ostgrenze des Böhmerwaldes. Weniger deutlich ist der südliche Böhmerwald von dem böhmisch-österreichischen Gebiete geschieden. Gegen Osterreich gibt es keine natürliche Abgrenzung.

Nach Willkomm sind folgende Theile des Böhmerwaldes zu unterscheiden:

Bis zu dem Pässe von Kapellen verläuft der Grenzkanal von Nordwesten nach Südosten in einer Länge von 16 Meilen. Er läßt sich einteilen in:

a) Das künische Gebirge (bis Eisenstein), eine nach beiden Seiten schroff abfallende, zuoberst mit Felsstücken bestreute Gebirgskette aus Glimmerschiefer. Die stattlichsten Ruppen derselben sind die Doppelpyramide des Dffer, das Zwerggef (1282^m) und die hohe Seewand (1340^m). Noch vor dem Dffer geht ein mehrfach sich verzweigender Seitenrücken am rechten Ufer des Chodangelbaches bis zur weiten Thalebene der Angel bei Neuern, ein zweiter, auch nach Nordosten, vom Dffer zwischen den romantischen Thälern des Müllerhütten- und Dfferbaches. Von der hohen Seewand schiebt sich ein kurzer Bergrücken zwischen zwei Bächen bis zum Regen vor, ein zweiter Querriegel, den eine leichte Einsattlung vom Spitzberge (1215^m) trennt, nach Osten. Im Süden dieses Querriegels liegt ein tiefer Kessel mit dem Teufelssee. Nordwestlich ist eine zweite Vertiefung mit dem Schwarzen See. Da alle Böhmerwaldseen wegen ihrer beträchtlichen Tiefe einen sehr dunklen Wasserpiegel haben, so scheint der Name „Schwarzer See“ für diesen See allein nicht passend zu sein und die Geographen nennen ihn deshalb den Bistritzer oder Eisenstrazer See. Östlich vom Spitzberge, jenseits eines PASSES, erhebt sich der Panzerberg (1150^m), der einen hohen Bergkanal als rechtsseitige Umwallung bis nach Neuern hin entsendet. Der Angel, ein helles Forellenwasser,

entquillt dem Nordabhange des Panzers, nimmt nebst anderen Wässern den aus dem Schwarzen See zufließenden Seebach, ferner den Oßerbach auf, tritt bei Neuern aus dem Hochgebirge und wird unterhalb dieses Ortes noch durch den vom Westen ihm zu-eilenden Chodangel verstärkt.

b) Das Gebirge zwischen den Pässen von Eisenstein und Kuschwarda. Es beginnt mit dem Gebirgsstocke des Fallbaum (1238^m), hat schon bei seinem Ausgange mehr als die doppelte Breite des künischen und behält diese bis zum Mittagsberge (1341^m). Zwischen dem Fallbaum und dem Mittagsberge erheben sich der Lackaberg (1302^m) auf bairischer Seite und der Steindlberg (1305^m) auf böhmischer Seite. Zwischen dem Lacka- und dem Steindlberge senkt sich mit ziemlich steilen, dicht bewaldeten Hängen ein tiefer, nur gegen Norden geöffneter Kessel ein, den der Lackasee zum Theile einnimmt, nördlich vom Mittagsberge liegt in einer Vertiefung der Stubenbacher See. Senferts des Mittagsberges verwandelt sich der Grenzkamm böhmischerseits in ein breites Hochland, das Plateau von Mader und Fürstling, welches der Maderbach von Süden nach Norden durchschneidet. Diese etwa anderthalb Quadratmeilen große Hochfläche ist eine rauhe, unwegsame Wildnis mit zahlreichen „Fälzen“ (Torfsümpfen). Nur wenige, im dichten Walde gelegene Holzhauercolonien, die Erbförsterei und das kleine Dorf Mader unterbrechen die traurige Einöde. Dies Plateau trägt den höchsten Berg des ganzen Böhmerwaldes, den 1448^m hohen Rachel, der jedoch jenseits der böhmischen Grenze liegt, ferner den Plattenhauerberg (1361^m), den Marberg (1346^m) und den Schwarzberg (1272^m), von dem aus ein Gebirgsrücken nach Norden läuft, welcher dieses Plateau von dem „der Gefilde“ scheidet. Vom Schwarzberge bis zum Scheuer-eckerberge (1043^m) breitet sich das Hochland von Buchwald und Fürstenhut aus. Südlich vom Scheuer-ecker geht es rasch in ein von zahlreichen Thälern durchfurchtes und mit vielen Dörfern übersäetes Hüggelland über, das sich zum Pässe von Kuschwarda (812^m) senkt. Nur der Theil von Eisenstein bis zum Lackaberge ist aus Glimmerschiefer zusammengesetzt, das übrige Gebirge, wie auch

das daran grenzende Centralplateau besteht aus Gneis, der einzelne größere Granitinseln umschließt.

Nebst dem großen Regen, der das Thalbecken von Eisenstein bewässert, und dem kleinen Regen, die beide nach Süden fließen, gibt das besprochene Bergland auch mehreren Quellenbächen der Moldau ihren Ursprung.

c) Das Dreifessel- und Plöckensteingebirge. Aus der Hügellandschaft südwärts von Ruzschwarda strebt ein mächtiger Gebirgswall auf, der mit fast gleicher Kammhöhe südostwärts bis zum Pässe von Göckelberg verläuft. Der mittlere und höchste Theil zwischen dem Dreifesselberge und dem Plöckensteine sendet mehrere lange, parallel streichende Querjoche aus, die eine vielfuppige, gegen Nordwesten durch das Thal der kalten Moldau, gegen Norden und Nordosten durch das breite Längenthal der vereinigten Moldau begrenzte Gebirgsmasse bilden. Die höchsten Punkte liegen in der Hauptkette, auf bairischer Seite die Dreifesselsteine (1301^m), der Hohenstein (1340^m), in Böhmen die höchste Kuppe der Plöckensteinseewand (1375^m) und der Hochsichtet (1335^m). Das ganze Gebirge ist mit Granitblöcken, die bisweilen riesigen Burgruinen gleichen, bedeckt, Granit ist die Hauptsteinart. Der Kamm ist moorig, stellenweise sumpfig. Adalbert Stifter, der berühmteste Dichter des Böhmerwaldes, hat in seinem „Hochwald“ diesen an Naturschönheiten so reichen Theil des mächtigen Gebirgslandes der deutschen Leservwelt bekannt gemacht. Hier breitet der vielbesuchte Plöckensteinsee seinen dunkelbraunen, fast immer regungslosen Wasserpiegel aus. Den Hintergrund bildet die an 320^m hohe Seewand, an den beiden Seiten fassen bewaldete Lehnen den See ein, nur nach Nordosten, wo der Seebach eine wilde Walbschlucht hinabschäumt, ist der tiefe Kessel geöffnet.

d) Das Sanct-Thomagebirge. Am Pässe von Glöckelberg sinkt der Grenzkamm zu einer mittleren Seehöhe von nur 948^m und verbreitert sich plateauartig. Die tiefste Senkung aber bildet der Paß von Unterwulbau. Jenseits desselben beginnt sich das Sanct-Thomagebirge aufzubauen. Es ist eine hauptsächlich aus Granit bestehende mehrkuppige, breitgewölbte Bergmasse,

welche nach Norden und Nordosten zum Thale der Moldau steil, nach den übrigen Seiten sanft abfällt. Der höchste Gipfel trägt die durch Stifter berühmt gewordene Ruine Wittinghausen.

e) Das Grenzgebirge zwischen den Pässen von Kapelln und Böhmisches-Hörschlag. An seiner südöstlichen Grenze dacht sich das Sanct-Thomagebirge fast stufenförmig zu dem 930^m hohen Passe von Kapelln ab. Zwischen diesem und dem Molbauthale zieht ein malerisches Granitgebirge hin, das seine größte Erhebung in dem schon ganz in Oesterreich gelegenen Sternwalde hat. Zwischen dem Sternwalde und Hohenfurth liegt eine Reihe steiler Granitkuppen, die „Pabstköpfe,“ von denen einige über 940^m Seehöhe haben. Niedriger ist die zwischen dem Thale von Kapelln und der Moldau gelegene Gebirgsmasse, die, hart an den Fluß herantretend, mit dem Gebirgsabhange des andern Ufers die enge, romantische Schlucht der Teufelsmauern bildet. Das Grenzgebirge südlich von Hohenfurt bis Böhmisches-Hörschlag besteht aus sanft gewölbten Höhenzügen und hügeligen Plateaux, welche die Budweis-Linzer Eisenbahn übersteigt.

Das lange Querthal, durch welches die Motawa fließt, zieht eine tiefe von Süden nach Norden gerichtete Furche durch das ganze Centralplateau des Böhmerwaldes und theilt dasselbe in zwei Hälften. Die westliche Hälfte wird von dem Plateau der künischen Freibauern gebildet, östlich grenzen an dies Querthal das Plateau der Gefilde und das Bergreichensteiner Bergland.

Den eigentlichen Kern des centralen Böhmerwaldplateaus macht die Hochfläche der Gefilde aus, östlich vom Plateau von Mader, im Süden mit dem Grenzgebirge verschmelzend, nördlich bis an den Rosnitzbach und eine weite thalartige Depression sich erstreckend, jenseits welcher das Bergreichensteiner Hochland sich ausbreitet. Es ist eine rauhe, nur von ziemlich niedrigen Bergkämmen durchzogene, von sumpfigen Thalmulden durchfurchte, mit zahlreichen Sümpfen versehene Waldwildnis, die noch Reste des berühmten „goldenen Steiges“ enthält. Am südlichen Rande erheben sich der kegelförmige Postberg (1219^m) und die Tafelberge. Andere bedeutende Erhebungen sind: der Hanafberg (1274^m), der

Antiglberg (1249^m), der Leckerberg (1215^m). Die Gesteinsart ist quarzreicher Gneis.

Aus demselben Gesteine ist auch die Bergreichensteiner Gebirgsgruppe zusammengesetzt. Sie liegt nördlich von den Gefilden und ist im Norden und Osten von einem fast durchaus bewaldeten Berggrücken eingefasst. Die Städte Berg- und Unterreichenstein betrieben im Mittelalter regen Bergbau auf Gold, längs der Wotawa und ihren Nebenbächen waren einträgliche Goldwäschereien. Zeugnis hievon geben jetzt noch die theils mit Wald, theils mit mageren Hutweiden bedeckten Seifenhügel an den Ufern der Wotawa.

Westlich davon breitet sich jenseits der Wotawa das Plateau der künischen Freibauern aus, das gegen Süden an das Hochland von Mader, gegen Westen an den Grenzgebirgskamm und an den Fuß des Panzer grenzt und gegen Norden und Nordosten allmählich zu dem Vorgebirge von Drosau, Welhartitz und Schüttenhofen hinabsteigt. Die Steinart ist dieselbe, wie in dem früher besprochenen Plateau, auch Goldwäschereien gab es einst an allen Bächen, doch umschließt hier der Gneis an mehreren Stellen mächtige Quarzlager, die eine beachtenswerte Glasindustrie in das Leben riefen. Vom Panzer aus begleitet das Angelthal gegen Nordwesten ein hoher Glimmerschieferrücken als Randgebirge mit dem Brückelberge (1230^m) und dem Brennerberge. Östlich von demselben liegt das mit zahlreichen einzelnen Bauerhöfen übersäte Plateau von Seewiesen, in dessen feichten, zum Theil sumpfigen Thalmulden große Wiesen sich ausdehnen. Südlich von Seewiesen ist der Hornberg. Von demselben streicht südostwärts der breite Waldgrücken des Hochbruckberges, der bei Gutwasser die Granitfelsmasse des St. Güntherberges (998^m) trägt. Die nordöstlich von diesem Gebirge gelegene Hochlandschaft, in deren Mitte Gutwasser liegt, ist durch den unteren Lauf des Rieslingbaches von dem kleinen, sehr unebenen Granitplateau von Rehberg getrennt, das im Adamsberge (1073^m) seine größte Erhebung hat.

Zur weiteren Orientirung dürfte es sich empfehlen, den Ursprung und oberen Lauf der bedeutenderen Gewässer zu betrach-

ten. Wir beginnen mit dem Hauptflusse Böhmens, mit der Moldau.

Von den verschiedenen Quellbächen derselben gilt als der eigentliche Moldau-Ursprung und wird auch so genannt eine mit Steinen gefasste Quelle nahe der Landesgrenze östlich vom Schwarzberge, im Osten des Plateaus von Mader und Bürfkling. Diese einst von mächtigen Urwaldbäumen beschattete Quelle umwuchern jetzt Waldkräuter und Himbeergebüsch, worüber sich einige junge Fichten erheben. Der Sturm und der Borkenkäfer haben den Urwald gelichtet. Unweit dieser Quelle rieseln aus einem mit Kieholz und verkümmerten Fichten bewachsenen Filze, der „lichten Haide“ zwischen dem Schwarz- und Postberge mehrere Bäche hervor, die sich mit dem Moldau-Ursprunge zu dem Schwarzbache vereinigen. Der Name Schwarzbach kommt noch einigemal bei Böhmerwaldbächen vor und rührt von der dunklen Färbung des Wassers her. Diese Färbung ist den aus Hochmooren (Filzen) entspringenden Wässern gemeinsam und eine Folge der fein vertheilten, im Wasser aufgelösten Humusverbindungen, welche jedoch die Klarheit des Wassers nicht zu beeinträchtigen vermögen, denn in ein Glas geschöpft, erscheint das Wasser völlig klar. Ein überraschendes Schauspiel bieten diese Moorwässer, wenn sie über Felsblöcke schäumen und die Sonne darauf scheint. Es ist dann, als sähe man flüssiges Gold. Der Schwarzbach fließt zuerst nordöstlich durch ein tiefes, feuchtes Waldthal nach Außergefild, wo er den Abfluß des großen zwischen Außer- und Innergefild liegenden Filzsees aufnimmt. Von Außergefild geht der Lauf südlich durch ein mit der Hauptkette des Grenzkammes gleichlaufendes Längenthal. Beim Eintritte in dasselbe nimmt der Schwarzbach das von Süden kommende Moldaubachel auf und den Namen Moldau an. Als ansehnlicher Bach bewässert sie nun das weite Thalbecken von Leonorenhain zwischen dem Gebirgsstock des Kubani und den Schillerbergen, vereinigt sich mit der von Westen kommenden „grasigen Moldau“ und fließt dann als „warme Moldau“ durch ein breites, links von den Schillerbergen und dem Tuffetwalde, rechts von den Verzweigungen des Kubanistodes

und den Wallernerbergen eingefasstes, zuletzt sehr sumpfiges Wiesenthal. Am Fuße der zum Gebirgsstocke des Hochwaldes gehörigen Riesberge empfängt sie die von Süden kommende „kalte Moldau“, deren Wasser in der That eine merklich niedrigere Temperatur hat. Die erwähnte „grasige“ Moldau hat den Namen von ihrem mit Wiesen und begrastem Torfmooren erfüllten Thale. Dieses Thal theilt das Bergland zwischen der warmen und der kalten Moldau in ziemlich gleiche Hälften. Die nördliche enthält die Hochebene von Fürstehut, ein mooriges und sumpfiges Gelände, dessen Nordwestecke der hochgewölbte Kamm von Buchwald einnimmt. Nördlich von diesem Kamme erheben sich die Tafelberge. Von diesen streicht nach Südosten eine Bergkette, die von dem Thale des Moldaubachels durchbrochen ist. Die südliche, am rechten Ufer der grasigen Moldau sich ausbreitende waldige Bergmasse ist eine Fortsetzung des Hochwaldstockes, als deren wichtigste Theile unterschieden werden können: die parallel mit dem untersten Laufe der grasigen Moldau sich hinziehende Kette der Schillerberge (1075^m) und weiter östlich, durch ein Thal getrennt, der Tuffeter Wald (965^m). Nach der Vereinigung der warmen und der kalten Moldau schlängelt sich der Fluß meilenweit durch ein breites Längenthal, tritt aber hinter Friedberg in ein ziemlich enges Thal, das sich zwischen den Ausläufern des St. Thomagebirges und der östlichen Fortsetzung des Grenzgebirges einerseits und den Abhängen des gegenüber gelegenen Bergzuges andererseits hinwindet. Unterhalb Rienberg fließt die Moldau plötzlich nordost-, bald darauf nordwärts in ein mit zahllosen Granitblöcken angefülltes Thal. Hier sind zwischen der kleinen und großen Teufelsmauer die berühmten Moldau-Fälle. Hierauf biegt der Fluß wieder nach Südosten, bei Hohenfurt ganz nach Osten, endlich nach Norden um und durchschneidet das südliche Plateau des Böhmerwaldes und die östlichen Verzweigungen des Blanskerwaldes. Unterhalb Krumau verläßt sie das deutsche Sprachgebiet, das sie in ihrem Laufe durch die Budweiser Ebene noch einmal, jedoch nur eine kurze Strecke, durchfließt.

Das bedeutendste Gewässer des großen Böhmerwald-Centralplateaus ist die Wotava. In der Mitte des Hochlandes von Mader, in einer schaurigen Waldwildnis, vereinigen sich mehrere aus Filzen herausickernde Bäche zum „Maderbache“, der nordwärts fließt. Nachdem er sich mit dem Großmüllerbach verbunden, führt er den Namen Wydrabach. Sein Hauptnebenfluß im Böhmerwalde ist der Rieslingbach, welcher am Ostabhange des Brücklberges als Brunsterbach entspringt, dann bei dem Markte Haidl seinen Namen in Haidlerbach ändert, zahlreiche Bäche des Grenzgebirges aufnimmt und endlich als Rieslingbach das breite, sumpfige Längenthal bewässert, welches das Plateau der künischen Freibauern von dem Grenzgebirgswalle trennt.

Im Osten des großen Centralplateaus, jenseits des hohen und breiten Sattels von Kubohütten, steigt ein imposanter, waldbedeckter Gebirgsstock in den beiden durch den Kamm des Langenrück (1017^m) verbundenen Kuppen des Kubani bis 1358^m und des Schreiner bis zu 1259^m Seehöhe empor, den größten Höhen, welche das dem Grenzramme vorgelagerte Bergland erreicht. Nach Norden fällt dieser hauptsächlich aus Gneis zusammengesetzte Gebirgsstock in breiten Terrassen zu dem niedrigen Vorgebirge ab, im Süden umsäumen seine Verzweigungen das Längenthal der oberen und warmen Moldau, gegen Osten reichen die Vorsprünge zum Querthale des Flanitzbaches, der den Kubani vom Prachatitzer Gebirge scheidet. Der Kubani hat noch eine Fläche von 115 Hektaren echten, von keiner Art berührten Urwaldes, der laut einer Bestimmung des Fürsten zu Schwarzenberg „für ewige Zeiten“ intact erhalten werden soll. Nordwärts entsendet der Gebirgsstock einen ziemlich niedrigen Waldrücken, den Kölneberg, südwärts drei mächtige Querjoche, den Basumwald, gegen Eleonorenhain den Haiden- und Vogelberg und drittens den Stögerberg (1070^m) und Brixberg (944^m).

Dem Kubani gegenüber, jenseits des Thales von Wallern, liegt ein von Wässern durchfurchtes und mit Bergkuppen besetztes Plateau, das nach einem an seinem Fuße im Moldauthale gelegenen Kirchdorfe das Salnauer Gebirge genannt wird, nur der nordöstliche Theil heißt das Andreasberger Gebirge. Die

höchsten Bergkuppen sind die Fuchswiese (1187^m), der Spitzberg (1215^m) und der große Sternberg (1117^m). Im Südosten ist dies Bergland von dem Längenthal der vereinigten Moldau begrenzt, an dessen anderem Ufer sich der Hochwald und das Blöckensteingebirge erheben, und von dem Thale des Dlschbaches. Der Dlschbach tritt bei Agsolderhaid aus dem Gebirge in ein breites von Norden nach Süden gerichtetes Thal, in welchem auch der Langenbrucker Teich liegt, der größte See des Böhmerwaldes, und fällt zwischen Oberplau und Untermoldau in die Moldau. Im Norden schließt sich an dieses Bergland und scheidet dasselbe vom Prachattiger Gebirge das Plateau von Christianberg und Oberhaid mit dem großen Chumberge (1185^m) und dem Plešchenberge (1024^m). Der südlichste Theil des Gebirges ist die kleine Berggruppe von Oberplau. Das ganze Salnauer Gebirge besteht aus grobkörnigem Granit.

Ein beiläufig acht Quadratmeilen großes Hochland mit vielen Bergkuppen und zahlreichen Thälern liegt südlich und südöstlich vom Andreasberger Gebirge, das südliche Plateau des Böhmerwaldes. Seine Grenzen sind gegen Südwesten und Süden das Längenthal der Moldau, gegen Osten die Thalmulde der Maltisch, gegen Norden der Kalschingbach, durch dessen Thal es vom Planskerwalde geschieden ist. Die bedeutendsten Erhebungen sind der Golitschberg (982^m) und der Hirsch- oder Kienberg (929^m) bei Hohenfurt. Mehrere ansehnliche Berge ragen westlich vom Durchbruchsthal der Moldau empor. Dieser Theil des Böhmerwaldes ist stark bevölkert, ein großer Theil des Bodens ist deshalb dem Ackerbau gewidmet. Die vorherrschende Gesteinsart ist Gneis, nur der südliche Theil besteht aus Granit. In den Gneis, der hin und wieder in Glimmerschiefer übergeht, sind viele Nester und Lager von Urkalk und Graphit eingebettet. Die mächtigsten Graphitlager sind bei Schwarzbach und Mugrau, woselbst auch ein regelmäßiger bergmännischer Abbau betrieben wird. Der Urkalk wird fast überall, wo er zu Tage tritt, gebrochen.

Im Nordosten des Salnau-Andreasberger Gebirges und des südlichen Böhmerwaldplateaus, zwischen dem Kubanigebirge und

dem Moldauthale bei Krumau, streicht das Prachatiz-Krumauer Gebirge, das nordöstliche Randgebirge des Böhmerwaldes, ein aus vielen Kuppen und Rücken zusammengesetzter Gebirgszug, der seine größten Erhebungen an seinen beiden Enden hat, den Libin (1089^m) bei Prachatiz und den Schöninger (1051^m) bei Krumau. Die Hauptgesteine, welche mit einander wechseln, sind Gneis und Granulit. Letzterer bildet drei große Bergmassen, 1. das eigentliche Prachatizer Gebirge, vier ziemlich parallele, von Süden nach Norden verlaufende Rücken, wovon der östlichste aus Gneis zusammengesetzt ist, 2. südlich davon das schon erwähnte öde Christianberger Plateau, das in das sumpfige Terrain der „großen und langen Au“ übergeht, 3. der Planskerwald mit dem Schöninger. Von den nennenswerten Gewässern gehören die Flanz und der Goldbach zum Gebiete der Wotawa, der Kalsching- und Berlauerbach münden in die Moldau.

Der Böhmerwald ist vor allem berühmt durch die herrlichen Waldungen, welche in solcher Ausdehnung und theilweise noch mit so entschieden urwaldähnlichem Charakter kaum in einem anderen Gebirge Mitteleuropas vorkommen. Die Hochwaldbestände weisen Fichten und Tannen von 50 und mehr Metern Höhe und mit ein bis anderthalb Meter starken Stämmen auf, die ein Alter von 200—300 Jahren zählen. Bald ist die Wildnis unheimlich düster, wenn sie nur aus Fichten und Tannen besteht, bald gleicht sie einem heiteren, freundlichen Parke, wenn die Buche und andere Laubhölzer sich in das dunkle Grün des Nadelholzes mischen oder gar die Vorherrschaft behaupten. Zwar findet sich echter, jungfräulicher Urwald nur in dem erwähnten Luckenwalde am Kubani, allein es gibt noch weite Waldflächen, die von keiner Menschenhand angebaut, nicht durch menschliche Vorsorge verjüngt sind, ja in denen nicht einmal die abgestorbenen Bäume und die vom Sturme gebrochenen und gefällten Stämme beseitigt werden und die Natur allein für den Nachwuchs sorgt. Mag die Art des Holzfällers auch noch so thätig sein, sie vermag die Eigenart und den imponirend großartigen Charakter eines solchen Waldes nicht ganz zu vernichten, die Natur wird nicht zur Dienerin des Forstmannes.

Es sind noch nicht zweihundert Jahre her, daß, mit Ausnahme des Districtes der künischen Freibauern und der Sumpfstrecken, der ganze eigentliche Böhmerwald eine ungeheure, menschenleere Wildnis war, in der zahlreiche Raubthiere hausten. Das ist nun freilich anders geworden. Der Bedarf hat den Wert des Holzes gesteigert, jährlich werden viele tausend Stämme auf dem Schwarzenbergcanale, den Nebenflüssen der Donau und auf der Donau selbst verflößt und schwimmen unermessliche Holzmassen die Moldau und Elbe hinab nach Deutschland. Auch die holzvertilgenden Glashütten machen die Bestände lichter und dünner, endlich haben die furchtbaren Stürme von 1868 und 1870 und der darauf folgende, fünf Jahre andauernde Borkenkäferfraß Bergkuppen und Abhänge kahl gemacht und große Lücken gerissen, aber wer heute eine der mächtigen Höhen des mittleren Böhmerwaldes besteigt, wird von all diesen Verheerungen kaum etwas merken, so ungeheuer sind die Waldmassen, die sich vor seinen Augen ausbreiten, mag er den Blick nach welcher Richtung hin immer schweifen lassen; auch Feld, Wiesen und Sumpfstrecken treten ihnen gegenüber entschieden zurück, am meisten das Ackerland. Das Thal der Moldau und viele andere Thäler sind oft weithin mit Grasümpfen erfüllt. Torfhochmoore, „Filze“ genannt, bisweilen von mehreren hundert Hektaren Ausdehnung, nehmen die Mulden der Rämme und Plateaux ein. Das sind die Wasserbehälter für die Bäche und Flüsse. Die Thäler und Einsenkungen der mittleren Region sind meist mit dem saftigen Grün der Wiesen ausgekleidet, der Ackerbau lohnt nur in den unteren Regionen reichlicher.

Die untere Region (bis 700^m Seehöhe), welche das Vorgebirge umfaßt und nur an wenigen Stellen von Deutschen bewohnt wird, ist wohl bevölkert. Der Ackerboden trägt Roggen, Hafer, Kartoffeln und Flachs, an den Gehängen der Berge sind reiche Hutweiden, die Thalsohlen haben sumpfige Wiesen, der Wald, vorwiegend Kieferwald, hat nur eine mäßige Ausdehnung.

Die mittlere Region (von 700—1100^m) ist vor allem die Waldregion, der wenige Ackerbau beschränkt sich auf die Cultur von Roggen, Hafer und Kartoffeln.

In der oberen Region finden sich nur wenige Dörfer und Gehöfte. Der Hafer braucht hier dreizehn Monate zur Reife und die Kartoffeln blühen erst Ende September. Andere Feldfrüchte gedeihen nicht. An den Bergabhängen wird die Viehzucht nach Art der Sennwirthschaft betrieben. Der Wald besteht hauptsächlich aus Fichten, auf den höchsten Kuppen kommt nur Knieholz fort, Zwergfichten und Ebereschen.

Über den Paß zwischen dem böhmischen Walde und dem Böhmerwalde geht die böhmische Westbahn nach Baiern. Sie verbindet Prag und Pilsen, durchschneidet das Pilsener Steinkohlenbecken und den deutschen Gerichtsbezirk Staab, der sich halbinselförmig in das czechische Gebiet vorschiebt, berührt weiterhin die Sprachgrenze und verläßt Böhmen hinter Taus. Die Pilsen-Prisener-Bahn kommt vor Neuern auf deutsches Gebiet und läuft mitten durch das künische Gebirge in einer Anzahl von Curven zur Grenzstation Eisenstein. Die Kaiserin Elisabeth-Bahn führt von Budweis über Kapltz, Böhmisches-Hörtschlag nach Österreich.

Nördlich von Grazen schiebt sich das czechische Sprachgebiet bis an die Landesgrenze, ja sogar, dem Leisnitzbache folgend, ein wenig in das Erzherzogthum Österreich vor. Dann fällt bis Neubistritz die ethnographische Grenze mit der geographischen zusammen. In die Bezirke Neubistritz und Neuhaus aber am Ausgange der Hochebene von Wittingau und am Beginne des böhmisch-mährischen Höhenzuges dringt ein Ast des großen deutschen Sprachgebietes aus Österreich vor. Deutsch ist auch ein schmaler Streifen an der südlichen Grenze Mährens, der sich über Frain, Znaim, Dürnholz bis östlich von Mikolsburg ausbreitet. Die erwähnte Bodenerhebung des böhmisch-mährischen Höhenzuges, die auch in anderen Theilen von Deutschen bewohnt ist, streicht nach Nordosten und hat eine mittlere Seehöhe von 500—570^m. Sie greift im Süden über die mährisch-österreichische, im Nordwesten über die mährisch-böhmische Grenze weit hinaus. Im Südosten wird sie von einer fruchtbaren Niederung, dem Thaja-Schwarzawa-Becken begrenzt. Die jüngsten geologischen Bildungen, der Ter-

tiär- und der Diluvialformation angehörig, lehnen sich in diesem Becken unmittelbar an das größtentheils aus Gneis aufgebaute Urgebirgsmassiv an. Der wichtigste Fluß, dessen Thal die reichste Fülle von Naturschönheiten entfaltet, ist die Thaja. Sie fließt bei Raabs in Niederösterreich aus zwei Quellbächen zusammen, der „mährischen“ und der „deutschen,“ in Niederösterreich entspringenden Thaja. Bei Freistein betritt der Fluß nordöstlichen Laufes Mähren. Bei Wötkau an der Sprachgrenze, wo er auf dem linken Ufer die Schelletawa empfängt, erreicht er seinen nördlichsten Punkt, und durchströmt nun von hier an bis Znaim südostwärts in zahllosen Krümmungen ein fast 30 Kilometer langes, romantisches Waldthal, in welches an mehreren Stellen Burgtrümmer herablicken. Unterhalb Znaim verflacht sich das Thal in eine fruchtbare Ebene, die erst bei Nikolsburg durch die Polauer Berge unterbrochen wird. Diese erheben sich aus dem flachen Terrain der Eisgruber Teiche, als drei zu einander fast parallel von Süden nach Norden streichende Rücken, welche in der Mitte durch einen kurzen Querrücken verbunden sind. Der höchste Punkt ist der Maydenberg (546^m). Die Polauer Berge nehmen kaum einen Flächenraum von drei Quadratmeilen ein.

Von Kolin über Tglau nach Znaim und weiter nach Niederösterreich führt die Nordwestbahn. Znaim und Grufsbach sind durch einen Zweig der Staatsbahn verbunden. Die Hauptlinie der Staatsbahn läuft von Böhmisches-Trübau über Brünn nach Wien in der Richtung von Norden nach Süden. Von Grufsbach über Nikolsburg nach Lundenburg geht die Lundenburg-Grufsbacher-Bahn.

Die größte von allen Sprachinseln ist die von Mährisch-Trübau und Zwittau, auch die der Schönhengstler genannt. Dieser Name rührt von einem drei Meilen langen, stark bewaldeten Bergrücken, dem Schönhengste, her, welcher sich von dem nördlich und nordwestlich gelegenen Hochlande als ein scharfer, von Norden nach Süden gerichteter Kamm, von etwa 500^m Seehöhe, mit einer Reihe noch höherer Kuppen, absondert. Das ganze Gebiet gehört zum böhmisch-mährischen Hochlande. Nördlich von Zwittau ent-

springt die Zwittawa. Die March, welche einige Zuflüsse aus diesen Gegenden erhält, bildet eine Strecke lang die Ostgrenze. Die Staatsbahn durchschneidet das Gebiet mit der Hauptlinie von Norden nach Süden, mit der nach Olmütz führenden Seitenlinie von Westen nach Südosten.

Die zweitgrößte Sprachinsel, die von Jglau, reicht aus der Nähe von Deutschbrod bis nach Stammern und hat eine schmale, von Norden nach Süden, gestreckte Gestalt. Sie liegt auch im böhmisch-mährischen Hochlande.

Brünn, die Hauptstadt von Mähren ist eine vorwiegend deutsche Stadt, ebenso die Umgebung. So steht es auch mit Olmütz, in Schlesien mit Troppau, Teschen und Bielig.

Die letzte Volkszählung gibt folgendes Verhältnis der Nationalitäten in den von uns geschilderten Gegenden:

In der Bezirkshauptmannschaft Neutitschein, in deren Grenzen das Rauhlandchen liegt, sind 57.13% der Bevölkerung deutsch. Der Gerichtsbezirk Fulnek im Nordwesten der Hauptmannschaft hat nur 1% Slaven, der Gerichtsbezirk Neutitschein hat 56.36% Deutsche, der westlich davon gelegene Gerichtsbezirk Freiberg nur 29.77%. An die mährisch-schlesische Grenze reichen in Mähren die Bezirkshauptmannschaften Weißkirchen, Sternberg, Römerstadt und Schönberg. Die erste ist vorwiegend slavisch (deutsch nur 23.33%), von ihren Gerichtsbezirken hat der Weißkirchner 29.48%, der von Leipnik 13.6% Deutsche. Die Bezirkshauptmannschaft Sternberg hat 89.23% der Bevölkerung deutsch, ungemischt deutsch sind die Gerichtsbezirke Liebau und Hof, der Gerichtsbezirk Sternberg, der nicht bis an die Landesgrenze reicht, hat 79.33% Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft Römerstadt waren unter 32.069 Einwohnern nur 51 Slaven. In der Bezirkshauptmannschaft Schönberg beträgt der Percentsatz der Deutschen 85.93%, ungemischt sind die Bezirke Wiesenburg und Altstadt (in beiden nur 44 Slaven), der südlichere Bezirk Schönberg hat nur 75.73% Deutsche. Südlich von Römerstadt, im Innern des Landes, liegt die Bezirkshauptmannschaft Littau mit 39.1% Deutschen. Der nördlichste Gerichtsbezirk Mähr.-Neustadt ist nahezu ganz

deutsch (75·77%), in dem Gerichtsbezirke Konig war die Bevölkerung zu 23·47%, im Gerichtsbezirke Littau zu 12·82% deutsch. Südlich von Altstadt, an die böhmische Grenze reichend, liegt die Bezirkshauptmannschaft Hohenstadt mit 53·33% Deutschen. Der Gerichtsbezirk Müglitz hat 69·26% Deutsche, der Gerichtsbezirk Schildberg 59·66%, der Gerichtsbezirk Hohenstadt 33·39%. In Schlessien waren in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal unter einer Bevölkerung von 50·656 Seelen nur 47 Slaven, in der Bezirkshauptmannschaft Jägerndorf nicht deutsch nur 1·12% (58.603 Deutsche, 662 Slaven), rein deutsch ist die Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau.

Wir gehen nun über zu den Bezirkshauptmannschaften längst der Nordostgrenze Böhmens.

Die Bezirkshauptmannschaft Senftenberg hat 51·54% Deutsche, der Gerichtsbezirk Grulich 96·37%, weiter, die Landesgrenze berührend, der Gerichtsbezirk Rositz 94·52%, der südlich von beiden gelegene Gerichtsbezirk Senftenberg ist slavisch (nur 320 Deutsche gegenüber 29.198 Tschechen). In der Bezirkshauptmannschaft Neustadt an der Mettau (7·64% deutsch) sind einige rein deutsche Ortschaften im östlichsten Theile des gleichnamigen Gerichtsbezirkes, weshalb in demselben die Deutschen doch 26·36% der Gesamtbevölkerung betragen. Der nördlich an der Landesgrenze sich anschließende Gerichtsbezirk Nachod hatte unter 24.463 Einwohnern nur 317 Deutsche, in den Gerichtsbezirken Dpočno und Böhmischeskalitz wohnten nur 336 Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft Braunau sind 74·6% deutsch. Der östliche Gerichtsbezirk Politz ist fast zur Hälfte slavisch (15.135 Deutsche und 12.632 Tschechen), im Gerichtsbezirke Braunau ergaben sich 96·94% Deutsche. Die Bezirkshauptmannschaft Trautenau hat 81·34% Deutsche. Fast rein deutsch sind die Grenzbezirke, nämlich Trautenau (95·19%), Schatzlar (97·91%) und Marschendorf (99·08%), während in dem südlich von Trautenau gelegenen Gerichtsbezirke Eipel nur 165 Deutsche und 11.444 Tschechen gezählt wurden. Die Bezirkshauptmannschaft Hohenelbe hat 96·18% Deutsche, und zwar der Gerichtsbezirk Hohenelbe 95·71%,

der Gerichtsbezirk Arnau 96·7%. Dem Elbthale folgend sind die Deutschen hier weiter in das Innere des Landes vorgeedrungen. So wurden auch in der Bezirkshauptmannschaft Königinhof 20.237 Deutsche (32·6%) gezählt. Im Gerichtsbezirke Königinhof sind 59·87% Deutsche, in dem südlicher gelegenen Jaroměř nur 11·89%. Weiter westlich ist wieder nur ein ganz schmaler Grenzstreifen deutsch, nämlich der Gerichtsbezirk Rochlitz (96·39%), welcher zur Bezirkshauptmannschaft Starkenbach gehört. Da die beiden anderen Gerichtsbezirke derselben, nämlich Starkenbach (5·07% Deutsche) und Hochstadt (nur 174 Deutsche und 12.893 Czechen) slavisch sind, so ergibt sich in der Bezirkshauptmannschaft für die Deutschen nur ein Procentatz von 24·82. Breiter wird das deutsche Grenzgebiet in der Bezirkshauptmannschaft Gablonz (96·99% Deutsche). Der an den Hochstadter grenzende Gerichtsbezirk Tannwald hat 93·46%, der Gerichtsbezirk Gablonz 99·29% Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft Friedland betragen die Deutschen 99·11%. Die Bezirkshauptmannschaft Reichenberg, südlich davon, hat 97·5% Deutsche, Kratzau, der nördlichere Gerichtsbezirk, 98·82%, der Gerichtsbezirk Reichenberg 96·78%, die Stadt Reichenberg hatte 24.742 Deutsche und 2.488 czechische Einwohner. Kein deutsch ist die Bezirkshauptmannschaft Gabel, in den beiden Gerichtsbezirken Gabel und Zwickau lebten nur 18 Czechen. Südlich von der Bezirkshauptmannschaft Reichenberg liegt die Bezirkshauptmannschaft Turnau, von deren Bevölkerung auch 10·74% deutsch sind, in dem Gerichtsbezirke Turnau 3.034 Deutsche und 25.668 Czechen, im Gerichtsbezirke Böhmischnicha 1.784 Deutsche und 14.346 Czechen. Die Bezirkshauptmannschaft Rumburg 99·59% deutsch, Gerichtsbezirk Warnsdorf 99·55%, Gerichtsbezirk Rumburg 99·86%. Die Bezirkshauptmannschaft Schluckenau zählt unter 47.819 Einwohnern nur 38 Czechen. Auch stromaufwärts sind die Deutschen an der Elbe weit in das Land hineingerückt. Grenzbezirkshauptmannschaft, welche sich an beiden Ufern der Elbe ausbreitet, ist die von Tetschen (98·36%), der Gerichtsbezirk Tetschen hat 96·78%, die Gerichtsbezirke Böhm. Rammiz und Benzen, beide am rechten Elbe-Ufer, haben 99·34%

und 99·65% Deutsche. Weiter nach Süden, auch an beiden Elbufern, liegt die Bezirkshauptmannschaft Aufsig (98·25% Deutsche), der Gerichtsbezirk Aufsig 98·09% der Gerichtsbezirk Karbitz 98·45%. Dann folgt stromaufwärts die Bezirkshauptmannschaft Leitmeritz mit 84·75% Deutschen, der Gerichtsbezirk Leitmeritz 82·34%, der Gerichtsbezirk Lobositz 74·37%, die beiden Bezirke greifen über die Sprachgrenze hinaus, der Gerichtsbezirk Ausha (99·43%) liegt nordöstlich von Leitmeritz. Bis an die Elbe reicht die Bezirkshauptmannschaft Dauba (97·24% Deutsche) und zwar mit dem Gerichtsbezirke Wegstädtl (95·47% Deutsche); der nördlicher gelegene Bezirk Dauba hat 98·58% Deutsche. Im Norden grenzt daran die Bezirkshauptmannschaft Leipa, östlich und südöstlich von den Bezirkshauptmannschaften Aufsig und Tetschen, südlich von Gabel. Hier wurden 73.017 Deutsche und 288 Slaven gezählt. Von letzteren entfallen auf den Gerichtsbezirk Leipa 220, Niemes 63, Haida 5.

Die nordwestlichen Grenzbezirkshauptmannschaften Böhmens sind: Teplitz, Brüx, Komotau, Raaden, Joachimsthal, Grassitz und Eger.

Teplitz (91·99%), Gerichtsbezirk Teplitz 94·77%, südlich davon der Gerichtsbezirk Dux mit 14·45% Tschechen, dann der Gerichtsbezirk Bilin mit 93·14% Deutschen. Die Bezirkshauptmannschaft Brüx 91·86%. Rein deutsch ist der Gerichtsbezirk Katharinaberg, während der Gerichtsbezirk Brüx 3.166 Tschechen und 30.735 Deutsche zählte. Die Bezirkshauptmannschaft Komotau 97·86% Deutsche, der Gerichtsbezirk Sebastiansberg 31 Tschechen und 5.664 Deutsche, im Gerichtsbezirk Görkau sind 98·23% und im Gerichtsbezirke Komotau 97·25% Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft Raaden 94·95% Deutsche, in den Gerichtsbezirken Přešnitz und Duppau waren nur 30 Einwohner tschechischer Umgangssprache, im Gerichtsbezirke Raaden 97·79% Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft Joachimsthal, welche aus den Gerichtsbezirken Joachimsthal und Platten besteht, wurden nur 31 Tschechen gezählt unter 25.645 Einwohnern. Die Bezirkshauptmannschaft Grassitz (Gerichtsbezirke Neudek und Grassitz)

hatte 44.638 Deutsche und nur 31 Tschechen. Die Bezirkshauptmannschaft Eger 99·43% Deutsche. Im Gerichtsbezirk Wildstein waren 53 Personen mit tschechischer, 19.181 mit deutscher Umgangssprache, im Gerichtsbezirke Eger 34.319 mit deutscher, 245 mit tschechischer. Ganz ungemischt deutsch ist die Bezirkshauptmannschaft Mäh.

Vom Fuße des Jeschken zum kleinen Bösig bis an die Elbe, dann längs der Nordwestgrenze in einem sich noch verbreiternden Gürtel, der sich kaum minder breit längs der Westgrenze über Tuschkau in die Nähe von Pilsen bis über die Radbusa und bis zum Passe von Neugebdein fortsetzt, das ist der mächtigste Theil deutschen Landes in Böhmen, der sich auch kräftigst in seiner nationalen Ungemischtheit zu erhalten strebt, damit nicht dem ganzen Deutschthume in Böhmen endlich das Loß zu Theil werde, dem die kleineren Sprachinseln, fast scheint es, unrettbar verfallen sind, allmählich zu verschwinden in der slavischen Hochfluth, die von Tag zu Tag höher anschwillt.

Südlich von der Teplitzer und von der Komotauer Bezirkshauptmannschaft liegt die Bezirkshauptmannschaft Saaz mit 91·87% Deutschen. Im Gerichtsbezirke Postelberg betragen die Deutschen 82·44%, im Gerichtsbezirke Saaz 95·45%. Südlich davon die Bezirkshauptmannschaft Podersam 97·82%, Deutsche, der nördliche Gerichtsbezirk Podersam 97·83%, der südliche Gerichtsbezirk Jeschnitz 94·95%. Südwestlich liegt die Bezirkshauptmannschaft Luditz mit 95·58%, der Gerichtsbezirk Luditz, welcher an die Sprachgrenze reicht, hat 97·57%, im nördlicher gelegenen Gerichtsbezirke Buchau wurden nur 36 Tschechen gezählt. Nordwestlich davon die Bezirkshauptmannschaft Karlsbad mit 99·65% Deutschen, der Gerichtsbezirk Karlsbad mit 99·53%, im Gerichtsbezirke Petschau wohnten nur 6 Tschechen. Westlich davon die Bezirkshauptmannschaft Falkenau mit 99·34% Deutschen, der Gerichtsbezirk Elbogen 99·55%, der Gerichtsbezirk Falkenau mit 99·18%. Südlich von Petschau liegt die Bezirkshauptmannschaft Tepl mit den Gerichtsbezirken Tepl und Weseritz. Hier wurden 32.727 Deutsche und nur 14 Tschechen gezählt. Östlich von Tepl und südöstlich von Luditz ist die Bezirkshauptmann-

schaft Kralowitz mit 6.879 Deutschen (19·49%). Ganz czechisch ist der Gerichtsbezirk Kralowitz, während im Gerichtsbezirke Manetin die Deutschen 43·01% betragen.

Längs der Westgrenze bis zum Paß von Neugebeld liegen die Bezirkshauptmannschaften Eger, Plan, Tachau, Bischofteinitz und Taus.

Die Bezirkshauptmannschaft Plan mit den Gerichtsbezirken Königswart und Plan ist ganz ungemischt deutsch. In der Bezirkshauptmannschaft Tachau, mit den Gerichtsbezirken Pstrauberg und Tachau, wurden nur 58 Czechen gezählt. Von der Bevölkerung der Bezirkshauptmannschaft Bischofteinitz sind 80·45% deutsch, der Gerichtsbezirk Hostau zählte 15.523 Deutsche und 50 Slaven, der Gerichtsbezirk Konzberg 11.326 Deutsche und 20 Czechen, der Gerichtsbezirk Bischofteinitz, der sich über die Sprachgrenze erstreckt, hat nur 51·62% Deutsche. Die Bezirkshauptmannschaft Taus hat 9·641 Deutsche (20%), der Gerichtsbezirk Taus 24·6%, der Gerichtsbezirk Neugebeld 14·85%. Die Bezirkshauptmannschaft Mies, östlich von den Bezirkshauptmannschaften Plan und Tachau, hat 87·34% Deutsche, der Gerichtsbezirk Mies 93·17%, die an der Sprachgrenze gelegenen Bezirke Luschau 94·78%, Staab 77·42%.

Die Bezirkshauptmannschaften des Böhmerwaldes sind: Klattau, Schüttenhofen, Prachatitz, Krummhu und Kaplitz.

In der Bezirkshauptmannschaft Klattau machen die Deutschen nur 18·65% der Bevölkerung aus, denn der Gerichtsbezirk Planitz ist ganz czechisch (17.490 Czechen und nur 12 Deutsche), auch im Gerichtsbezirke Klattau sind die Czechen bei weitem in der Überzahl (40.842 gegenüber von 1.359 Deutschen), nur im Grenzbezirke Neuern ergeben sich 97·74% Deutsche. 46·71% der Einwohner der Bezirkshauptmannschaft Schüttenhofen sind deutsch. Der Gerichtsbezirk Schüttenhofen hat nur 13·12% Deutsche, der südlicher gelegene Bezirk Bergreichenstein 56·16% der Grenzbezirk Hartmanitz 97·26%. Die Bezirkshauptmannschaft Prachatitz hat 48·7% Deutsche. Czechisch ist der Gerichtsbezirk Netolitz, hier wohnen 696 Deutsche und 16.675 Czechen, im Gerichtsbezirke Prachatitz waren 47·7% deutsch, im westlich gelegenen Bezirke Winter-

berg waren 63·58% deutsch, im Gerichtsbezirke Wallern lebten nur 17 Tschechen unter 7.534 Deutschen. Die Bezirkshauptmannschaft Krumm-
 mau (72·71% Deutsche) besteht aus den Gerichtsbezirken Krum-
 mau, Kalsching und Oberplan. Durch den ersten geht die Sprachen-
 grenze, die Deutschen machen 51·76% der Gesamtbevölkerung aus,
 der zweite Bezirk hat 87·47%, der dritte 99·04% Deutsche. Die
 Bezirkshauptmannschaft Kaplitz hat 94·95%, Deutsche, der Gerichts-
 bezirk Kaplitz 89·55%, der Gerichtsbezirk Hohenfurth 17.469 Deutsche
 und nur 20 Tschechen, der Gerichtsbezirk Grazen 96·28% Deutsche.

Die Bezirkshauptmannschaft Neuhaus hat 49·2% Deutsche,
 der Gerichtsbezirk Neubistritz 97·56%, der Gerichtsbezirk Neuhaus
 29·91%. Westlich grenzt an die genannte Bezirkshauptmannschaft
 der Gerichtsbezirk Wittingau, in welchem 1.224 Deutsche neben
 21.292 Tschechen wohnten.

Im äußersten Süden Mährens liegen die Bezirkshauptmann-
 schaften: Datschitz, Znaim, Nikolsburg, GÖding und Ungarisch-
 Hradisch.

Die Bezirkshauptmannschaft Datschitz hat 20·99% Deutsche,
 am geringsten ist die Zahl der Deutschen im Gerichtsbezirke Teltsch,
 417 gegenüber 28.919 Tschechen. Der Gerichtsbezirk Datschitz hat
 37·57%, der Gerichtsbezirk Jamnitz 35·23% Deutsche (beide zu-
 sammen 13.476 Deutsche), die Bezirkshauptmannschaft Znaim hat
 56·58% Deutsche. Slavisch ist der Gerichtsbezirk Mährisch-Bud-
 witz. Er hat nur 590 Deutsche (2·42%), im Gerichtsbezirke Frain
 betragen die Deutschen 87%, in der Stadt Znaim 88·12% im
 Gerichtsbezirke der Umgebung 60·03%, im Gerichtsbezirke Joslo-
 witz 98·92%. Die Bezirkshauptmannschaft Nikolsburg hat 93·66%
 Deutsche. In der Bezirkshauptmannschaft GÖding betragen die
 Deutschen nur 10·48%, im Gerichtsbezirke Lundenburg wurden
 4.064, im Gerichtsbezirke GÖding 2.169 und im Gerichtsbezirke
 Straßnitz 1.028 Deutsche gezählt, während die Gesamtzahl der
 Tschechen 62.039 war. In der Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-
 Hradisch (Umgebung) waren nur 2092 Deutsche gegenüber 85.718
 Tschechen. In der Stadt Ungarisch-Hradisch sind 1.898 (52·41%
 der Einwohnerschaft) Deutsche.

Nördlich von Nikolsburg liegt die Bezirkshauptmannschaft Auspitz mit 17.792 Deutschen (25·62%), im Gerichtsbezirke Auspitz sind 43·71%, im Gerichtsbezirke Groß-Seelowitz 7.473 (22·47%), im Gerichtsbezirke Klobouk nur 135 Deutsche. Die Bezirkshauptmannschaft Kromau, nordwestlich von Auspitz, hat 29·23% Deutsche, der Gerichtsbezirk Kromau 44·84%.

Zum Schönhengstler Gebiete gehört die Bezirkshauptmannschaft Mähr.-Trübau mit 70·87% Deutschen, der Gerichtsbezirk Zwittau 96·14%, der Gerichtsbezirk Mähr.-Trübau 92·43%, der Gerichtsbezirk Gemischt nur 14·35%. In Böhmen gehört dazu der größte Theil der Bezirkshauptmannschaft Landskron. Diese hat 44·15% Deutsche, der Gerichtsbezirk Landskron 67·25%, der Gerichtsbezirk Wildenschwert 18·15%. Ferner ein Theil der Bezirkshauptmannschaft Leitomischl mit 15.277 Deutschen (29·5%) und der Bezirkshauptmannschaft Polička mit 9.549 Deutschen (29%). Die Gesamtzahl der Deutschen in diesen beiden Bezirkshauptmannschaften beträgt 103.938.

Die Sprachinsel von Jglau enthält die Stadt Jglau (18.745 Deutsche (84·43% der Einwohnerschaft) einen Theil der Bezirkshauptmannschaft Jglau (Umgebung) mit 7.562 Deutschen (21·27%) und der böhmischen Bezirkshauptmannschaft Polna mit 9.871 Deutschen (25·75%), im Gerichtsbezirke Steken betragen die Deutschen 80·51%.

In der Landeshauptstadt von Mähren wurden 48.591 Deutsche, (60·04%), 32.142 Tschechen und 198 anderer Nationalität gezählt. Die Bezirkshauptmannschaft Brünn (Umgebung) hatte 12.102 Deutsche (9·43%).

Die Stadt Olmütz hatte 12.879 Deutsche (65·31%), 6.123 Tschechen und 704 anderer Nationalität, die Bezirkshauptmannschaft Olmütz (Umgebung) 11.585 Deutsche (21·1%).

In der Bezirkshauptmannschaft Wischau wohnten 6.769 Deutsche (8·26%). In der Bezirkshauptmannschaft Budweis 19.294 Deutsche (22·49%), davon kamen auf den Gerichtsbezirk Budweis 17.774 (41·84%), im Gerichtsbezirke Pilsen der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft 8.147 Deutsche (12·89%).

Die Stadt Prag soll ohne die Vorstädte nur 30.409 (19·84%), mit den Vororten 41.679 (16·66%) Deutsche haben. Die Stadt Troppau hatte 16.149 Deutsche (84·16%), die Bezirkshauptmannschaft Troppau (Umgebung) 40.091 (43·51%), zu ihr gehört der fast rein deutsche Bezirk Wigstadt l mit 13.258 Deutschen (86·87%). Der Gerichtsbezirk Teschen (zur Bezirkshauptmannschaft gleichen Namens gehörig) hat 7.869 Deutsche. Die Stadt Bielitz hat 10.778 deutsche Einwohner (86·54%), der Gerichtsbezirk Bielitz (Umgebung) 8.670 Deutsche (37·26%).

Die Markomannen. Deutsche Colonisation.

Die Deutschen wohnen in Böhmen, Mähren und Schlesien nicht erst seit gestern. Diese Länder bilden das östliche Bindeglied zwischen Süd- und Norddeutschland, sie sind ein wesentlicher Bestandtheil jenes mächtigen Gebietes in Mitteleuropa, das von den Alpen bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee, von den Vogesen bis an die Weichsel sich dehnt und das geographisch, ethnographisch, oro- und hydrographisch als ein Ganzes angesehen werden muß, wie es denn die alten Römer schon als ein solches betrachteten und unter dem einen Namen „Germania“ zusammenfaßten. Wenn beliebt wird, Böhmen als ein Land zu bezeichnen, das ringsum von schwer übersteigbaren Gebirgen umwallt und gegen Deutschland abgeschlossen sei, so widerspricht einer solchen Behauptung schon der eine Umstand, daß gerade die Grenzgebirge, bis auf höchst unbeträchtliche Theile, von den Deutschen besetzt sind, wie auch diese Gebirge nicht verhindert haben, daß die Gewässer Böhmens zum Stromsysteme Deutschlands und zu keinem anderen gehören.

Der erste deutsche Volksstamm, der in Böhmen sesshaft wurde, waren die Markomannen („Grenzmänner“), eine suevische Völkerschaft. Diese hatten die keltischen Bojen von Norden her nach Böhmen gedrängt, später aber auch von da weiter nach Süden bis über die Donau vertrieben, ohne zunächst selbst von dem eroberten Lande Besitz zu ergreifen, sie überließen es befreundeten Stämmen zur Bewachung. Erst Marbod führte als neugewählter Herzog um das Jahr 8 v. Chr. die Markomannen nach „Bojenheim“, da ihre bisherigen Sitze am Neckar und Main

in Folge der Siege des Drusus nicht mehr zu halten waren. Marbod brachte einen großen Völkerbund zusammen, der nicht allein suevische Völkerschaften vereinigte, sondern auch mit ihnen die Quaden in Mähren, die Vagirier an der oberen Oder, die Silinger im Norden des Riesengebirges u. a. Die Römer, für ihre Länder im Süden der Donau besorgt, rüsteten eine ansehnliche Macht zum Angriffe auf Marbods Reich, allein der gleichzeitig ausbrechende Aufstand der Pannonier und Illyrier zwang sie, durch Tiberius einen Frieden mit dem Markomannenherzoge abzuschließen. Wie Marbod deswegen sich neutral verhielt, als Tiberius die Erhebung der genannten Völker unterdrückte, so verweigerte er andrerseits auch dem Cheruskerfürsten Hermann Hilfe und Unterstützung, als dieser nach Vernichtung eines stattlichen Römerheeres im Teutoburger Walde (i. J. 9 n. Chr.) um Marbods Bundesgenossenschaft warb und aus diesem Grunde ihm das abgeschlagene Haupt des Römerfeldherrn Quinctilius Varus schickte. Marbod sandte das Haupt des unglücklichen Römers dem Kaiser, denn für seine egoistischen Pläne schien ihm das Bündnis mit dem Römerreiche vortheilhafter, als eine Einigung der deutschen Stämme zur Erkämpfung und Behauptung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit. Hiedurch beschwor er einen Bürgerkrieg zwischen Deutschen herauf. Dieser fand auf der nördlichen Abdachung des Erzgebirges seine Entscheidung, obzwar die erbitterte Schlacht daselbst im Frühlinge des Jahres 17 n. Chr. keine der beiden Parteien als unbestrittene Siegerin zeigte. Von dem markomannischen Bunde hatten sich die suevischen Stämme der Langobarden und Semnonen losgesagt und standen in der Schlacht auf der Seite der Cherusker, wogegen ein Cheruskerhäuptling, Namens Angiomar, aus gekränktem Ehrgeize mit zahlreichem Heergefolge zu Marbod übergegangen war und dessen Reihen verstärkte. Marbod wich nach der Schlacht in das Innere Böhmens zurück und erntete bald die Früchte seines unpatriotischen Handels. Es erfolgte ein allgemeiner Abfall seiner Bundesgenossen, die Römer aber hatte Marbod auch nicht zufriedengestellt, weil er sie nicht offen und mit Heeresmacht gegen die Cherusker unterstützt hatte,

sie verweigerten ihm daher den erbetenen Beistand, ja Drujus, der Sohn des Tiberius, intriguirte auf die wirksamste Weise gegen ihn. Er vermochte den Gothonen Kattualda, der einst von Marbod besiegt worden war, einen Rachezug nach Böhmen zu unternehmen. Marbod mußte aus dem Lande fliehen und fand durch römische Gnade eine Zufluchtsstätte in Ravenna. Zu den Römern mußte bald darauf auch Kattualda sich flüchten. Sein Besieger wieder, der Hermundurenfürst Bibellius, wurde von dem Fürsten der Quaden Bannius, und dieser nach dreißig Jahren durch die Söhne seiner Schwester, Vangio, Sido und Italicus, entthront. Diese theilten das Reich unter sich. Nach dem Tode Sido's (70 n. Chr.) (er hatte zwanzig Jahre regiert und war ein treuer Anhänger Roms gewesen) standen die Markomannen und Quaden unter der Herrschaft auswärtiger Fürsten, welche ihnen von den Römern eingesetzt wurden.

Der Name der Markomannen und Quaden wird sodann von den gleichzeitigen Geschichtschreibern wenig mehr genannt, nur einmal tritt er noch in den Vordergrund. Zur Zeit des Kaisers Marc Aurel entstand eine Gährung und Bewegung längs der ganzen Donau. Die Markomannen und Quaden, die Hermunduren, Langobarden und Narisker, ferner die Vandalen, Alanen, Sazygen, Gothen und Bastarner drängten, dem immer stärker werdenden Drucke slavischer Stämme von Osten und Norden her weichend, auf die durch Castelle geschützte Donaugrenze in das römische Reich. Fünfzehn Jahre (von 166—180) währte der erbitterte, nach dem Hauptvolke benannte Markomannische Krieg und nur mit größter Anstrengung erwehrt Marc Aurel sich der zahllosen und kriegstüchtigen Feinde. Sein Sohn Commodus verstand sich zu einem Frieden, der ihnen nach Wunsch Wohnsitz im römischen Gebiete und Aufnahme in römische Kriegsdienste einräumte. Noch durch zwei Jahrhunderte blieben die Marcomannen und Quaden wegen ihrer Raubzüge der Schrecken ihrer Nachbarn, sie trugen auch ihr gut Theil zum Sturze der römischen Weltherrschaft bei. Mit dem 4. Jahrhunderte verliert sich der Name, aus dem Volke der Markomannen scheinen die Baiern zum Theil hervorgegangen zu sein.

Lange Zeit noch müssen Böhmen, Mähren und wohl auch Schlesien von deutschen Stämmen besetzt gewesen sein. Die Geschichte gedenkt eines Langobardenköniges Macho, der im 6. Jahrhundert in Böhmen residirte, und die Annahme Loserths *) scheint nicht unbegründet zu sein, daß die Langobarden dieses Land auch dann noch nicht preisgegeben, als sie im Jahre 546 nach Pannonien zogen, sondern erst, als sie den Awaren, welche erobernd gegen den Westen vordrangen, Pannonien vertragsmäßig einräumten. „Mit der Übernahme langobardischen Besitzes durch die Awaren steht die Einwanderung der Slaven nach Ungarn, Mähren und Böhmen in unmittelbarem Zusammenhange.“ Das Vordringen der Slaven wäre demnach erst in der Zeit zwischen 568 und 592 erfolgt.

Und die deutschen Bewohner Mährens und Böhmens? Sie sind zum größten Theile oder vielleicht vollständig zuvor aus dem Lande gewandert, was um so wahrscheinlicher erscheint, wenn man annimmt, daß die Langobarden auch diese Länder vertragsmäßig an die Awaren abgetreten haben, zu denen die Slaven damals in irgend welchen sehr nahen Beziehungen standen. Die Geschichte weiß nichts zu berichten von Kämpfen der slavischen Einwanderer mit den Resten der germanischen Einwohner und alles spricht, wie Loserth sagt, dafür, daß während des 7., 8., 9. und 10. Jahrhunderts die Slaven die ausschließliche Bevölkerung Böhmens gebildet haben. Und nicht viel anders mag es um Mähren und Schlesien bestellt gewesen sein. Professor Kirchmayr in Brünn, der sich sehr angelegentlich mit Studien über die Quaden und die ältesten deutschen Einwohner Mährens beschäftigt, ist allerdings der Ansicht, daß noch Reste derselben sich erhalten haben, zumal im nördlichen Gebirge, und daß bei diesen die fränkischen Herrscher Anknüpfungspunkte gefunden haben zur Begründung einer neuen Periode deutscher Herrschaft in Mähren, allein er gesteht doch zu, daß diese Überreste im Allgemeinen nur unbedeutend gewesen sein können; denn Mähren

*) Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen XXI. 4.

war zur Erhaltung der deutschen Überbleibsel kein geeignetes Land, es fehlen sichere Zufluchtsstätten, namentlich uneinnehmbare Hochthäler, in denen ein Volksrest sich behaupten und unvermischt erhalten könnte, zudem war es dem Andrang der Hunnen, Magyaren und Mongolen schutzlos preisgegeben, ferner war der Zuwachs von deutscher Seite schwach und kam erst spät und fast nur den Städten zu Gute, während die unterste breite Volksmasse sich vom Sarmatenlande her ungehindert vorschieben konnte. Bezüglich Böhmens macht Loserth besonders aufmerksam auf die eigenartigen Grenzverhältnisse dieses Landes, um das sich während des Mittelalters ein ausgedehnter, breiter und äußerst dichter Grenzwall zog, durch welchen bloß wenige, von den Landesbewohnern gut bewachte „Landesthore“ Einlaß gewährten. Und wenn auch die slavischen Ankömmlinge zunächst nur die Ebenen und die Tristen in der Nähe der Flüsse besetzten, so drangen sie später doch allmählich aus den Niederungen auf die Höhen vor und über die gangbaren Theile des Gebirges in die böhmischen Nachbarländer. Doch angenommen, es seien Überreste der ältesten deutschen Bewohner dieser Länder erhalten geblieben, so gilt doch von ihnen allen, was Biermann über die älteste Bevölkerung Teschens schreibt: „Sie haben keine erkennbaren Spuren ihrer Existenz zurückgelassen und keinen nachweisbaren Einfluß auf die späteren Geschehnisse des Landes ausgeübt.“

Aber die ausschließlich oder fast ausschließlich slavisch gewordenen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien mußten in Folge ihrer geographischen Lage bald zu Deutschland in mannigfache, selbst in nähere Beziehungen als zu den anderen slavischen Ländern des Ostens treten.

Als Karl der Große nach langem und hartem Kampfe den Sachsenstamm endlich zur Anerkennung seiner Oberhoheit und zur Annahme des Christenthumes gezwungen, die Macht der Avaren gebrochen und aus dem ihnen abgenommenen Gebiete die Ostmark gegründet hatte, war es auch um die Unabhängigkeit der westlichsten Slavenstämme geschehen. Die Mährer wurden um 803 dem fränkischen Reiche zinspflichtig und etwa seit derselben Zeit war

Böhmen ein Bestandtheil des Frankenreiches. Unter den untüchtigen Nachfolgern Karls löste sich das von ihm gegründete mächtige Reich bald zum großen Theile auf und so war die Ablösung Mährens und seiner Nachbarländer und deren Zusammenschluß zum großmährischen Reiche möglich, allein sogleich nach dem Tode Svatopluk's begaben sich die Stammesfürsten Böhmens wieder in den Schutz des deutschen Reiches und König Heinrich I., „der ruhmreiche Wiederhersteller der Einheit Deutschlands“ knüpfte auch die Bande zwischen Böhmen und dem Reiche enger und fester. Herzog Wenzel der Heilige (928—935), dem nichts so sehr am Herzen lag, als die Christianisirung seines Landes, berief bairische und alemannische Missionäre und schloß sich innig an Deutschland an. Die national-heidnische Reaction, als deren Opfer Wenzel die Märtyrerkrone erlangte, war nur von kurzer Dauer und geringer Stärke, denn selbst Herzog Boleslav war ein treuer Verbündeter des deutschen Kaisers, tausend auserlesene Böhmen schlugen die ruhmvolle Schlacht auf dem Lechfelde mit (10. Aug. 955), und daß die deutsche Bevölkerung im Lande an Zahl und Einfluß beachtenswerth geworden sein muß, beweist das Gesetz des Herzogs Svytihnöv II. vom Jahre 1055, welches alle Deutschen, mochten sie Bürger des Landes geworden oder bloß Gäste sein, binnen drei Tagen auswies. Haß und Fanatismus sind immer schlechte Berather. Svytihnöv konnte das Gesetz wohl geben, aber seine stricte Durchführung nicht erzwingen. Sein Nachfolger, Bratislav II. (1061—1092), welcher immer treu bei Heinrich IV. stand und von diesem mit der Oberlausitz und Bauen, wozu auch die jetzigen Grenzdistricte Böhmens bei Reichenberg und Rumburg gehörten, beschenkt und durch die Königswürde ausgezeichnet wurde, förderte die Ausbreitung der Deutschen im Lande und ertheilte ihnen den ersten, hochbedeutamen Freiheitsbrief, den sein Enkel und zweiter Nachfolger Soběslav II. (1173—1178) bestätigte und durch neue, den Deutschen günstige Bestimmungen erweiterte. Mähren stand nur mittelbar, durch seinen Lehensherrn, den Herzog oder König von Böhmen, mit dem Reiche in Verbindung, nur kurze Zeit, unter Friedrich Barbarossa, war es eine

von Böhmen unabhängige, reichsunmittelbare Markgrafschaft. Das Verhältnis Böhmens zum deutschen Reiche muß wenigstens bis zum Jahre 1197 als das der Vasallität bezeichnet werden. Als dann die Verbindung mit dem deutschen Reiche gelockert wurde, und Böhmen einer größeren Unabhängigkeit sich erfreute, gerade da wuchs und erstarkte das Deutschthum, von den Königen geschützt und auf alle Weise begünstigt, im Innern um so mehr. Vor allen aber förderte Přemysl Ottokar II. das von seinen beiden Vorgängern schon kräftig unternommene Werk der Colonisation, er bewilligte den bestehenden Städten Theilnahme an den Landtagen, legte den Grund zu neuen Klöstern und Städten und breitete diese seine Thätigkeit über ganz Böhmen, Mähren, Lausitz und Österreich aus. So haben denn in erster Linie die Přemysliden, die erste und einzige czechische Dynastie auf dem Throne Böhmens, dem Deutschthume wieder eine Heimstätte in Böhmen und Mähren bereitet. Auch die Fürsten Schlesiens, sowohl die Niederschlesiens, wie die im jetzigen österreichischen Schlesien wetteiferten, den Wohlstand und die Cultur des Landes durch die Aussetzung von Städten und Dörfern nach deutschem Rechte zu heben. Der Mongolensturm unter Dschingischan im 13. Jahrhunderte hatte die Gaue Mährens und zum Theile auch Schlesiens in kaum glaublicher Weise verwüstet, da wurden deutsche Colonisten eingeladen, die zerstampften Felder wieder zu beackern und zu besäen, die niedergebrannten Ortschaften wieder aufzubauen.

Wie schon angedeutet, wurde die Lehre des Christenthums nach Böhmen zuerst von deutschen Missionären gebracht, auch in Mähren verkündeten bairische Priester noch vor den „Slavenaposteln“ Constantin und Methodius das Evangelium. Böhmen gehörte zur Regensburger Diöcese. Als im Jahre 973 ein selbstständiges Bisthum in Prag gegründet wurde, unterstand es dem Mainzer Erzbisthume. Im 11. Jahrhunderte wurde in Olmütz ein Bisthum für Mähren errichtet, der Bischof von Olmütz war zunächst gleich jenem von Prag ein Suffragan der Mainzer Erzbischof. Unter den Bischöfen von Prag und Olmütz waren bis zum 14. Jahrhunderte viele Deutsche, ebenso blieb der höhere Clerus längere Zeit deutsch

und sorgte mit den Bischöfen für die Heranziehung des Deuththums. Endlich wirkten die Klöster in großartigem Maßstabe für die Colonisation, besonders der ungeheuren Grenzwaldungen. Die Klöster selbst giengen nicht aus der einheimischen Bevölkerung hervor, die Mönche kamen zum allergrößten Theile aus Deutschland, die vielfache Verbindung mit den deutschen Mutterklöstern erleichterte ihnen die Heranziehung und Gewinnung deutscher Colonisten, welche ihre weit ausgedehnten Waldungen lichteteten, die unheimliche, rauhe und furchtbare Wildnis in freundliches und wohnliches Ackerland umschufen und zugleich die Einkünfte der Klöster bedeutend vermehrten.

Es steht uns kein erschöpfendes Material zu Gebote über die Colonisation, welche von den Klöstern ausging, allein schon das Wenige, welches wir hier anzuführen vermögen, wird ein anschauliches, wenn auch nicht vollkommenes Bild der verdienstlichen Thätigkeit der Klöster in dieser Hinsicht geben.

Die Benedictiner von Břevnov cultivirten die östlichen Abhänge des Riesengebirges und legten in der rauhesten Gegend die Orte Braunau und Politz an. Culturpunkte waren ferner die Klöster Kladrau, Plass, Dsseg, Tepl und das unfern der Mündung des Egerflusses in die Elbe gelegene Nonnenstift Doyan. Nach Kladrau berief Wladislaw (1109) Ordensmänner aus dem schwäbischen Stifte Zwifalten, Plass wurde durch Cisterziensermönche aus dem Kloster Langheim in Franken bevölkert, das Stift Dsseg mit Cisterziensern aus Waldsassen besetzt, das Strahover Kloster und das Prämonstratenser-Nonnenkloster zu Doyan, das erste von Wladislaw II., das andere von seiner Gemahlin gegründet, hatten rheinische Ordensleute; unter Herzog Wladislaw II., im Jahre 1153, wurde das Kloster Pomal gegründet, die ersten Mönche waren aus dem fränkischen Kloster Eberach; um 10 Jahre früher fällt die Gründung des mit Ordens-Geistlichen aus Waldsassen in Baiern besetzten Klosters Sedlec; der Johanniterorden wirkte unter anderem für die Germanisirung der Umgegend von Aufsitz. Am frühesten wurde das Egerland germanisirt, welches, als zur Mark im Nordgau gehörig, die unter der Verwaltung eigener Mark-

grafen stand, in der Regensburger und nicht in der Prager Diöcese lag. Hier colonisirten die im Beginn des 12. Jahrhunderts gegründeten Klöster Reichenbach und Waldsassen. In das Thal der Eger und von da südwärts waren deutsche Colonisten gedrungen in Folge der Gründung des Bamberger Bisthums durch Heinrich II. im Jahre 1007, das die Bestimmung hatte, „den christlichen Namen unter den Slaven zu Ehren zu bringen“. Im Böhmerwald verwandelten die im 13. Jahrhundert gestifteten Klöster Hohenfurt und Goldenkron durch deutsche Anbauer Wildnisse in fruchtbare Felder und belebten durch geregelte Straßen und Saumpfade den Verkehr. Die Hohenfurter legten mehrere deutsche Dörfer im Quellgebiete der Moldau an, die Goldenkroner colonisirten und germanisirten alles Land im Südwesten und Westen vom Planskerwalde, so daß selbst die Stadt Netolitz noch im 14. Jahrhunderte einen deutschen Bürgerstand hatte. Durch die Johanniter wurde die Umgegend von Leobschütz cultivirt und deutsch, auf gleiche Weise gründeten die Abteien Hradisch und Welehrad deutsche Dörfer, vor allen aber erwarb sich hohe Verdienste in Bezug auf deutsche Ansiedelungen der Olmützer Bischof Bruno. So steht urkundlich fest, daß er um das Jahr 1267 eine ganze Reihe von Dörfern um Hohenploh angelegt. Dudik beziffert die Anzahl der von ihm gegründeten Niederlassungen auf beiläufig 200. Markgraf Wladislaw von Mähren (gegen Ende des zwölften Jahrhunderts) gründete das erste Cistercienserkloster Welehrad in Mähren, schenkte der Abtei Hradisch einen großen Waldcomplex in der Gegend von Waltersdorf und ertheilte den Johannitern die Bewilligung, überall auf ihren mährischen Besitzungen Colonien nach deutschem Rechte anzulegen. Auch mächtige Adelsgeschlechter folgten dem Beispiele der Klöster. Wir nennen nur die Herren von Riesenburg, welche entlang des Erzgebirges und im Districte von Elbogen reich begütert und eifrige Förderer des Deuththums waren.

Die Anlegung einer Colonie oder die Aussetzung eines Dorfes nach deutschem (emphyteutischem) Rechte ging folgendermaßen vor sich.

Zuerst mußte die Genehmigung des Landesherren eingeholt werden. Dann wurden die Marken des Gebietes, auf dem das Dorf angelegt werden sollte, gewöhnlich von landesfürstlichen Beamten, wenn nöthig, mit Zuziehung der Nachbarschaft genau bestimmt, der ganze Boden nach Hufen getheilt und zwar entweder nach großen (fränkischen) oder nach kleinen (slämischen). Nun trat der Grundherr mit einem unternehmenden Manne in Deutschland in Verbindung, der als Anleger (locator) der Grundherrschaft gegenüber sich verpflichtete, die ausgemessenen Hufen mit Ansiedlern zu besetzen und für die richtige Leistung der ausbedungenen Zinsen und Zahlungen zu sorgen. Der Anleger mußte also die Coloniisten selbst werben. Deshalb erhielten viele Dörfer ihren Namen nach dem Anleger. Für seine Mühewaltung erhielt der Anleger eine Freihufe, und die sechste oder zehnte Hufe, doch diese in der Regel nur gegen einen Zins, ferner in den meisten Fällen eine Schenke, eine Brot- und Fleischbank, mitunter auch eine Badestube, Schmiede und Schusterbank, die Befugnis Mühlen anzulegen, für seinen Bedarf zu fischen und zu jagen, endlich die freie Schaftrift. Auch war er Inhaber der Schultsei. Diese blieb erblich bei seiner Familie, oder der Anleger konnte darüber frei verfügen. Als Schulze führte er den Vorsitz in den Dorfgerichten, er sprach mit den aus der Bauernschaft genommenen Schöffen Recht in minder wichtigen Fällen. Dafür bezog er den „dritten Pfennig“ d. h. den dritten Theil von den Gerichtszgefällen. Die höhere Gerichtsbarkeit, und zwar über Meineid, Diebstahl, Nothzucht und Todschlag behielt sich zumeist der Landesherr vor, zu welchem auch die Berufung vom Spruche des Schulzen gieng. Sie wurde also von den landesfürstlichen Beamten, manchmal von den Stadtgerichten gehandhabt. Erst in der späteren Zeit pflegte die Grundherrschaft damit befehnt zu werden. Der landesfürstliche Beamte oder derjenige, welcher bevollmächtigt war, die höhere Gerichtsbarkeit auszuüben, erschien dreimal des Jahres (daher „Dreiding.“) Für seine und seines Gefolges Verpflegung hatte entweder der Schulze allein Sorge zu tragen, oder er theilte sich mit der Bauernschaft in die Kosten derselben. Zu den Pflichten des Schulzen gehörte

auch die Eintreibung des Ackerzinses und sonstiger Steuern und deren Abgabe an den Grundherrn. Die Ansiedler besaßen ihre Hufen erbeigenthümlich. Je nachdem der Boden erst gerodet und urbar gemacht werden mußte oder nicht, und im Verhältnis zur Schwierigkeit des Rodens wurde für den Anfang eine bald größere, bald geringere Zahl von Freijahren zugestanden, dann aber hatten sie gewisse Zinsen und Abgaben zu leisten. So mußten sie jährlich eine Viertelmark Zins zahlen, den Zehnten abliefern, und zwar einen Malter oder zwölf Scheffel „Dreikorn,“ d. h. Weizen, Roggen und Hafer, zuweilen auch ein bestimmtes Maß von Erbsen und Honig. Das Maß der Abgaben richtete sich natürlich zuerst darnach, ob die Ansiedler große oder kleine Hufen hatten, auch sonst kamen Verschiedenheiten bei den einzelnen Dörfern vor. Die Ansiedler waren selbst von persönlichen Diensten nicht ganz frei. Sie mußten zwei bis drei Tage jährlich den Acker des Grundherrn bebauen, auch nach der Anzahl ihrer Hufen eine größere oder geringere Menge Holz schlagen, aber sie waren befreit von allen Frohdiensten und der kostspieligen Zupengerichtsbarkeit, die der slavische Bauer zu ertragen hatte. Zur Zeit eines feindlichen Einfalles mußten die Bauern auch unter die Waffen treten, während sie an Heerfahrten theilzunehmen nicht verpflichtet zu sein pflegten, sie hatten im Kriege Vorspannsdienste zu leisten, bei Befestigung der Burgen und Städte mit Hand anzulegen, zu außerordentlichen Landesaufgaben beizusteuern, an den hohen Festtagen gewöhnlich bestimmte Ehrungen abzugeben, und zwar zu Ostern 20 bis 40 Eier, zu Pfingsten 2 bis 4 Käse, zu Weihnachten 2 bis 4 Hühner. Auch die Kirche verlangte den Zehnten, der bisweilen in Geld gezahlt wurde. Neben den eigentlichen Bauern gab es auch kleinere Grundbesitzer, „Gärtner“ genannt. Für die ihnen zugemessenen kleineren Ackerstücke mußten sie nicht bloß zinsen und zehnten, sondern auch persönliche Dienste leisten, doch hatten sie ihr Eigenthum auch erblich, durften es auch frei verkaufen, nur hatte in diesem Falle der Grundherr das Vorrecht des Kaufes. Dies besaß er übrigens öfters bei Bauergütern.

Nach B. Grubers gründlichen Untersuchungen ist die Anlage deutscher Dörfer gewöhnlich folgende.

Den Mittelpunkt des Dorfes pflegt ein rechteckiger Platz zu bilden, dessen Breite zur Länge sich wie 2 zu 5 verhält. Die Gebäude sind meist mit den Giebelseiten dem Platz zugekehrt, während in slavischen Dörfern die Häuser und Hofreithen um einen kreisförmigen Platz so geordnet sind, daß sie diesem gewöhnlich die Längseite zuwenden. An den Ecken des Platzes führen Wege auf die Felder. Mit den Wohngelassen pflegt nur der Stall für die Zugthiere verbunden zu sein, die anderweitigen Stallungen liegen gegenüber. Zwischen je zwei Gehöften führt ein schmaler, nur den beiderseitigen Besitzern zugehörnder Weg auf die Wiesen und Acker. Die Kirche steht manchemal in der Mitte des Platzes, häufiger jedoch an der Ostseite desselben und ist stets mit dem Friedhofe umgeben. Öfters findet sich am Eingange des Platzes ein kleiner Teich.

Dadurch daß der Gestalt des deutschen Dorfes keine Curvenlinie, wie bei dem slavischen, sondern ein Rechteck zu Grunde liegt, haben auch die Felder gradlinige Begrenzungen erhalten, sind also viel leichter zu bebauen. Bei der Feldervertheilung zeigt es sich, daß Pflugarbeit und Fuhrwerke bestimmend auf die Anlage eingewirkt haben, die Felder bei altslavischen Ortschaften dagegen sind lediglich auf Handarbeit, Bodenbearbeitung mit Hacke und Schaufel eingerichtet, wobei Viehfutter, Feldfrüchte u. s. w. von Menschen und Thieren als Lasten hinweggetragen werden mußten.

Die nach deutschem Rechte ausgelegten Dörfer führten bei den Slaven den Namen *Chota*, *Chotka*, was die Deutschen in *Ellgoth* umgestaltet. Daher kommt *Ellgoth* als Dorfname öfters, besonders in Schlesien, vor.

Wie aus dem Gefagten erhellt, ist die Gründung eines freien, nicht leibeigenen Bauernstandes in Böhmen, Mähren und Schlesien der deutschen Colonisation in diesen Ländern zu danken. Die großen Vortheile, welche die Anlegung von Dörfern nach emphyteutischem Rechte, trotzdem der Bauer ein freier Mann blieb, den Grundherren brachte, bestimmte dieselben, auch schon bestehende, also slavische Dörfer mit deutschem Rechte zu begaben und, wo es angien,

durch deutsche Colonisten zu erweitern. Die Macht ihrer höheren Cultur und die vortheilhafteren Verhältnisse, in welche die deutschen Einwanderer traten, verschafften diesen bald das Übergewicht und ohne die geringste Gewaltthätigkeit vollzog sich in oft auffällig kurzer Zeit der Germanisirungsproceß. In sehr einleuchtender Weise legt dies Mathias Pangerl an einem besonderen Falle dar. Er sagt*): „Es muß in dem letzten Viertel des 13. und besonders in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf den Höhen, in den Thälern, Wäldern und Auen zwischen dem Plansker- und dem böhmischen Grenzwalde sich ein gar frisches Leben und Weben kundgegeben haben. Es fällt mir durchaus nicht bei, über dem Ruhm unseres Volkes den Antheil zu verschweigen, welcher den Slaven an der Urbarmachung des südlichen Böhmens gebührt. Denn hatten sie schon vor der Stiftung von Goldenkron alle jene oben gezählten Dorfschaften (zu denen aber mehrere Neugründungen kamen) entweder schon begründet oder zu errichten begonnen, so setzten sie auch nach derselben, jetzt jedoch unter deutscher Leitung und nach den Satzungen der Deutschen, ihre Bemühungen um die Beurbarung fort. So saß bald auf der einen Bauernstift in einem und demselben Dorfe ein eingewandter Bajuware, auf der nachbarlichen aber ein vielleicht aus der nächsten Nähe herbeigekommener Gezeche, doch wohlgemerkt, beide nach einem und demselben, nämlich nach deutschem Rechte, und was gleichfalls nicht übersehen werden darf, nicht gar zu lange. Denn das deutsche Element äußerte eine so gewaltige Expansiv- und Assimilirungskraft, daß der slavische Nachbar, obgleich er doch ganz auf demselben Boden fußte, ihm auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Er verlor sich nach und nach ganz in demselben, nur in den Berg-, Fluß-, Flur-, Dorf- und Hausnamen die eine und andere Erinnerung an sich zurücklassend, so auch in der Sprache des Volkes, in welchem er aufgegangen ist. Der ganze Proceß

*) Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. in B. XI. 5. und 6.

aber muß sehr einfach und natürlich verlaufen sein; denn es ist auch nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden, wornach man auf Gewaltthatigkeit von der überlegenen oder auf sonst vollkommen begreifliche Reaction von der unterliegenden Seite schließen könnte.“

Wie den freien Bauernstand, so verdanken unsere Länder auch den freien Bürgerstand allein deutschen Ansiedlungen.

Die geographische Lage bedingte frühzeitig Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den jetzigen nordwestlichen Kronländern der österreich.-ungarischen Monarchie. Von einem fränkischen Kaufmanne, der mit einer Karavane von Kaufleuten nach Böhmen gewandert war, um hier Handelsgeschäfte zu betreiben, weiß die Geschichte schon aus dem siebenten Jahrhundert zu erzählen. Dieser deutsche Kaufmann, Namens Samo, hatte sich zum Anführer westlicher Slavenstämme in ihren Befreiungskämpfen gegen die Avaren aufgeschwungen und war nach dem siegreichen Ausgange dieser Kämpfe sogar durch Verleihung der Königswürde ausgezeichnet worden. Im Burgflecken von Prag hatten deutsche Kaufleute schon zur Zeit der Boleslave sich angesiedelt. Sie hatten ihre Niederlagen in dem Kaufhose am Teyn, wo heute das alte Ungelt sich befindet. Wratizlav II. (1061—1092) nahm die in Prag wohnenden Deutschen kräftig in Schutz, lud andere Deutsche aus dem Reiche ein, erlaubte den Deutschen eine eigene Gemeinde im Burgflecken am Pörič zu bilden, nach ihrem hergebrachten Rechte zu leben und ihre Richter selbst zu wählen. Damit inaugurierte er einen hochwichtigen Abschnitt in der Culturgeschichte Böhmens. Dieses deutsche Gemeinwesen am Pörič war der Keim, aus dem später das böhmische Städtewesen sich entfaltete. Herzog Soběslav II. (1173—1178) bestätigte und erweiterte in einem besonderen Freiheitsbriefe das von König Wratizlav den Deutschen verliehene Privilegium und vertraute ihnen die Vertheidigung der Burgthore Prags an. In Folge dieser Begünstigungen breitete sich die deutsche Gemeinde bald über die Gegend der jetzigen Altstadt aus. Auf Niederlassungen flandrischer Kaufleute scheinen die Anfänge deutschen Städtewesens in Schlesien zurückgeführt werden zu können. Sie vermittelten im 11. und

12. Jahrhunderte den Handel mit ihrem Mutterlande, ließen sich in der Nähe der Zupenburgen oder an sonst wichtigen Plätzen nieder, wurden, wie die Deutschen in Prag, mit Freiheiten und Immunitäten ausgestattet, gelangten zu immer größerem Wohlstande und vermehrten sich durch Zuzüge auch von Deutschen anderer Stämme.

Mehrere Umstände wirkten zusammen, daß sich bald und rasch ein blühendes Städtewesen in Böhmen, Mähren und Schlesien entwickelte.

Wenn die alten patriarchalischen Einrichtungen wankend geworden sind, der Unterschied in dem Besitze der Einzelnen sich immer größer gestaltet, dann pflegt auch die Freiheit kein allgemeines Gut zu bleiben, nur der Besizende erhält sich im Vollgenusse derselben, der Minderbemittelte oder gar der Mittellose findet seine Versorgung allein durch seine vollständige Unterwerfung unter den Reichen und wird endlich zum rechtlosen Sklaven. Ein solcher Zustand der Bevölkerung eines Landes macht jeden menschenwürdigen Fortschritt unmöglich, die Unfreien werden immer mehr überlastet, dadurch stumpfsinnig und baar aller edlen Regungen der Seele, auf der anderen Seite aber führt das arbeits- und sorgenlose, schwelgerische Leben zu geistiger Erschlaffung, launenhaftem Übermuth und zügelloser Ungebundenheit. Die schroffen socialen Gegensätze verlangen eine Vermittlung, ein Mittelstand muß die gähnende Kluft zwischen den beiden, streng gesonderten Kasten überbrücken. Neben den großen Grundbesitzern, dem Adel und den Hörigen hatte allerdings nach Einführung des Christenthums sich ein dritter Stand ausgebildet, nämlich der Stand der Geistlichen, aber dieser eignete sich bald am wenigsten zu einer solchen Vermittlerrolle, denn er stellte sich an Macht und Reichthum in kurzer Zeit neben, zum Theil über den Adel. Der kindlich fromme, gläubige Sinn der Landesfürsten, wie auch zum Theil des Hochadels, bethätigte sich in einer Menge geistlicher Stiftungen die alle reich dotirt waren, so reich, daß die Spender endlich selbst verarmten. An Grundbesitz hatte der Landesfürst endlich nur unfruchtbare Gebirgsgegenden und zum Theil die Grenzwaldungen,

die keinen Ertrag abwarfen, selbst die Einkünfte aus den Mauthen, Zöllen, Märkten, Gerichts- und Bußgeldern waren größtentheils an den Clerus abgetreten; da nun wenig mehr freiwillig gespendet wurde, gespendet werden konnte, mußte der machtvolle Clerus sich weitere Gerechtfame zu erzwingen. Die Kirche hatte sich eine feste Organisation viel früher zu geben verstanden, als die Staaten, in denen ihre Gläubigen lebten, die Geistlichkeit suchte überall von der weltlichen Macht sich nicht nur unabhängig zu machen, sondern diese sich zu unterordnen; so mußte auch Ottokar I. sich zu einer Urkunde (2. Juli 1221) bequemen, durch welche er die Unterthanen des Bischofs von Prag von der Verpflichtung zu den Staatsfrohnen und von allen Lasten der Gesamtbürgerschaft entband und alle Einnahmen aus der höheren Gerichtsbarkeit dem Prager Bischofe überließ.

In einer zweiten Urkunde von 10. März 1222 mußte der König weitere Zugeständnisse sämmtlichen Kirchen und Klöstern Böhmens machen. Die Einbuße an Macht, die das Königsthum erlitten hatte, ließ sich aber am allerwenigsten auf Kosten des Adels wieder ersetzen. Im Gegentheil mußte der Adel gerade durch diese Schwächung des königlichen Ansehens sich zu Übergriffen verleitet fühlen. Woher Abhilfe schaffen? Ein Blick auf das deutsche Reich ließ die Mittel sogleich erkennen: der freie Bürgerstand, das war das richtige Gegengewicht gegen die in's Maßlose aufstrebende Macht des Clerus und des Adels. Indem nun die Könige und Landesherren — in Mähren und Schlesien lagen die Verhältnisse nicht anders — mit aller Energie strebten, den Strom freier deutscher Bürger in ihr Land zu lenken, vergrößerten sie nicht allein ihre Einkünfte und ihre Macht, sondern erwiesen auch dem Lande selbst eine nicht genug zu schätzende Wohlthat. Die einheimische Bevölkerung wäre vielleicht im Stande gewesen, sich die wirtschaftliche, sociale und politische Freiheit endlich aus eigenen Kräften zu erringen, allein, wenn man erwägt, welche schweren, Jahrhunderte lange Anstrengungen, welche kraftaufreibenden Kämpfe in Deutschland die Bildung eines unabhängigen Bürgerstandes gekostet hat, dann muß man unsere Länder glücklich preisen,

daß sie diese Cultur=Errungenschaft von ihren Fürsten als reife Frucht erhalten haben.

Die Aussetzung einer Stadt erfolgte auf ähnliche Weise, wie die Aussetzung eines Dorfes nach deutschem Rechte, nur gieng die Gründung einer Stadt gewöhnlich von den Landesherren selbst aus, ferner wurden selten völlig neue Städte gegründet, sondern schon vorhandene Ortschaften erweitert und mit deutschem Rechte bewidmet, namentlich die Burgvororte zu Städten erhoben. Die Ansiedlungen in den Burgen und um dieselben als die Keime eines Stadtwesens betrachten zu wollen, geht deshalb nicht an, weil deren Einwohner sich nur wenig von der Landbevölkerung unterschieden, gleicher Weise zu persönlichen Diensten verpflichtet waren, so daß sich kein unabhängiger Handels- und Gewerbestand herausbilden konnte, auf denen das Bürgerthum beruht. Die autonome Verwaltung, die persönliche Freiheit der Bürger und daß diese einen eigenen, von der Provinzialgerichtsbarkeit exemirten Gerichtsstand bilden, ist das Charakteristische einer Stadtgemeinde.

Die Stelle des Schulzen nahm in den Städten der Vogt (*advocatus, iudex*) ein, der meist adeligen Standes war. Er übernahm die Verpflichtung, den Ort nach deutschem Rechte einzurichten, die Ansiedler zu berufen, den Grundzins einzusammeln und dem Landesherren Ritterdienste zu leisten. Die Entlohnung für seine Mühe war viel reicher, als die eines Schulzen. Gewöhnlich war die Vogtei ein erbliches und theilbares Eigenthum, zuweilen wurde aber auch die Vogtei von dem Landesherren auf kürzere oder längere Dauer vergabt, verpachtet, verpfändet und verkauft. Der Vogt war Vorsitzender des Gerichtes, welches aus den Schöffen oder Geschworenen (*iurati, scabini*) zusammengesetzt war. Es kam auch vor, daß bei besonders wichtigen Angelegenheiten, oder wenn eine alte Gepflogenheit bezeugt werden sollte, die Senioren, d. h. die alten Herren des Rathes beigezogen wurden. Die Städte waren anfangs bloß im Besitze der niederen Gerichtsbarkeit, später erhielten sie zum Theil auch die höhere. Seit Ottokar II. hatte in den böhmischen Städten der „Unterkämmerer“ die königlichen Rechte zu wahren, er leitete auch die Versammlungen

der Städte, entschied bei Berufungen an den König und bestätigte die Magistrate. Die richterliche Gewalt des Vogtes und der Schöffen erstreckte sich über alle Städte und eventuell über die Bevölkerung der Stadtdörfer. Der Vogt erhielt den dritten Theil der Geldbuße, die anderen zwei Drittheile fielen dem Landesherren oder der Grundobrigkeit zu. Den Richtern gebührte das „Gewette“, eine bestimmte Tage für den Urtheilspruch, die nicht zu verwechseln ist mit den eigentlichen Strafgeldern. Die Schöffen wurden entweder vom Landesherren oder der Grundobrigkeit aus den Bürgern ernannt oder von der Bürgerschaft gewählt. So erhält im Jahre 1292 Brünn das Wahlrecht seiner jährlich wechselnden Geschworenen. Der Vogt erhielt ein Haus in der Stadt und mehrere Freihufen. Er war überdies gewöhnlich Eigenthümer einer oder mehrerer Fleisch-, Brot- und Schuhbänke oder bezog wenigstens den Grundzins ganz oder zum Theil davon, er besaß auch bisweilen den Schlacht- oder Kuttelhof, eine oder mehrere Reichframe, in denen die verschiedensten Gegenstände des täglichen Bedarfes verkauft wurden, eine oder mehrere Kammern zum Verkaufe des Tuches, bisweilen auch das Krug- oder auch das Schrotamt, d. h. das Recht, Wein und Bier in ganzen Fässern zu verkaufen, er hatte endlich auch die Marktpolizei und Marktgerichtsbarkeit.

Die Führung des Gerichtsbuches oblag dem Gerichtsschreiber (notarius actorum), der mit einem Schwerte umgürtet war.

Die Einwohner der Stadt, die Bürger, waren persönlich frei und besaßen auch dingliche Freiheit, sie konnten ihren Besitz veräußern und, mit Einschränkung auf gewisse Verwandtschaftsgrade, vererben. Es war ein deutscher Rechtsgrundsatz, daß auch die Hörigen und Unfreien, welche sich in einer Stadt niedergelassen hatten, nach Ablauf von Jahr und Tag als freie Bürger unter dem Schutze des Stadtrechtes stehen sollten. Diejenigen, welche ein Haus in der Stadt besaßen, mit welchem zugleich ein Antheil der den Ansiedlern zuerkannten Hufen verbunden war, die Erbgefeffenen, bildeten das Patriciat, die Großbürger, im Gegensatz zu den Kleinbürgern und Inleuten. Die Kleinbürger waren Be-

sitzer solcher Häusern, zu denen die Baugründe erst in späterer Zeit von der Grundherrschaft oder der Stadt selbst gegen einen Jahreszins überlassen worden waren. Das waren besonders die Häuser der Vorstädte. Die Inleute oder Injassen hatten ihren bleibenden Aufenthalt in der Stadt, standen hinsichtlich der Rechte aber den Bürgern nicht gleich. Ein eigenes Recht bestand für die Gäste.

Ein Hauptvorzug des deutschen Rechtes war, daß die Leistungen der einzelnen Bürger und der ganzen Commune streng fixirte, keine ungemessenen waren. Als solche heben wir hervor: den Grundzins von den Hofplätzen, den auf die Zinshufen entfallenden Grundzins, den Zehnten, das „Geschoß“, eine Art Grundsteuer, ferner eine außerordentliche Abgabe von dem Werthe der beweglichen und unbeweglichen Habe, die „Lofung“, das Münzgeld, Zinsen von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken, den Walkmühlen, den Tuchkammern und Reichkrämen, den Schergaden, in welchen fremde und einheimische Tuche geschoren wurden, dem Schrotrechte und dem Ruttelhofe, die Zölle, die Beden und gewisse Ehrungen. Man ersieht daraus, welche außerordentlich ergiebige Einnahmsquelle für die Kammer des Landesherren sich durch die Gründung der Städte eröffnet hatte, auch wenn, was öfters vorkam, einzelne dieser Leistungen an den Vogt oder einzelne Bürger vergabt oder auch der Stadt zur Erhöhung ihres Einkommens geschenkt worden waren.

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gewinnen die allgemeinen Bürgerversammlungen, die „Burdinge“ eine stetig wachsende Bedeutung. Die Bürger, mit der Glocke zusammenberufen, versammelten sich auf dem Marktplatze vor dem Rathhause. Alle möglichen städtischen Angelegenheiten wurde von diesen Versammlungen berathen und beschlossen. Die Vögte wurden, besonders mit Hilfe des Magdeburger Rechtes, aus einer Stellung nach der andern verdrängt, viele Städte brachten schließlich durch Kauf die Erbvogtei selbst an sich. Seit Einführung des Magdeburger Rechtes gewinnt auch der Stadtrath einen immer größeren Wirkungskreis. Die Aussetzungsurkunden der Städte erwähnen des Stadtrathes gewöhnlich noch nicht, allein es stellte sich bald die Nothwendigkeit

heraus, eine besondere Polizei- und Verwaltungsbehörde zu wählen, und darauf beschränkte sich zunächst die Amtswirksamkeit der Rathsmannen (consules), an deren Spitze der Rath- oder Bürgermeister (magister civium) stand. Dem Bürgermeister und dem Rathe beigegeben war der Stadtschreiber (notarius civitatis). Er hatte die Stadtbücher zu führen, welche einzelnen Rathsmännern zur strengsten Verwahrung übergeben waren, die Stadtprivilegien zu verzeichnen, die Rathsverhandlungen zu protokolliren, die Correspondenz der Stadtgemeinde und alle Expeditionen zu besorgen. Dem Stadtrathe fielen schließlich die meisten Befugnisse der alten Bögte zu.

Die Einkünfte der Stadt waren mannigfaltiger Art. Sie bezog die Zinsen der ihr bei der Aussetzung zugewiesenen Grundstücke, wie auch jener, die sie später selbst erwarb. Vielen Städten gehörten eines oder mehrere Nachbardörfer. Hatte eine Stadt die Erbvogtei an sich gebracht, so fielen ihr natürlich auch deren Einkünfte zu. In die Stadtcasse flossen die Taxen für die Aufnahme neuer Bürger, das Standgeld für feilgebotene Waaren u. a. Besonders viel trug das Wein- und Branntweinregale und das Braurbar ein. Das Braurecht war gebunden an den Besitz eines Hauses in der eigentlichen Stadt. Die hausgefessenen Bürger durften der Reihe nach, gewöhnlich je zwei, im städtischen Brauhause ein bestimmtes Maß brauen. Jedermann mußte sein Bier von ihnen kaufen.

Das städtische Gewerbe wurde durch das sogenannte Meilenrecht geschützt. Es durfte nämlich eine Meile weit um die Stadt kein Handwerker sein Gewerbe ausüben und kein Schankhaus bestehen. Die Bürger durften sich dies Recht auf alle Weise wahren, auch durch Wegnahme der Waare und durch gewaltsame Entfernung der unbefugten Gewerbetreibenden.

Mit der Übertragung des deutschen Rechtes kam auch das Zunftwesen auf. Alle handel- und gewerbetreibenden Bürger waren in Zechen, Zünfte und Innungen getheilt.

Zu einer Innung gehörten die Meister, Gesellen und Lehrlingen eines oder mehrerer verwandter Gewerbe. An der Spitze

standen die Ältesten oder Geschworenen, später die Zunft- und Zechmeister. Sie wurden entweder vom Stadtrathe ernannt oder von ihren Mitmeistern gewählt. Unter Überwachung eines Rathmannes stellten die Meister in der „Morgensprache“, wie ihre Versammlung hieß, die Zunftordnung und alle jeden Meister bindenden Gesetze wie auch die Höhe der Strafgeelder für Vergehen gegen diese Anordnungen fest. Neuaufgenommene Meister, für welche ältere Meister Bürgschaft zu leisten hatten, mußten eine Aufnahmestaxe zahlen; diese war am geringsten für Meistersöhne, geringer für Einheimische als für Fremde. Nebst Geld mußte auch ein bestimmtes Gewicht an Wachs für kirchliche Zwecke gespendet werden. In die Aufnahmestaxen und die Strafgeelder theilten sich gemeiniglich der Vogt, der Stadtrath und die Zunft. Die Zunftordnung, sowie Änderungen derselben wurden erst durch die Bestätigung des Landesfürsten verbindlich.

Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es in den Einrichtungen der städtischen Communen noch mehr Verschiedenheiten gab, als wir angeführt haben, denn jene Gleichheit der Institutionen, wie sie in unserer Zeit herrscht, kannte das Mittelalter nicht, damals hatte jede Stadt ihre ausgeprägte Individualität, wie denn auch das Recht, nach dem die Bürger lebten, in den verschiedenen Städten ein verschiedenes war: so galt in der einen das Magdeburger, in der anderen das Prager, in der dritten das Brünner, in der vierten das Iglauer Recht. Wir hatten hier vor allem die nach Magdeburger Rechte eingerichteten Städte im Auge, die Zahl derselben dürfte die größte gewesen sein.

Magdeburg, damals die mächtigste Stadt im Sachsenlande, früh mit herrlichen Privilegien begabt, hatte einen weit und breit berühmten Schöffensstuhl. Bei diesem holten sich viele Städte Böhmens, Mährens und Schlesiens Rath und Unterweisungen. Die Belehrungen und Weisthümer, welche von dort ertheilt wurden, bildeten allmählich ein vollständiges Rechtssystem, das allerdings niemals und nirgends ganz aufgezeichnet worden ist. Eine solche Aufzeichnung mochte der damaligen, durchaus nicht schreibseligen Zeit als überflüssig erscheinen, da ja die mit Magdeburger Rechte

bewidmeten Städte mit Magdeburg in der innigsten Verbindung blieben und die Schöffen rechtskundig waren. Die Übertragung des Magdeburger Rechtes auf eine Stadt wurde von dem Landesherren ausdrücklich verbrieft. Um nur einige wenige Beispiele anzuführen, so erhielten von Magdeburg Rechtsbelehrungen Goldberg 1211, Neumarkt 1235, Breslau 1261 und 1295. In Nordböhmen waren Leitmeritz und Königgrätz Vororte derjenigen Städte, in denen Magdeburger Recht galt. Ein Privileg des Königs Johann bestimmt Olmütz als Oberhof für alle Städte und Orte Mährens, die nach dem Magdeburger Rechte lebten. Solche Städte waren: Neustadt, Schönberg, Littau, Prerau, Gewitzsch, Braunsberg, Weißkirchen; im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert kamen dazu: Stramberg, Kömerstadt, Proßnitz, Sternberg, Hohenstadt, Markt Predlitz, Markt König, Leipnik, Bodenstadt, endlich im sechzehnten Jahrhundert: Neutitschein, Meseritzsch, Braunsfeifen, Freiberg u. a.

Auf Grundlage des Soběslav'schen Privilegiums, sowie alter deutscher Rechtsgewohnheiten, welche die Ansiedler mitgebracht oder die man sonst von deutschen Städten empfangen hatte, bildete sich das Prager Recht aus, das beiläufig die Mitte hält zwischen dem nördlichen und süddeutschen Stadtrecht, mit größerer Hinneigung zu letzterem. Nach dem Prager Rechte eingerichtet waren nebst anderen Städten Chrudim, Rimburg, Brachatitz, Bisef. Auf der Kleinseite Prags galt das Magdeburger Recht.

Die Stadt Brünn wurde für ihre tapfere Vertheidigung gegen die Tartaren von König Wenzel I. mit einem besonderen (*iura organalia*), aber ganz auf deutschen Rechtsgrundsätzen beruhenden Stadtrecht begnadet. Es war auch dieses Stadtrecht nicht eine vollständige Neuerung, sondern nur eine theilweise Erweiterung der allmählich erworbenen Freiheiten und Rechte der Bürger. Mit diesem Brünnner Rechte wurden viele Städte bewidmet, die sich in strittigen Rechtsfragen jedesmal an die Mutterstadt wandten. Im Jahre 1353 wurden die „Urtheile und Weisthümer“ des Brünnner Stadtrathes durch den Stadtschreiber Johann gesammelt und aufgezeichnet.

Die Anlage und der Bau der Städte war durch so feste Normen bestimmt und geregelt, daß den gleichartigen Charakter selbst unsere Zeit noch nicht verwischen konnte.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete der Marktplatz. Dieser war, wo möglich, quadratisch oder doch rechteckig, in welch' letzterem Falle die Länge um so viel größer, als die Breite geringer war. Wo es angien, war der Marktplatz nach den Weltgegenden orientirt. Die städtische Pfarrkirche wurde entweder in die Mitte des Platzes gesetzt, so in Pilsen, Humpolez, Pagan, Mühlhausen, oder nach häufiger an die Ostseite, so in Budweis, Kourim, Leitmeritz, Minnburg, Rakonitz, Schlan. Die meisten Plätze oder Ringe, wie sie in Böhmen auch genannt werden, waren mit offenen Hallen (Laubgängen) umringt, wie z. B. noch heutzutage der Marktplatz in Budweis. Um den Platz gruppirten sich die Straßen und Gassen, welche an den Ecken des Platzes mündeten. Es hatte also jede der vier Seiten des Marktplatzes eine fortlaufende Häuserreihe. Die Häuser hatten die schmale Seite dem Platze zugekehrt. Gewöhnlich gab es eine Hauptstraße, welche den Platz in der Diagonale durchschnitt, d. h. wenn sie etwa an der nordöstlichen Ecke des Marktplatzes mündete, so lief sie nicht an der südöstlichen, sondern an der südwestlichen Seite wieder aus. Der Ausbau der anderen Örtlichkeiten außerhalb der Parallelgassen mußte durch das Terrain bestimmt werden, es zeigt sich daher keine Conformität diesbezüglich in den einzelnen Städten. Gewerbe, welche durch Lärm stören, wie die Schmiede und Binder, oder den Geruchssinn beleidigen, wie die Gerber und Seifensieder, waren in die entlegenen Gassen verwiesen.

Für die Ummauerung der Städte dienten die Werke von Kolin zum Muster. Die von runden Thürmchen beherrschten Mauern erhoben sich 20 Ellen hoch und waren mit einem tiefen, 20 Ellen breiten und beiderseits ummauerten Graben umgeben. Jedes Thor überragten drei Thürme.

Mauern und Thore der Stadt zu vertheidigen war meist allein den Bürgern überlassen. Nicht bloß zum Schaugepränge trug der damalige Städter den Waffenschmuck, er bewährte sich

stets als ein tapferer Streiter für den Landesherrn und für sein eigenes gutes Recht den Annäherungen und Herausforderungen des Adels gegenüber. Die ganze Bürgerschaft war militärisch organisiert, jedem Gewerbe war ein besonderer Stadttheil zur Vertheidigung angewiesen, bei Heerfahrten mußten die Bürger die Kosten der Ausrüstung und Verpflegung selbst tragen, sie wählten sich selbst ihre Hauptleute, öfters waren Magistratspersonen auch ihre Anführer im Kriege.

Vor dem 12. Jahrhundert gab es in unseren Ländern noch keine eigentlichen Städte, bei weitem die meisten entstanden im 12. und 13. Jahrhundert.

Von Přemysl Ottokar I. (1190—1230) wurden als freie, nur dem Könige unterstehende Städte erklärt und organisiert Kladrau und Königgrätz, in Schlesien mit deutschem Rechte bewidmet Freudenthal (Urkunde vom 12. Dez.) 1214 um dieselbe Zeit auch Troppau, im Jahre 1226 die Stadt Znaim unterhalb der Burg angelegt und größtentheils mit Deutschen besetzt.

Wenzel I. hielt die von seinem Vater eingeschlagene Richtung in der äußeren und inneren Politik bei, begünstigte auf alle Weise deutsche Ansiedlungen, vermehrte die Gerechtsame der deutschen Städte, verband die Neustadt bei St. Gallus mit der Altstadt Prag. Unter seiner Regierung werden als freie Städte genannt: Leitmeritz, Komotau und Saaz, erblühten in Mähren: Brünn, Olmütz und Jglau.

Sie alle übertraf Přemysl Ottokar II., dem man mit Recht den Beinamen „der Städtegründer“ beigelegt hat. Durch ihn wurden angelegt oder durch Freiheitsbriefe bestätigt: Außig, Beraun, Brüx, Budweis, Časlau, Chrudim, Hohenmauth, Hirschberg, Kaaden, Kauršchim, Kolín, Rutttenberg, Melnik, Mies, Nimburg, Pilsen, Politz, Politzschka und Taus. Von ihm wurde auch das Stadtrecht von Leobschütz erneuert, das mit dem um 1250 der Stadt Jglau verliehenen Rechte fast völlig übereinstimmend ist. Das Leobschützer Stadtrecht wurde dann übertragen auf Kranoowitz, Weißkirch, Tyrn, Mezeritsch, Fulnek u. a. D. Vom Bischof Bruno ist Braunsberg gegründet (Gründungsurkunde vom 6. December 1269). In Mähren muß Markgraf Wladislaw

der hervorragendste Germanisator genannt werden. Von ihm wurden im Jahre 1213: Freudenthal, Mährisch-Neustadt, Wisenz, Znaim und andere Städte, bald darauf auch Olmütz mit deutschem Rechte bewidmet.

Die Folgen, welche die Gründung freier deutscher Städte hatte, erstreckten sich auf das gesammte Leben und Weben, förderten die allgemeine Wohlfahrt, hoben den Culturzustand der gesammten Bevölkerung. Durch die Städte wurde die Existenz eines freien Bauernstandes gesichert, gewannen die Producte des Landbaues eine viel bessere Verwerthung und machte der Ackerbau selbst große Fortschritte, da er nun mit ganz anderen Mitteln und vollkommeneren Werkzeugen betrieben wurde. Den Städten verdanken unsere Länder den freien Handwerkerstand, durch sie nahmen Handel und Gewerbe bald einen ungeahnten Aufschwung, hob sich der Nationalreichthum, machte sich überall Betriehsamkeit und geistige Rührigkeit bemerkbar, durch die Städte wurden unsere Länder erst vollständig dem Culturverbande des mittelalterlichen Europa's einverleibt. Und mit dem rührigen und unternehmenden Städter, dem unermülich arbeitssamen Landmanne wetteiferte der deutsche Bergmann, denn auch die reichen Schätze dieser Länder, die unter der Erde ruhen, wurden hauptsächlich durch deutschen Fleiß und deutsche Unternehmungslust zu Tage gefördert. Ein eigentlicher bergmännischer Betrieb auf edle Metalle ist in unseren Ländern erst aus der Zeit nachweisbar, in welcher das gesammte volkswirtschaftliche Leben nicht allein frische Impulse erhielt, sondern eine vollständige Neugestaltung erfuhr durch die Tausende deutscher Einwanderer. Wie der deutsche Bauer, der deutsche Gewerbsmann, so wurde auch der deutsche Bergmann in das Land eingeladen, zuerst vielleicht von den Klöstern, dann aber von den Königen. Auf dem Gebiete des Cisterzienserklosters Saar in den Sudeten scheint zuerst der eigentliche Bergbau auf edle Metalle in Aufnahme gekommen zu sein. Das erste Bergrecht, von dem wir erfahren, ist das der deutschen Stadt Jglau. Die landesherrliche Sanction und Giltigkeit für alle Länder der böhmischen Krone erlangte es um das Jahr 1253. Unter Wenzel I., der sich so

sehr um die Förderung des Bergbaues bemühte, wurde Kuttenberg, wo zur Zeit seines Vorfahren begonnen worden war, nach edlen Metallen zu graben, zur Stadt erhoben. Des Silberbaues in Mies geschieht schon im Jahre 1186 Erwähnung. Deutschbrod erhielt Stadtrechte und eine Bergordnung im Jahre 1278. Kuttenberg wurde bald die schönste und reichste Stadt nach Prag. Daß der Zinnbau im Erzgebirge schon im 13. Jahrhundert betrieben wurde, ist historisch beglaubigt, und daß die Bergleute deutscher Nationalität waren, beweisen die deutschen Namen der aus dieser Zeit genannten Bergstädte: Schönfeld, Schlaggenwald, Lauterbach und Graupen. Daß vor der Ansiedlung der Deutschen in der Troppauer Gegend keine Rede vom Bergbau sein kann, hat Biermann nachgewiesen.

Wie segensvoll die Colonisation der Deutschen geworden, das mögen schließlich die Worte eines Geschichtsforschers bezeugen, dem niemand Voreingenommenheit für die Deutschen zum Vorwurfe machen wird. Palacky sagt: „Die Deutschen waren von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebsamkeit in's Land aufgenommen worden. Auch entsprachen sie dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande höchst nützlich, insbesondere im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an der Grenze des Landes. Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüthe der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande, und somit auch der Macht des Staates, so großen Einfluß hatten. Für sie und größtentheils auch durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen, folglich auch die Gewerbthätigkeit im Lande neu belebt und gehoben, ihre Ansiedlungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit Ottokar II. so eifrig betriebenen Emancipation der Bauern.“

Kämpfe und Erfolge der Deutschen. — Die kirchlichen Verhältnisse. — Das Schulwesen.

Das dreizehnte Jahrhundert wird zu den glorreichsten Perioden in der Geschichte unserer Länder gerechnet; dem deutschen Volksstamme gebührt kein geringer Antheil an dem Ruhme und der Herrlichkeit, wodurch insbesondere Böhmen in diesem Zeitabschnitte unter den Staaten und Ländern Europas hervorleuchtet. Die Zahl der deutschen Colonisten war eine so große geworden, daß sie nicht bloß auf das Gastrecht Anspruch erheben konnten, daß vielmehr die deutsche Nationalität als gleichberechtigter Factor neben der slavischen geachtet und berücksichtigt werden mußte. Die Grenzbezirke waren fast überall bis tief in's Land hinein von Deutschen besetzt und auch im Innern des Landes, in Böhmen wie in Mähren, hatten die Deutschen oft weite Strecken angesiedelt, so daß die slavische Bevölkerung überall in mannigfaltige Berührung mit deutschem Wesen, deutscher Sitte und Cultur kommen mußte. Im westlichen Schlessien gewann das Deutschthum schon in dieser Zeit eine solche Geltung und Übermacht, daß sich die einheimische slavische Bevölkerung allmählich ganz verlor. Der Einfluß der Deutschen auf die Gestaltung der socialen, der politischen und aller culturellen Verhältnisse ließ sich auch in Böhmen und Mähren nicht einmal in Vergleich zu der Zahl der Ansiedler stellen, er war ein viel größerer und mächtiger, und dies nicht etwa aus dem Grunde, weil die Deutschen sich der Protection der Herrscher erfreuten, sondern weil sie in allen Zweigen des geistigen Lebens Lehrer und Erzieher waren, weil Handel, Industrie, Gewerbe, Bergbau, Kunst und Wissenschaft ihnen vor allen För-

derung und Aufschwung zu verdanken hatten, weil durch die emphyteutischen Dörfer und die Städte die tiefe, gähnende Kluft zwischen Adel und Volk, zwischen dem bis dahin allein freien Großgrundbesitzer und dem rechtlosen, hörigen Acker- und Gewerbsmanne ausgefüllt und die Mehrzahl der Bevölkerung zur wirthschaftlichen Selbständigkeit und socialen Unabhängigkeit emporgehoben wurde, denn es herrschte keine nationale Exklusivität, die Privilegien, welche die Herrscher und die Fürsten den deutschen Einwanderern verliehen hatten, kamen bald auch der slavischen Bevölkerung zu Gute, der slavische Bewohner konnte sich in einem nach deutschem Rechte ausgeföhten Dorfe anföhtig machen, ursprünglich rein slavische Dörfer erhielten durch zugewanderte Deutsche die Verfassung emphyteutischer Dörfer und slavische Gewerbsleute genossen in den Städten nicht weniger alle die Rechte und Freiheiten, welche den deutschen Gründern derselben eingeräumt worden waren. So war der Keim eingesenkt, aus dem sich allmöhlich der moderne Rechtsstaat entwickeln konnte. Nicht unpassend hat ein Geschichtsschreiber*) die Städte mit ihrer Selbstverwaltung kleine constitutionelle Staaten genannt und ihre Gemeindeversammlung aller freien Bürger oder ihren selbstgewöhten Ausschuß mit unseren heutigen gesetzgebenden Körperschaften, den Parlamenten, ihr Rathscollegium mit der Regierung, wie sie in einem constitutionellen Staate sein soll, verglichen. Es war ein rein friedlicher Eroberungszug, den die Deutschen im zwölfte und dreizehnten Jahrhundert nach Osten genommen, die Wurzeln, die damals das Germanenthum in dem Boden dieser Jahrhunderte lang fast allein von Slaven bewohnten Ländern geschlagen hat, sind so tief und stark, daß sie ganz auszuroden weder der Gewalt des Schwertes noch nationalem Chauvinismus jemals gelungen ist und auch in aller Zukunft nicht gelingen dürfte.

Viele Premysliden, in Böhmen sowohl wie in Mähren, theilten ihren Herrschersiß mit einer Gemahlin aus einem deutschen Fürstenhause, so, um nur einige zu nennen, Ottokar I. mit Adel-

*) Dr. Emil Werunsky „Die culturhistorische Bedeutung des deutschen Städtewesens in Böhmen; Mittheilungen d. B. f. G. d. D. i. B. XX. 1.

heid von Meißten, Wenzel I. mit der Staufin Kunigunde, Ottokar II. mit Margaretha von Babenberg, Wenzel II. mit der Habsburgerin Jutta. Die deutsche Sprache wurde an den Höfen gesprochen, der einheimische Adel bequente sich, sie zu erlernen, das Ritterthum nahm in unseren Ländern ganz und gar die Einrichtungen und Gebräuche, die gesammte Verfassung an, die den deutschen Rittern eigenthümlich waren, ihre Burgen erhielten deutsche Namen und diese Namen wurden später auch den Familien beigelegt, es gab auch damals schon einige eingewanderte deutsche Familien unter den Adelligen, so die Biberstein, Rlingenberg, Schönbürg, Seeberg u. a. Mit dem wiederholt genannten Olmützer Bischöfe Bruno von Schaumberg kam ein westphälischer Abeling nach Mähren, ward Truchseß des Bisthums und erbaute die Burg Füllenstein. Das reichbegüterte Geschlecht der Füllensteine blühte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert im Troppauischen. Auch das Kriegswesen wurde nach deutschen Einrichtungen umgeändert, desgleichen fand das deutsche Lehenswesen Eingang, der Adel mit seinen Knappen bildete wenigstens in auswärtigen Kriegen die Hauptstärke der Heere, ganz wie in Deutschland.

Den allgemeinen Charakter einer Zeit dürfte nichts so bestimmt aussprechen, wie die Baukunst, die ältere Baukunst zeigt sich aber in unseren Ländern in keiner Hinsicht unabhängig von der deutschen. Bedeutendere Bauwerke ließen die Herrscher, die Klöster oder die Städte aufführen. Nur die Anlagen von Burgen, welche nach dem Mongolensturme häufig vorkamen, verrathen eine gewisse Selbständigkeit und Abweichung von der deutschen Bauweise. Der Adel war eben nicht deutsch. Diente auch das deutsche Bauystem zum Muster und mögen auch zum großen Theile deutsche Werkleute berufen worden sein, so wich man doch nicht ganz von der Weise der uralten Wallburgen ab, vervollkommte sie aber durch Anlehnung an die deutsche Art des Burgenbaues. Die mährischen Burgen zeigen im Allgemeinen das deutsche System. Die wichtigsten Bauten aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurden von den Klöstern aufgeführt, in der zweiten Hälfte beschäftigten vor allem die Städte zahlreiche Bauleute.

Die Werke des romanischen Baustiles konnten kein anderes Gepräge, als ein deutsches tragen, denn gerade dieser Baustil, wenn er auch auf der Grundlage römischer Traditionen ruht, hat bei den germanischen Völkern die eigenartigste Ausbildung und reichste Entwicklung gefunden, in der herrlichsten Weise am Rheine. Aus Deutschland stammen die Meister, welche die romanischen Bauten in unseren Ländern in's Dasein gerufen. Konnten auch auf einem Boden, der erst der deutschen Cultur gewonnen wurde, keine Bauwerke entstehen, die sich mit den Domen zu Mainz und Speier messen könnten, so hat doch auch hier im äußersten Osten die deutsche Baukunst vielerlei und sehr beachtenswerte Werke geschaffen. Von den Hohenstaufen wurde eine Kaiserburg in Eger erbaut, von dem gewaltigen Friedrich Barbarossa rührt die Burgkapelle daselbst her, ein Werk von hohem Kunstwerte. Hiemit war die fränkische Bauweise in den Norden Böhmens verpflanzt, sie breitete sich von Eger weiter aus. Langenheim in Franken war das Stammkloster der Mönche von Blas, welche das Kloster Hradischt bei Münchengrätz gründeten, schwäbische Benedictiner waren in Kladrau angesiedelt worden, Ordensmänner aus Eberach bei Bamberg waren die ersten Bewohner des Klosters Pomuk, die Mönche von Diefeg, die Nonnen des Stiftes Döran waren deutsch, von allen diesen waren deutsche Baumeister und Werkleute in's Land gezogen worden, die Klosterkirche St. Georg auf dem Hradschin in Prag, die leider ganz dem Verfall preisgegeben zu sein scheint, ist ein Werk des deutschen Steinmeßers Wernher, der im 12. Jahrhundert lebte, die älteste St. Veitskirche ebendasselbst soll nach Cosmas eine romanische Rundkirche gewesen sein. Die meisten Rund- oder Centralbauten haben die deutschen Provinzen Österreichs. In Prag gehören zu ihnen noch die Kreuzkapelle in der Postgasse, die Longinuskapelle neben der Stephanskirche in der Neustadt und St. Martin auf dem Wschegrad. Das südliche Böhmen ist im zwölften Jahrhundert in künstlerischer, wie in kirchlicher Beziehung von Regensburg abhängig, es schließt sich, was den Charakter der romanischen Bauten betrifft, dem Donauthale an, für welches die Kirchen von St. Emeran, Ober- und Niedermünster zum

Muster dienten. Das mächtigste Geschlecht in diesem Theile Böhmens waren die Rosenberge, die auch in Oesterreich und Steiermark große Besitzungen hatten; die von ihnen hervorgerufenen Werke, von denen wir hier nur die großartigen Burgen von Krummau, Rosenberg, Neuhaus und Wittingau nennen, erinnern darum an die aus der gleichen Zeit stammenden Baudenkmale der Donaulande, Mähren zeigte sich, trotz der politischen Abhängigkeit von Böhmen, in seinem südlichen und westlichen Theile zusammenhängend mit Unterösterreich, denn der politische Verband ist niemals ein vollständiger und ausschließender Culturverband, dieser fällt vielmehr zusammen mit den natürlichen Vereinigungen der Menschen nach Abstammung und Sprache, mit der Gemeinsamkeit der geistigen Interessen. Bei den romanischen Bauwerken im Norden und Osten Mährens ist eine große Verwandtschaft erkennbar mit denjenigen Schlesiens. Man vergleiche nur den Domkreuzgang zu Olmütz mit der Vincentiuskirche und dem Dome zu Breslau.

Das Klosterwesen gewann eine erneute Bedeutung und größere Ausbreitung durch die Einführung der deutschen Ritter, der Tempeler, der Johanniter, der Kreuzherren, der Dominicaner und der Minoriten; auch diese kamen meist aus Deutschland und brachten deutsche Handwerker und Bauleute mit. Als das Städteleben bestimmend für die Culturverhältnisse des Landes wurde, löste eine Art Übergangsstil und die Frühgothik den romanischen Baustil ab, und wie Magdeburg vielen Städten sein Recht gab, so wurde es auch in künstlerischer Richtung tonangebend, doch wirkten auch andere, von anderen Theilen Deutschlands ausgehende Einflüsse fort.

Auch die deutsche höfische Poesie mußte dort Eingang und Pflege finden, wo der Hof deutsche Sprache und Sitte liebte und beschützte, der Adel, wie sehr er auch das aufblühende deutsche Bürgerthum haßte, doch deutschen Brauch und deutsche Einrichtungen angenommen hatte und die Kenntniss der deutschen Sprache als ein Zeichen höherer Bildung betrachtete. Am Hofe Wenzels I., jenes böhmischen Königs, der selbst deutsche Minnelieder gedichtet haben soll, lebte Reinmar von Zwetter, zur Zeit Ottokars II. wird

der Dichter Ulrich von Türlein aus Kärnthen genannt, der Gunst Wenzels II. erfreute sich Ulrich von Eichenbach, während im Auftrage Raimunds von Lichtenburg in Böhmen Heinrich von Freiberg eine Fortsetzung von Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde schrieb. Aus Eger stammen die beiden Spervogel.

Was immer das deutsche Volk in jener Zeit schuf und wirkte, alle Strömungen und Regungen seines Volkslebens machen sich in Böhmen, Mähren und Schlesien bemerkbar, das Deutschthum war in diesen Ländern nicht losgelöst von der Verbindung mit dem Mutterlande, und wie die deutsche Bevölkerung von dorthier immer neuen Zuwachs erhielt, so empfing das gesammte geistige Leben von Deutschland her, und sonst von keiner Seite immer neue Impulse.

Das tragische Ende des größten der Přemysliden, durch den Verrath seiner eigenen Landsleute herbeigeführt, hatte für die Deutschen unheilvolle Folgen. Zwar wurde ihre Zahl zunächst verstärkt, allein die neuen Einwanderer waren keine Wohlthat für das Land, sondern eine wahre Landplage. Berwegene Landstreicher und Abenteurer aus Norddeutschland wollten während der Regierung Ottos von Brandenburg sich rasch an den vielgepriesenen Schätzen Böhmens bereichern. Ihre Gewaltthätigkeiten und Übergriffe machten sie den einheimischen Deutschen nicht minder verhasst, als den Slaven. Der Landtag des 25. Novembers 1280, an dem zum ersten Male nachweislich die Vertreter der Städte theilnahmen, sprach die Landesverweisung aller jener Deutschen aus, die nicht in Böhmen eingebürgert waren. Bald kehrten Ordnung und Ruhe im Innern zurück, das Deutschthum entfaltete sich immer mächtiger, es herrschte selbst in der Hauptstadt des Landes bis zum Jahre 1413 unbestritten, die Privilegien, die Karl IV. der Stadt Prag ausstellte, waren in deutscher Sprache abgefaßt. Der heimische Adel aber sah mit scheelen Augen auf den sich mehrenden Wohlstand und die wachsende politische Bedeutung des Städtewesens, er begann die Leidenschaften der czechischen Massen gegen die „Eindringlinge“ zu erregen, die Städte mußten an ihre Vertheidigung denken. Ein Herrscher aus deutschem Ge-

blüte hatte den Thron Böhmens bestiegen, allein Johann von Luxemburg vernachlässigte die Verwaltung des Landes, erpreßte von den Städten zwar Geldsummen auf Geldsummen, überließ es jedoch ihnen allein, sich gegen das überhandnehmende Raubritterthum zu wehren. Durch die Herrschaft der Luxemburger wurde Böhmen die Geburtsstätte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die Hofsprache der Luxemburgischen Kaiser legte den ersten Grund zu unserem jetzigen Hochdeutsch. Diese Hofsprache bildete sich aus der bairisch-österreichischen und ober-sächsischen Mundart, welche sich in Böhmen begegnen. Von den Luxemburgern gieng sie dann auf die Habsburger des 15. Jahrhunderts über. Sie verbreitete sich weiter und wurde durch Luthers Bibelübersetzung und Schriften Gemeingut aller Deutschen.

Bei weitem günstiger wurde die Lage der Deutschen unter Karl IV. Das goldene Zeitalter der mittelalterlichen Cultur Böhmens konnte nicht deutschfeindlich sein, denn zu all' dem Großen und Herrlichen, das in dieser Zeit zur Blüthe kam, hatte die Arbeit, Betriebsamkeit und zähe Ausdauer der Deutschen wenigstens die ersten Keime eingesenkt, die deutschen Colonisten blieben noch die ersten und wichtigsten Culturträger, waren sie gleich nicht mehr die einzigen. Karl hatte eine französische Erziehung genossen, sich länger in Italien aufgehalten und an den Werken der italienischen Künstler seinen für alles Schöne empfänglichen Sinn geschärft, er hegte für die slavische Bevölkerung seiner Lande unzweifelhaft die wohlwollendste Gefinnung, war aber gleichwohl ein Förderer und Freund des Deutschthums, weil er sein geliebtes Böhmen zu blühendem Wohlstande, hoher Cultur und Macht zu heben bemüht war. Den Städten brachte Karl das größte Wohlwollen entgegen und unterließ nichts, was ihrem Aufschwunge zustatten kam. Deutsche hatten hohe Landesstellen inne und die neugegründete Universität zog eine Menge deutscher Lehrer und Studenten nach Prag. Karl konnte nicht die Absicht haben, die Universität bloß für Böhmen, oder gar nur für die slavischen Einwohner des Landes zu errichten, das hätte ganz und gar dem Zwecke einer Universität widersprochen. Im zwölften Jahrhunderte waren Univer-

sitäten entstanden in Bologna, Paris, Salerno, Oxford und Cambridge. Keine dieser Hochschulen, am wenigsten die zu Paris, welche der von Karl gegründeten zum Muster diente, war für einen engeren Bezirk bestimmt. Karl wollte in Prag eine Hochschule für das ganze deutsche Reich stiften, oder sagen wir, für Mitteleuropa, Böhmen wollte er durch die Errichtung der Universität in der Landeshauptstadt zum Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens machen, nicht absperren und isoliren, er konnte nicht die Leuchte einer exclusiv czechischen Cultur und Wissenschaft anzünden wollen, weil eine solche Cultur und Wissenschaft noch nicht existirte. Indem er der Prager Universität dieselbe Organisation gab, wie sie die Pariser hatte, nämlich die Eintheilung nach Nationen, traf er diese Eintheilung so, daß deutlich zu erkennen war, wie er bei der Gründung dieser Hochschule keineswegs an Böhmen allein gedacht hatte. Die Universität umfaßte Lehrer und Schüler von vier Nationen, der böhmischen, zu der auch die Mährer, Ungarn und Südslaven gehörten, der polnischen, mit den Schlesiern, Lithauern und Russen, der bairischen, zu der die Österreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer gerechnet wurden, und der sächsischen, mit den Meißnern, Thüringern, Ober- und Niedersachsen, Dänen und Schweden. Die bairische und sächsische Nation waren, man kann wohl sagen rein deutsch, die polnische Nation zählte zwar viele Slaven, aber die Deutschen bildeten eine ansehnliche Minorität, nicht einmal die böhmische Nation war ausschließlich slavisch. Die polnische Nation hielt in der Krisis des Jahres 1408 treu zu der sächsischen und bairischen. Unter diesen vier Nationen war die sächsische die stärkste, die schwächste die böhmische; diese bildete von 1372 bis 1389 den sechsten, gegen Ende des Jahrhunderts den fünften Theil der Mitglieder, jener gehörten mehr als der dritte Theil an.

Wie die Wissenschaften, so erfreuten sich auch die Künste der Förderung und Unterstützung Karls IV. In diesen macht sich neben dem deutschen der italienische und französische Einfluß geltend, jedoch ohne den deutschen aus der ersten Stelle zu verdrängen. Karls erster Dombaumeister war Mathias, gebürtig aus Arras, der den Bau

1344 begann und bis 1352 leitete. Sein Nachfolger war ein Deutscher, Peter Parler von Schwäbisch-Gmünd, ein Künstler, der wegen seiner Vielseitigkeit mit Michel Angelo verglichen wird, denn er war Baumeister und Ingenieur, Bildhauer in Stein und Holz, Goldarbeiter, Eisiseur und Maler. Er führte den Chorbau des Domes aus und legte die Kirchenschiffe in ihrem ganzen Umfange an, er stand dem Bau der Moldaubrücke vor, baute den Chor der Kirche zu Köln an der Elbe (Köln), vollendete die Burg Karlstein, entwarf die Pläne zum Neubau der Teynkirche, welcher in den Haupttheilen durch Beiträge der deutschen Kaufleute ausgeführt wurde, hatte eine Zeit lang die Bauleitung der Barbarakirche in Rüttenberg, die Karlshofer Kirche in Prag mit dem weiten Sternengewölbe ist sein Werk, er verfertigte die Wenzelsstatue für die Wenzelskapelle, die Fürstengräber im Dome, die Brustbilder für das Triforium, von ihm rührt ein prachtvolles Reliquiar in Gestalt einer gothischen Monstranze her, er war thätig bei dem Bau der Prager Brückenthürme, in seiner Manier ist der Rathhauzerker, wie auch der Erker des Carolinums gebaut. Die Gemälde der Wenzelskapelle im Dom und mehrere Wand- und Tafelbilder der Burg Karlstein schuf der Elsfässer Nikolaus Wurmser. Die Sanct-Georgstatue auf dem Domplatze, eine der ersten gegossenen Rundfiguren, ist ein Werk der Brüder Martin und Georg Kluffenberg aus Norddeutschland. Die Malerbruderschaft St. Lucas, welche 1348 gegründet wurde und die Meister der verschiedenen Kunstgewerbe vereinigte, hat ihre ersten Satzungen in deutscher Sprache geschrieben, an ihrer Spitze steht zu Karls Zeit ein Meister Dietrich.

Gleichen Schritt mit der Entwicklung des Städtewesens in Böhmen hielt die der mährischen Städte. Olmütz, Neustadt und Littau schlossen einen Bund, den Karl IV. bestätigte und dem später auch Sternberg beitrug. Dieser Bund bildete in den folgenden Hufitenunruhen eine Schutzwehr des Deutschthums in Mähren.

Während so das Deutschthum eine Ausbreitung und Macht gewann, daß es den Anschein hatte, als sollten diese Länder ebenso

vollständig germanisirt werden, wie die unteren Elbegegenden, erfolgte plötzlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eine czechisch-nationale Reaction, welche alle Errungenschaften und Erfolge der deutschen Colonisation in Frage stellte.

Die Kirchenreform, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit, der Widerstand gegen den von den Päpsten so eifrig begünstigten Ablasshandel, die Abendmahlfrage mögen die ersten Gründe zu jener Bewegung gewesen sein, welche Husitismus genannt wird, die stärkste eigentliche Triebfeder derselben aber wurde bald der Deutschenhaß. Nicht die Befenner der gereinigten Christuslehre, sondern die Czechen allein verglich Hus mit dem auserwählten Volke Gottes, und Deutschland galt den Husiten als das Land der Philister, Idumäer und Moabiter. Darum mochten die Deutschen nichts von Husens Kirchenreform wissen, darum einten sich deutsches Städtewesen und römischer Katholicismus zum festen Bunde, aber sie waren nicht stark genug, die Katastrophe aufzuhalten. Sie brach zuerst über die Universität herein. „Die deutsche Nation, des Rechtes der Einwohnerschaft in Böhmen nicht theilhaftig, habe sich an der Prager Universität drei Stimmen zugeeignet,“ so mußte der willfährige König Wenzel auf Husens und seiner Anhänger Drängen lügen. Von einer „deutschen“ Nation an der Universität war hier das erstemal die Rede, es gab, wie erwähnt, von der Zeit der Gründung her vier Nationen an der Hochschule, die böhmische, die polnische, die bairische und die sächsische, deren jede eine Stimme hatte, die Deutschen hatten sich nichts widerrechtlich zugeeignet. Die in ihrem Rechte bedrohten Nationen remonstrirten beim Könige am 6. Februar 1409, sie hoben hervor, daß vom Anbeginn die Universität in vier Nationen getheilt gewesen, welche bei Versammlungen, Prüfungen, Wahlen und anderen Acten vollkommen gleiche Rechte hatten, sie ließen sich zu dem Vorschlage herbei, der böhmischen Nation eigene Versammlungen, Gerichte, Prüfungen und Wahlen zu gewähren, damit künftighin Ruhe und Frieden herrsche, jedoch alle Vorstellungen fruchteten nichts, der Gewaltact geschah, die Magister, Baccalaren und Studenten der drei Nationen und mit ihnen viele Gewerbs-

und Handelsleute zogen von Prag hinweg nach Leipzig und gründeten dort eine neue Universität. Die Zahl der Ausgewanderten wird von einigen auf 4000, von anderen sogar auf 40.000 geschätzt. Auch die anderen Deutschen des Landes mußten bald erfahren, daß die deutsche Nation des Rechtes der Einwohnerschaft in Böhmen nicht theilhaftig bleiben sollte.

Nachdem das deutsche Gelehrtenthum beseitigt war, gieng es rasch an die Vernichtung des deutschen Bürgerthums. Mit Prag machte man den Anfang und zunächst gebrauchte man damals schon den Vorwand der Gleichberechtigung. Noch im Jahre 1413 waren in Prag sechszehn deutsche und nur zwei czechische Rathsherren, jetzt sollten die Rathsstellen zu gleichen Theilen von den Czechen und den Deutschen besetzt werden. Diese Gleichstellung währte nur kurze Zeit, die Deutschen wurden bald zur Minorität herabgedrückt, endlich vollständig rechtlos, ja für vogelfrei erklärt. Dem zu wählenden Nachfolger Wenzels beschloß der böhmische Landtag die Forderungen zur Bestätigung zu unterbreiten: die zur Zeit Wenzels aus dem Lande Vertriebenen dürfen nicht zurückkehren, kein Deutscher dürfe in der Stadt zu einem Amte kommen, wofern es möglich sei, daß ein Czeche das Amt bekleide, die czechische Sprache solle bei Gericht allein berechtigt sein.

Mähren wurde rasch in die nationalen Wirren mit hineingezogen. Schon zwei Monate nach dem Tode Hufens in Constanz, am 5. September 1415, verbündeten sich die mährischen Barone mit den böhmischen, die Freiheit des Predigens auf allen ihren Gütern zu schirmen, ungerechten Bannsprüchen sich zu widersetzen, sich allein an die Ausprüche der Prager Universität zu halten u. dgl. Der Adel stellte sich an die Spitze der nationalen Bewegung, das ganze slavische Volk Böhmens und Mährens schaarte sich zum Kampfe gegen die deutschen Mitbürger, es gelang ihm, das Deutschthum schwer, fast tödtlich zu verwunden, vollständig vernichtete es aber nur seine eigene Freiheit und seinen eigenen Wohlstand, es mußte nach dem Ausgange des Kampfes selbst Fessel tragen, wie es schwerere und drückendere nicht den verhassten Deutschen anzulegen den Wunsch gehabt hatte.

Anfangs widersezten sich die Städte, wenige ausgenommen, nicht ohne Erfolg der Einführung des Husitismus, allein die Niederlage des Kreuzheeres König Sigismunds vor Wischegrad am 1. November 1420 war für sie, wie für das gesammte Deutchthum, der Anfang der Hoffnungslosigkeit. Die böhmischen Städte hatten es unterlassen, sich zu einem Bunde zu einigen, noch weniger hatte das deutsche Bürgerthum daran gedacht, mit dem deutschen Bauernstande sich rechtzeitig zur gemeinsamen Abwehr zu coaliren, das Landvolf gieng fast überall, bald freiwillig, bald gezwungen in's husitische Lager über. Einzelne Städte vertheidigten sich hinter ihren Mauern und Thürmen so zähe, als möglich, ihr Widerstand mußte aber endlich erlahmen, weil ihnen von keiner Seite Entsaß kam. Die Reichsheere Sigismunds ergriffen schon beim Anblicke des Husitenheeres die Flucht. Nur Pilsen, Brüx und Elbogen konnten nicht eingenommen werden. In Mähren fanden die Husiten an zwei Städten nicht zu brechenden Widerstand: Olmütz vertheidigte sich fast zwanzig Jahre lang siegreich gegen belagernde Husitenschaaren, befreite 1422 auch das von einem starken Husitenchwarme bedrängte Neustadt, entsezte Littau, ebenso zweimal Kremzier; nicht minder heldenmüthig wehrte sich Brünn. Diese Stadt trat dann im Jahre 1448 dem Städtebunde bei. Die Husiten verschonten keines der unliegenden Länder mit ihren Raub- und Plünderungszügen, auch Schlesien wurde mehrmals von ihnen heimgesucht, die Städte zerstört, die Dörfer niedergebrannt, das Land verwüstet, unter der Bevölkerung, die nicht die geringste Hinneigung zum Husitismus zeigte, wiederholt ein entsezliches Blutbad angerichtet, trotzdem wurde das Deutchthum in diesem Lande nicht so tief geschädigt, so bis zur vollständigen Ohnmacht und zu lang andauerndem Siechthum geschwächt, wie in Böhmen und Mähren.

Die Niederlage bei Lipan (30. Mai 1434) traf den Lebensnerv des Husitismus; um die dauernden Erfolge der kirchlichen Reformbewegung war es geschehen, die nationalen Errungenschaften blieben ungeschmälert, sie für die Zukunft zu sichern, wurde von der Czechen nichts verabsäumt. Ein Landtagsbeschuß von 24. Juni 1434 erlaubte den aus den Städten und dem Lande während der

Husitenunruhen Geflüchteten nur mit Einwilligung ihrer Gemeinde die Rückkehr. Als Ergänzung desselben verordnete der Landtag am 23. October desselben Jahres, daß die kirchlichen Ämter in Böhmen und Mähren nicht Fremdlingen verliehen werden dürfen, und im März 1435, daß der König weder Deutsche, noch Katholiken in seinen Rath aufnehmen, daß kein Deutscher irgend ein Amt, oder irgend ein Schloß oder Gut in Böhmen innehaben und die Vertriebenen, falls ihnen nicht die Gemeinde eine besondere Gunst erweisen wolle, weder in die Stadt zurückkehren, noch in den Besitz ihrer verlorenen Güter, noch zu einer Rathsstelle oder irgend einem Amte in der Stadt gelangen dürfen. Alle diese Forderungen bewilligte Kaiser Sigismund im Jahre 1436. Es schien, daß die Begriffe „czechisch“ und „böhmisch“ sich für alle Zukunft vollständig decken sollten.

Aller Wohlstand war vernichtet, Handel und Gewerbe feierten, die Felder blieben größtentheils ungebaut, eine Anzahl von Städten und Dörfern war eingäschert, Steuern und Abgaben waren so drückend als möglich, die öffentliche Sicherheit fast überall durch Räuberbanden und Wegelagerer gefährdet, Straßen und Wege unpracticabel, selbst in den wenigen Städten, wo sich das Bürgerthum innerhalb der Mauern behauptet hatte, trat zunächst eine Zustand der Erschöpfung ein als naturgemäße Folge der riesigen Anstrengungen. Zerstören ist leichter, als aufbauen, eine neue und dauernde Ordnung der Dinge gedeiht allein unter dem Schutze der Freiheit. Der freie deutsche Bauern- und Bürgerstand hatte sich seine eigenthümliche Verfassung gegeben, den Wohlstand des Landes gehoben, eine höhere Gesittung verbreitet, in alle staatlichen und socialen Verhältnisse regenerirend eingegriffen, die czechisch gewordenen Städte waren genöthigt, die alten deutschen Stadtrechte beizubehalten, sie konnte ihre Satzungen wohl in das slavische Idiom übersetzen, aber sie nicht mit einem anderen, als dem deutschen Geiste erfüllen. Da Handel und Gewerbe niederlagen, der frühere Reichthum und blühende Wohlstand auch bei aller Energie und Zähigkeit nicht wiedererrungen werden konnte, so ließ sich auch die frühere Unabhängigkeit und Selbständigkeit

nicht behaupten, die größere Anzahl der einst königlichen Städte mußte sich in die Botmäßigkeit des allmächtig gewordenen Adels begeben, allen Städten insgesammt verbot die Wladislavische Landesordnung (1500) aufs strengste, sich in Landesangelegenheit zu mischen, alle gesetzgebende Gewalt ruhte in den Händen der Ritter und Herren. Das Landvolk gerieth in die vollständige Leibeigenschaft. Den letzten Nagel in den Sarg der Freiheit des Bauernstandes schlug der Beschluß des Landtages vom Jahre 1487, nach welchem die Unterthanen des Adels von den Städten ausgeliefert werden mußten.

Wie groß auch die Abneigung gegen alles Deutsche und wie vollständig auch die Niederlage der Deutschen war, sich auch in Kunst und Wissenschaft von den Deutschen ganz und gar zu emanzipiren, das waren die czechischen Sieger nicht im Stande.

Die größte Thätigkeit mußte nach dem Kriege in der Baukunst herrschen, denn es gab viel herzustellen, den Spuren der gräuervollen Verwüstung begegnete das Auge allwärts, überall waren Trümmerhaufen und Ruinen. Der größte Baumeister der nachhustitischen Zeit, Benedict von Laun, war deutscher Abkunft. Er erbaute zwischen 1482 und 1502 die königliche Residenz auf dem Gradschine, von welcher noch Theile stehen und besonders der Wladislavische Saal bewundert wird. Er baute mit an der St. Barbara- und an der Himmelfahrtskirche in Rutenberg, seine Werke sind die Pfarrkirche von Laun, die Maria-Himmelfahrtskirche in Auffig, die Dchanteikirche in Brüx, die Magdalenen- und die Kreuzkirche in Leipa, kurz beinahe alle Kirchen- und viele Profanbauten Böhmens in dieser Zeit entstanden unter seiner Leitung oder Betheiligung. Schlesien wurde in der Baukunst ganz vom nördlichen Deutschland abhängig, Mähren von Osterreich. Der Erbauer der Nikolauskirche in Eger, Eberhart, ein Nürnberger, und Meister Lukas statteten diese Kirche mit Wandgemälden aus. Der Nürnberger Stil wurde herrschend in Nord- und Westböhmen, was zugleich als Beweis dient, daß die Czechisirung dieses Theiles von Böhmen keine allzu gründliche war. Wie die Baulichkeiten der Stadt Eger, so trugen auch die von

Leitmeritz vorwiegend deutschen Charakter. Nebst den deutschen machten sich italienische Einflüsse geltend, so namentlich auf den Rosenbergschen Besitzungen und in Kuttenberg. Die Meister der Holzschnitzerei, eines Kunstzweiges, der im fünfzehnten Jahrhundert am kräftigsten sproßte, schlossen sich eng an die Nürnberger Schule, hatten ja die Arbeiten von Adam Krafft und Veit Stoß auch in Böhmen Eingang gefunden.

Von jenen Gewerben, die nach den Husitenkriegen allmählich einen erfreulichen Aufschwung nahmen, gewann die Leinwand- und Tuchfabrication in den Gebirgsgegenden Nordböhmens bald eine größere Bedeutung.

Während in Böhmen und Mähren rücksichtsloser nationaler Fanatismus fast alle Cultur vernichtet hatte und eine vollständige Absperrung gegen das Ausland anstrebte, das urwüchsiges, rohe Autochthonenthum in Schule und Kirche, wie auch im sonstigen socialen Leben nach Alleinherrschaft rang, hielt in den deutschen Universitäten der Humanismus seinen Siegeseinzug und gewann die neuerstehende freie Wissenschaft Tausende von begeisterten Jüngern.

Die von Deutschen erfundene Buchdruckerkunst unterstützte die schnelle und weite Verbreitung der neuen Ideen, und diese wiederum legten das Fundament zu dem großen Werke der Reformation, das trotz der schweren und tiefen Wunden, die der dreißigjährige Krieg unserem Volke schlug, alle Fesseln geistiger Knechtschaft sprengen half und Deutschland die Vorherrschaft auf culturellem und wissenschaftlichem Felde eroberte. Die Lehre Luthers gewann rasch in unseren Ländern Aufnahme, der Protestantismus trug zugleich nicht wenig zur Stärkung und Kräftigung des Deuththums bei.

In den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fallen auch die Entdeckungen der Silberberge im Erzgebirge. Deutsche Bergleute hoben den reichen Bergesegen, ihre Niederlassungen: Joachimsthal, Bleistadt, Neudeck, Falkenau, Freibus, Hauenstein und Himmelstein, blühten rasch empor — für kurze Zeit. Während des dreißigjährigen Krieges kamen alle Bergwerke im Erzgebirge außer Betrieb.

Mit Ferdinand I. trat ein kräftiger und entschlossener Monarch erfolgreich dem Übermuth der Stände entgegen, allein derselbe Herrscher vernichtete auch alle Privilegien der Städte und löste alle Rechtsverbindungen derselben mit deutschen Gerichtshöfen. Das oberste Appellationsgericht in Prag, das er errichtete, war die höchste gerichtliche Instanz für Böhmen, Mähren, Ober- und Niederschlesien und für die Lausitz. Dem Bauernvolke wurden die schweren und engen Ketten der Leibeigenschaft nicht erleichtert und gelockert, es blieb schutzlos der Willkür des Adels überantwortet. Das Deutschthum hatte an ihm keinen Gönner, dergleichen nicht an seinen nächsten Nachfolgern. Mathias bestätigte im Jahre 1615 ein Sprachengesetz des Prager Landtages, das sich würdig den Landtagsbeschlüssen aus den Jahren 1434 und 1435 an die Seite reiht. Niemand, der der czechischen Sprache nicht mächtig sei, dürfe ein Einwohner des Landes werden. Erst die Kindesfinder eines Ausländers, selbst wenn dieser nach Erlernung der czechischen Sprache das Bürgerrecht in einer Stadt erworben habe, dürfen der Vorrechte der Landesfinder theilhaftig werden. Wo ein deutscher Schulmeister oder Pfarrer im Amte sei, solle nach seinem Tode ein czechischer Pfarrer oder Schulmeister angestellt werden. Personen, die sich unterstehen, bei ihren Zusammenkünften unter einander eine andere Sprache, als die czechische, zu gebrauchen, sollen binnen einem halben Jahre das Land räumen. „In diesem Königreiche weiß man zu allen Zeiten von keiner anderen als von der czechischen Gemeinde“, diese Lüge war die würdige Begründung solcher Beschlüsse. Das Deutschthum war durch die Hufiten nicht vollständig erwürgt worden, diese schreckliche Entdeckung scheinen die Herren mehrfach gemacht zu haben, jetzt sollte ihm neuerdings die Schlinge eng genug, daß ihm der Athem ausgehen mußte, um den Hals gelegt werden. Etwas später als ein Jahrzehnt nach dieser draconischen Verordnung erklärte die „verneuerte Landesordnung“ Ferdinands II. (10. Mai 1627) die deutsche Sprache bei den Gerichten, wie bei der Landtafel in Böhmen für zulässig.

Die „verneuerte Landesordnung“ war eine der Folgen der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620), eine andere war

die Gegenreformation. — Ob die Gegenreformation ein furchtbareres Unglück für die slavische oder für die deutsche Bevölkerung gewesen, darüber können die Meinungen getheilt sein, aber wenig Widerspruch dürfte die Behauptung erfahren, daß sie keiner der beiden Nationen zum Segen gereicht habe. Wenn wir das Unheil, das sie den Deutschen gebracht, richtig ermessen wollen, müssen wir den Umstand besonders in's Auge fassen, daß sich das deutsche Volk in Böhmen und Mähren damals erst ein wenig aus der Ohnmacht aufzurichten begann, in welche die Husitenunruhen es gestürzt, daß es noch um seine Existenz rang, als ein neuer, erbarmungsloser Feind seine Reihen lichtete und zugleich das Band der gleichen Cultur und der gemeinsamen geistigen Interessen, das die Vorposten des Deuththums mit dem Mutterlande verknüpfte, schonungslos entzweischchnitt. Und es vergieng eine geraume Zeit, bis es wieder anders wurde, bis die geistige Isolirung unserer Länder aufhörte. Von einer Kräftigung und gesunden Entwicklung unseres Volksthums konnte unterdessen keine Rede sein. Nicht die politische Trennung von Deutschland, wohl aber eine dauernde Absperrung von den geistigen Errungenschaften und Fortschritten unseres Volkes, die gewaltsame Verhinderung, an dem geistigen Leben und Streben der gesammten Nation ungeschmälerten Antheil zu nehmen, mußte endlich unsere nationale Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit zu Grunde richten.

Der alte, angestammte Adel Böhmens, jener hartnäckige Gegner des Deuththums, wurde bald nach der Schlacht am weißen Berge bis auf wenige Familien vernichtet, einige Schonung erfuhr der mährische, denn die Stände beeilten sich nach jener Entscheidungsschlacht, dem Kaiser ihre Unterwerfung anzubieten. In Böhmen verfiel fast der dritte Theil des gesammten Grundbesitzes dem Fiscus, in Mähren betrug die Zahl der confiscirten Güter 146. Der Güterbesitz begann sich zum dauernden Nachtheil des Nationalvermögens in einzelnen Herrschaftsbeständen anzuhäufen, der neue Adel, den kaiserliche Gunst und vortheilhafte Güterkäufe in's Land gezogen und der sich größtentheils

durch energische Unterstützung der Jesuiten und der Lichtenstein-Drögoner in ihrem Befehrungswerke hervorthat, war ebensowenig ein Gönner des deutschen Volksstammes, wie der alte; noch heute steht er, sehr wenige Familien ausgenommen, auf Seite der Gegner unseres Volkes.

Von Deutschland her waren eine Menge Prediger und Lehrer nach Böhmen gezogen, alle wurden ausgewiesen. Unter den 36.000 Familien, welche aus Böhmen auswanderten, weil sie zu ehrlich waren, ihre religiöse Überzeugung zu verleugnen, gab es gewiß viele deutsche. Kuttenberg wurde erst in dieser Zeit ganz czechisch, da die letzten deutschen Bergleute dem Protestantismus treu blieben und daher vertrieben wurden. Die Emigration aus Mähren war relativ nicht minder groß. Ein etwas gnädigeres Schicksal waltete über Schlesien. Auf Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen blieben die Bestimmungen des Rudolfsinischen Majestätsbriefes von 1609 auch nach dem Jahre 1621 noch in Kraft. Später allerdings wurden vor allem die Städte Troppau und Jägersdorf mit harten Maßregeln zu Gunsten des Katholicismus bestraft, weil sie in die Sache Mannsfelds und seiner Partei verflochten gewesen.

Rechnet man zu alledem die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, die Verluste durch Pest und Hungersnoth, dann muß man bekennen, daß unser Volksstamm in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von einer zweiten Katastrophe heimgesucht worden ist, welche der ersten an Schrecklichkeit wenig nachstand.

Nach dem dreißigjährigen Kriege waren unsere Länder so erschöpft, die Zahl der Einwohner war so zurückgegangen — Böhmen, das vor dem Kriege etwa drei Millionen Einwohner zählte, hatte nach dem Kriege nicht ganz achthunderttausend — daß Raum und Land zur Colonisation genug da gewesen wäre, allein der greuelvolle Krieg hatte in Deutschland nicht minder entsetzlich gehaust, Tausende von Dörfern und eine nicht geringe Zahl von Städten waren öde Trümmerhaufen oder wenigstens entvölkert, weite Strecken Landes lagen wüst, es galt also im eigenen Lande

wieder anzupflanzen und aufzubauen, ferner trennten auch confessionelle Schranken unsere Länder von jenem großen Theile Deutschlands, der protestantisch war, nicht einmal den aus Böhmen und Mähren vertriebenen eingeborenen Protestanten war die Rückkehr gestattet. Als später allmählich doch wieder Zuzüge aus Deutschland erfolgten, beschränkten sich dieselben auf Oesterreicher, Passauer, Tiroler, Baiern und Pfälzer. Die einheimischen Deutschen aber begannen zum Theil aus den Gebirgsgegenden in das fruchtbarere Flachland hinabzusteigen und dort sich in den verlassenen Ortschaften anzusiedeln. So nahm damals das Deutschthum Strecken um Saaz, um Leitmeritz und Pilsen in Besitz, weiter nördlich und westlich war es schon vor 1620 heimisch. Aber zerstört und nicht sobald wieder aufzurichten waren die alten Bollwerke deutschen Wesens und deutscher Cultur, das selbstbewußte, strebame und zähauddauernde Bürgerthum und der freie Bauernstand. Das Landvolk war fast ausnahmslos rechts- und schutzlos, es hatte kein gesichertes Besitzthum, der Bauer war der verachtete Leibeigene seines stolzen Grundherren, die Städte hatten ihre Selbstverwaltung eingebüßt, der bürgerliche Unabhängigkeits-sinn war erstorben, alles geistige Leben beherrschend und in jeder Hinsicht der erste Stand war der katholische Clerus geworden. Dieser war zum großen Theile deutsch der Abstammung und Sprache nach, doch darf seine Bedeutung für das Deutschthum nicht gar hoch angeschlagen werden, denn er war, in gewisser Hinsicht noch mehr als der Adel, aus dem innigen Verbande mit der Gesamtheit der Nation als eine besonders privilegirte Rasse geschieden, seine Standesinteressen waren für seine Stellungnahme allein maßgebend, ihm war es im Grunde genommen ganz gleichgültig, ob das Deutschthum oder Slaventhum an Ausbreitung gewann, er begünstigte stets nur die Bestrebungen jener Partie, von welcher er am wenigsten eine Verminderung seines Einflusses und seiner Macht zu befürchten hatte. Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß in der nächsten Zeit nach der Gegenreformation die Grenzen des deutschen Sprachgebietes durch den Clerus und den Adel erweitert wurden. Den Jesuiten galt czechisch so

viel wie hufitisch, was die deutsche Sprache betrifft, so sperren sie sich zwar anfangs gegen die Herrschaft der neuhochdeutschen Schriftsprache, die ihnen als lutherisch galt, da sie Luther vor allen ihre Vervollkommnung und Luthers Bibelübersetzung ihre Allgemeingültigkeit bei den verschiedenen Stämmen der Deutschen verdankte, doch war dieser Widerstand von keiner Bedeutung, denn sie waren nicht im Stande, eine eigene specifisch katholische Litteratur oder gar Wissenschaft gegen die protestantische in die Wagschale zu werfen. Die Mönche berief man hauptsächlich aus Baiern und Oesterreich, der Adel siedelte wohl manchen Deutschen auf seinen verödeten Herrschaften an, aber er hielt diese Colonisten in nicht minder strenger Dienstbarkeit.

Die armen, auf das Menschenunwürdigste behandelten Bauern suchten um 1680 ihre Ketten zu zersprengen, besonders der deutsche Norden Böhmens war der Herd der Bauernunruhen, sie wurden unterdrückt, zahlreiche Hinrichtungen fanden statt, das Los der Bauern wurde wo möglich ein noch härteres. Erst von der edlen Kaiserin Maria Theresia und ihrem freisinnigen, volksfreundlichen Sohne Josef wurde das unglückliche Schicksal des Landvolkes wesentlich erleichtert, im Jahre 1782 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, das Jahr 1848 brachte endlich die vollständige und endgültige Abschaffung der Erbunterthänigkeit.

Die böhmische Krone, welche mit dem Niedergange der römisch-deutschen Kaisermacht größere Unabhängigkeit und Macht gewonnen hatte, verlor nach der Schlacht am weißen Berge alle Selbständigkeit für alle Zeiten. Der westphälische Friede hatte die römisch-deutsche Kaiserwürde zu einer Scheingewalt herabgedrückt und die Einheit des Reiches empfindlich gelockert, die Habsburger wandten daher ihr Augenmerk und ihre Bemühungen vor allem auf die Erbländer, durch eine immer innigere Vereinigung derselben ein neues, festgefügtcs Staatengebilde zu schaffen, das betrachteten sie als ihre wichtigste Aufgabe. Deshalb erhielten auch Böhmen und seine Nebenländer immer mehr und mehr den Charakter von Provinzen, ihre geschichtliche Entwicklung hängt nun auf's Engste mit derjenigen des österreichischen Kaiserstaates zusammen. Das beste

Mittel, die einzelnen Bestandtheile der Monarchie fest an einander zu schließen, lag darin, daß man die Centralstellen in Wien vermehrte und ihren Wirkungskreis erweiterte. Die Centralisation mußte auch den Wert der deutschen Sprache in unseren Ländern erhöhen, indem diese allein die Eignung zur Staatsprache hatte. Die innere Politik Oesterreichs strebte vielleicht nur zur Zeit Josefs eine entschiedene Germanisirung an, sie suchte vielmehr die nationalen Bestrebungen zu neutralisiren, aber auch darum mußte dem deutschen Volksstamme die Führerrolle zufallen, weil seinem Charakter nationale Unbuddsamkeit und Unterdrückungsfucht fremder ist, als irgend einem anderen Stamme. Sobald die nationalen Bestrebungen die Oberhand gewinnen, haben die andern Nationen zunächst einen Vorsprung vor den Deutschen in Bezug auf energisches Nationalbewußtsein und Einmüthigkeit in der Abwehr.

In der Zeit des Absolutismus war die deutsche Sprache im öffentlichen Verkehre und in der Literatur zu fast ausschließlichem Gebrauche gekommen; daß dieser Umstand aber keineswegs eine Stärkung des Deutschthums selbst inbegriff, sollten das Jahr 1848 und die folgenden Zeiten lehren. Der deutsche Einwohner in Böhmen, Mähren und auch in Schlesien war fast ohne jedes Stammesbewußtsein. Als unsere Länder aus ihrem tiefen geistigen Schlummer zu erwachen begannen, regte sich auch etwas wie ein nationales Bewußtsein, besonders in Böhmen. Dieses war anfangs ein böhmisches im wahrsten Sinne des Wortes, kein ausgesprochen czechisches, noch weniger ein deutsches. Die Dichter und die Schriftsteller im Allgemeinen begeisterten sich für die Schönheiten und den Reichthum ihres Heimatlandes und feierten die glorreichen Thaten seiner sagenreichen Vorzeit, der Cultus eines Hus und Žizka sogar lebte auf. Die deutschen Dichter Böhmens — in czechischer Sprache schreibende gab es damals wenige — wählten die Stoffe für ihre Epen, Lieder und Romane mit Vorliebe aus der czechischen Sage und Geschichte. Erwähnt seien hier nur Karl Egon Eberts „Wlasta“ und seine beiden Dramen „Czeſtmir“ „Bretislav und Jutta“, Alfred Meißners „Žizka“, Uffo Horns „Ottokar“, ferner noch genannt der Romanschriftsteller Herloßsohn, Wilhelm

Marfano, Brentano, W. A. Gerke. Als die czechische Journalistik noch in ihren ersten Anfängen stand, weckten deutsche Blätter die Liebe zur Heimat und sprachen einem böhmischen Nationalgefühl das Wort, aus dem sich bald ein rein czechisches entwickelte, und selbst dieses fand in seinen ersten Entwicklungsstadien noch die warme Theilnahme und eifrige Unterstützung vieler Deutschen, nur sehr langsam erwachte auch bei den Deutschen das Stammesbewußtsein wieder, die nationalen Gegensätze verschärften sich — und sie scheinen in der Gegenwart so schroff zu sein, wie sie es selten zuvor gewesen.

Ein genaues Datum festzustellen, wann zuerst die christliche Heilsbotschaft in unsere Länder gebracht worden sei, ist nicht möglich. Die früheste geschichtliche Kunde kommt aus dem Jahre 845. Am 7. Jänner dieses Jahres empfingen vierzehn böhmische Leichen sammt ihrem ganzen Gefolge in Regensburg, wohin sie an das Hoflager Ludwigs des Deutschen gekommen waren, die Taufe. Um dieselbe Zeit begannen auch in Mähren deutsche Missionäre das Evangelium zu verkündigen.

Die ersten christlichen Sendboten in unseren Ländern sind Deutsche gewesen. Cyrillus und Methodius, die gefeierten Slavenapostel, waren nicht einmal in Mähren die Begründer des Christenthums. Aber die Erfolge, welche ihre Missionsthätigkeit hatte, waren viel großartigere, als die ihrer Vorgänger, weil sie beim Gottesdienste sich nicht der unverständlichen lateinischen, sondern der slavischen Sprache bedienten. Da seit der Gründung des großmährischen Reiches Böhmen zu diesem gehörte, so erstreckte sich ihre apostolische Wirksamkeit auch auf dieses Land. Zugleich entstand eine ziemlich heftige Rivalität zwischen dem slavisch-griechischen Ritus und dem römischen, ebenso zwischen dem von den genannten Männern gegründeten mährisch-pannonischen Erzbisthume und der Regensburger Diocese, welche seit der Taufe der vierzehn Häuptlinge Böhmen zu ihrem Sprengel rechnete. Der Streit entschied sich bald in Folge der vielfachen und innigen Beziehungen Böhmens zu Deutschland zu Gunsten der Regensburger Diocese und der in Deutschland herrschenden lateinischen Liturgie, jedoch

war der Sieg nicht gleich anfangs ein vollkommener. Die slavische Sprache verschwindet aus den feierlichen Cultushandlungen erst mit dem elften Jahrhunderte, nur Karl IV. machte durch die Gründung des Slavenklosters Emaus in Prag noch einen Versuch, sie wieder zur Geltung in der Kirche, aber keineswegs zur ausschließlichen oder nur vorherrschenden, zu bringen. Wenzel der Heilige (928—935), der sich die Ausbreitung und Befestigung der christlichen Lehre in Böhmen wie kein zweiter Herrscher angelegen sein ließ, war in keiner Weise den Deutschen abhold, er berief eine große Anzahl Priester aus Deutschland. Wenzel fiel, wie erwähnt, als ein Opfer der nationalen Reaction (28. September 935), allein auch sein Bruder und Nachfolger, Boleslav I., hielt fest am Verbands Böhmens mit der Regensburger Diöcese.

Kaiser Otto I. unterstützte den Herzog Boleslav II. bei der Errichtung eines Bisthumes für seine Länder (i. J. 972). Der Papst Johann XIII. gab seine Einwilligung nur unter der Bedingung, daß die lateinische Sprache und der römische Ritus beim Gottesdienste in Anwendung komme.

Das Prager Bisthum gehörte zur Erzdiöcese Mainz, es umfaßte in der ersten Zeit Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und die Slowakei, um das Jahr 1000 wurde es auf Böhmen beschränkt. Die Belehnung mit Ring und Stab vollzog der Kaiser, nachdem der Bischof von dem Landesfürsten und dem im Landtage versammelten Adel und Clerus gewählt war, die Ordination der Erzbischof von Mainz, Domkirche war das von Wenzel dem Heiligen zu Ehren des heiligen Veit, des Patronen der Sachsen, auf dem Hradschin erbaute Gotteshaus. Durch das Friedericianische Privileg erhielt Přemysl Ottokar I. das Recht der Investitur. Seit dem Jahre 1224 hatte das Domcapitel allein das Recht den Bischof zu wählen, doch mit Berücksichtigung des königlichen Vorschlages. Den Bischofsstuhl zu Prag bestieg als erster der Sachse Thietmar. Sein Nachfolger war der heilige Adalbert, von den Slaven Bojtoč genannt, einer der Söhne Slavniks, des mächtigen Herrn von Libitz. Er hatte seine wissenschaftliche Bildung in Magdeburg erhalten und daselbst seinen slavischen Namen mit dem deutschen „Adalbert“ vertauscht.

Sein Amt wurde ihm durch das immer wieder kühn sich erhebende Heidenthum auf das Bitterste verleidet. Er verließ seine Diöcese zweimal, das zweitemal, um als Missionär zu den heidnischen Preußen zu gehen. Dort erlitt er am 23. April 997 den Märtyrertod.

Wiederholt wird Deutschen die Leitung des Kirchenwesens in Böhmen anvertraut. Bis zum Jahre 1344 werden siebenundzwanzig Prager Bischöfe gezählt. Von diesen waren deutscher Abkunft der oben erwähnte Thietmar (973—982), der Benedictiner aus dem Kloster Korvey Thiedagg (998—1017), Eckhard, ein Verwandter Kaiser Heinrichs II., früher Abt des Benedictinerklosters Raumburg, welcher die Diöcese von 1017—1023 leitete, Izzo, ein deutscher Edelmann (1023—1030), der Benedictiner Meinhard aus Bamberg (1122—1134), der Sachse Friedrich, ein Verwandter der Königin Judith, (1168—1179) und Valentin aus Thüringen (1179—1182). Unter Friedrich Barbarossa besaß der Prager Bischof sogar die Reichsunmittelbarkeit.

Im eilften Jahrhunderte wurde für Mähren ein selbständiges Bisthum in Olmütz gegründet, zu welchem auch das Troppanische Land gehörte. Die regelrechte Ausscheidung des Landes Mähren aus der Prager Diöcese wurde vollzogen unter dem Olmützer Bischöfe Severus (1030—1067). Des ruhmreichsten unter allen Olmützer Bischöfen, des Sachsen Bruno von Schaumburg-Holstein, ist schon gedacht worden. Er bekleidete das hohe Kirchenamt vom Jahre 1245—1281, war ein vertrauter Rathgeber und hochangesehener Staatsmann Wenzels I. und Premysl Ottokars II. und führte beim Olmützer Bischofsitze das Institut der Lehen ein. Die Anzahl seiner Vasallen war keine geringe. Ein Jahrhundert später war dieses bischöfliche Lehenswesen so entwickelt, daß Karl IV. den Olmützer Bischof zu einem directen Vasallen der böhmischen Krone erklärte.

Die stramme Organisation des Kirchenwesens erfolgte erst im 12. Jahrhunderte mit Hilfe des päpstlichen Legaten, Cardinal Guido. Die verheirateten Geistlichen, deren es sehr viele gab, mußten ihre Frauen entlassen oder ihr Amt niederlegen, die

Diecesen wurden in einzelne Pfarrsprengel oder Kirchspiele eingetheilt. Mit der strengen Durchführung der Ehelosigkeit der Priester waren bei weitem noch nicht alle Übelstände beseitigt, sondern sie nahmen, vielleicht zum Theil eben deshalb, um so mehr überhand. Das geht unter anderem aus den vom Bischöfe Konrad von Olmütz im Jahre 1318 seinem Klerus zur Richtschnur gegebenen Statuten hervor. In denselben wird allen Geistlichen, welche im Concubinate lebten, der Verlust ihrer Pfründen angedroht und jenen Pfarrern, welche die Einkünfte ihres Amtes außerhalb ihrer Pfarrei verzehrten und sich also um ihre Seelsorgepflicht wenig kümmerten, anbefohlen, innerhalb einer bestimmten Frist zu ihren Kirchen zurückzukehren. Nur mit bischöflicher Erlaubnis war eine längere Abwesenheit aus dem Kirchsprengel einem Pfarrer gestattet.

Über Klostergründungen ist schon an anderen Orten gesprochen worden.

Das Kirchenvermögen war durch fromme Schenkungen und Vermächtnisse nach und nach zu einer ganz außerordentlichen Größe angewachsen. Die Klöster, welche in Folge der Einführung neuer Orden im dreizehnten Jahrhunderte sich stark vermehrten, die Capitel und die Bischöfe waren sorgsam darauf bedacht, ihr Besitztum auch durch gute Verwaltung, vortheilhaften Kauf und Tausch zu vergrößern, und da Reichthum jederzeit auch Macht ist, so mußte schon deshalb die Macht des Klerus eine immer größere, seine Stellung eine immer einflußreichere werden. Die Fürsten gewährten allerhand Immunitäten und Befreiungen, am reichlichsten vielleicht Ottokar I. durch das mit Einwilligung des Adels am 10. März 1222 ausgesetzte Privileg, welches unter anderem die Klöster und Collegiatkirchen unmittelbar unter das Landesgericht stellte. Die zahlreichen bischöflichen Beamten, welche den über das ganze Land vertheilten Besitz verwalteten, standen den Hofbeamten gleich.

Mit dem zunehmenden Reichthume war bei der Geistlichkeit auch Genußsucht und Hang zum Wohlleben eingekehrt, war die Sittenstrenge gelockert, die evangelische Einfachheit und Einfachheit des Lebens geschwunden. Die mühsame Bekehrungsarbeit war gethan, der katholischen Kirche die Alleinherrschaft, den Priestern derselben

eine hochangesehene und glänzende Stellung errungen, das Erworbene festzuhalten und zu vermehren erforderte keine straffe Anspannung der geistigen und moralischen Kräfte mehr. Allein die wachsende Sittenlosigkeit des Clerus setzte die Autorität der Kirche in den Augen der Menge herab. So war es nicht bloß in unseren Ländern, noch schlimmer anderwärts, diese Verderbnis hatte den auftauchenden Ketzereien Anhang und schnelle Verbreitung verschafft, man erstickte das Sectenwesen, wo immer es auftauchte, durch Kriege und unbarmherzige Bestrafung der von der Kirche Abgefallenen an Gut und Leben. Um 1256 zeigten sich in Böhmen zum erstenmale Geißlerschaaren; der vom Papste Alexander IV. für die böhmischen Länder verordneten Inquisition gelang es bald, sie zu unterdrücken, doch tauchten sie um 1348 wieder auf. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts kamen Waldenser und ähnliche Sectirer von Deutschland nach Südböhmen, vierzehn derselben wurden im Jahre 1318 zu Prag im Kloster bei St. Clemens verbrannt. Einsichtsvolle und der Kirche treu ergebene Männer suchten dem billigen Verlangen des Volkes nach Kirchenverbesserung, Rückkehr der Geistlichen zu altchristlicher Sittenstrenge und Schlichtheit durch Gründung solcher Orden entgegenzukommen, in denen das ersehnte Ideal eines Priesters zur Wirklichkeit werden, die durch Armuth, Entsaugung, schlichtes und einfaches Wesen sich den Weg zum Herzen des Volkes bahnen sollten. Derartige Orden waren die Dominikaner und Franziskaner, welche im dreizehnten Jahrhunderte entstanden und bald auch in unseren Ländern ihre Klöster errichteten.

Was die Gründer dieser Orden gewollt und angestrebt, das gewissenhaft zur Ausführung zu bringen, erlosch gar bald die Begeisterung und der Opfernuth. Das Gebot der Armuth wurde immer weniger und weniger streng gedeutet, die Almosen, von denen die Bettelmönche allein leben sollten, flossen bald reichlich, bisweilen in Überfülle zu und wurden theilweise zu regelmäßigen Abgaben, die Ordensregeln erfuhren eine mildere Auslegung, die vom Volke wegen ihrer Armuth und Einfachheit so geliebten Bettelmönche kamen in den Ruf der Gabsucht, der Erbischleichei und Betrügerei. Wieder traten edle Männer auf und forderten

mit hinreißender, feuriger Beredtſamkeit Sittenbeſſerung von Geiſtlichen und Laien. Man nennt ſie, nicht ganz zutreffend, Vorläufer Huſens. Der bedeutendſten einer war der Auguſtiner Konrad aus Waldhauſen in Ober-Oeſterreich. Er wurde im Jahre 1360 von Kaiſer Karl IV. als Pfarrer nach Leitmeritz, 1362 als Prediger an die Galluskirche nach Prag berufen. Seine Predigten fanden ſo großen Anklang, daß die Kirche die Menge der Zuhörer nicht faſſen konnte und die Kanzel deſhalb vor derſelben aufgeſchlagen wurde. Zwei Jahre ſpäter wurde er an die Stadtpfarrkirche zu Teyn in Prag verſetzt. Er hielt ſeine Predigten vor dem Volke in deutſcher, vor den Studenten in lateiniſcher Sprache. Seine hinterlaſſenen Schriften legen Zeugniß ab von ſeinem Freimuth und ſeiner energiſchen Betonung eines lebendigen, werththätigen Chriſtenthums. Mit gleichem Feuereifer wirkte für die Hebung der Sittlichkeit und die Übung eines praktiſchen Chriſtenthums der Hanaſe Johann Milic und zwar zur ſelben Zeit (1364) zuerſt an der Niklaſkirche auf der Kleiſſeite, ſpäter bei St. Ägid auf der Altſtadt. Als Konrad von Waldhauſen ſtarb, wurde Milic Pfarrer am Teyn. Für einen durchgreifenden Erfolg ſeines Predigeramtes und ſeiner unabläſſigen Sorge für die Armen, Kranken, Gefangenen und Verirrten war ihm die Kenntniß der deutſchen Sprache unerläßlich. Er eignete ſich dieſelbe in Prag an und predigte nun auch deutſch für die Deutſchen.

Der Huſitismus begegnete bei den Deutſchen, wie erwähnt, überall entſchiedener Abneigung. Früher als Huſ in Conſtanz wurde ein huſitiſch geſinnter Student in der deutſchen Stadt Olmütz zum Feuertode verurtheilt.

Durch die Bulle des Papſtes Clemens VI. vom 30. April 1344 wurde das Prager Biſthum zum Erzbithume erhoben, der Verband mit der Mainzer Erzdiöceſe gelöſt, das Olmücker und das im ſelben Jahre gegründete Leitomiſchler Biſthum wurden Suffraganate des neuen Erzbithumes. Das Egerland blieb bei der Regensburger Diöceſe, das böhmische Niederland gehörte zum Meiſſner Biſthume, dafür unterſtand der kirchlichen Gewalt des Prager Erzbithofes außerhalb Böhmen Glaß, Zittau, Königſtein

und Mehringen im Meißnischen. Zum Leitomischler Bisthum wurden von der Prager Diöcese die Decanate Chrudim, Hohenmauth, Politscha und Landskron geschlagen, der Bischof von Olmütz trat dreißig Pfarreien des damaligen Schönberger Decanates und das Benedictinerstift Klösterle bei Schönberg an den Bischof von Leitomischl ab.

Die Hussitenstürme waren vor allem für die kirchlichen Stiftungen und Anstalten verhängnisvoll. Der erzbischöfliche Stuhl zu Prag war vom Jahre 1421—1562 unbesetzt, das Leitomischler Bisthum ging 1425 für immer ein, kaum eines der vielen, zur Zeit der Luxemburger so blühenden Klöster blieb verschont, erst im Jahre 1453 erlangte die Kirche durch die von Georg von Podiebrad angeordnete allgemeine Güterrevision einen Theil ihres Vermögens, aber nicht auch zugleich ihre politische Machtstellung wieder, die Wladislawische Landesordnung reißt den Clerus nicht einmal unter die Stände, welche im Landtage Sitz und Stimme hatten.

Die traurigste Periode in der Geschichte der katholischen Kirche in unseren Ländern ist die Zeit der Gegenreformation. Was jederzeit eintreten muß, wenn in religiösen Dingen rücksichtsloser Zwang ausgeübt wird, das zeigte sich damals in besonders abschreckender Weise. Auf eine Änderung der Gesinnung des Volkes kam es den Katholischmachern vorerst nicht an, konnten sie kein Gewicht legen, in dieser Hinsicht genügte ihnen der Schein eines Erfolges. Sie waren zufrieden, wenn das Volk an den kirchlichen Ceremonien eifrig theilnahm, und daß das Volk dies that, dafür sorgten harte Strafen und eine peinliche Überwachung desselben. Der Besuch des Sonntagsgottesdienstes, die öfterliche Beichte und Communion, die genaue Beobachtung der kirchlichen Fastengebote wurden unnachsichtig erzwungen, die Geistlichen hatten das gesammte Leben des Volkes zu beaufsichtigen, sogar in die innigsten Familienverhältnisse sich ungerufen einzumischen, stand ihnen das volle Recht zu; die weltliche Macht unterstützte die geistliche auf das Eifrigste. Was Wunder, daß Heuchelei und Scheinheiligkeit, Charakterlosigkeit und gunstbuhlerische Angeberei, Feigheit und unmännliche Gesinnung üppig in die Halme schossen!

In erster Reihe wurde das einst so selbstbewusste, stolze deutsche Bürgerthum durch alle nur erdenklichen Mittel kleinmüthig gemacht und geschmeidigt, denn nur eine Tugend galt: Gehorsam, schweigende Unterwürfigkeit. Und wie man eine ganz unschätzbare Fülle von leiblicher und geistiger Arbeitskraft dem Lande entfremdet hatte, so war man ängstlich auf der Hut, daß ja nicht sobald wieder ein reges geistiges Leben erstehet, die Bigotterie und pfäffische Herrschsucht mußte das Volk in geistiger Dumpfheit und Stumpfheit zu erhalten suchen, deshalb wüthete man vor allem gegen das protestantische Bücherwesen, und dabei wurde auf den *index librorum prohibitorum* bald alles als kezerisch gesetzt, was nicht mit Aberglauben, Märchen und Fabeln vollgepfropft war. Welche geistige Kost man dem geknechteten, willenlosen Volke bot und womit man für Auserbauung und Erweckung des religiösen Sinnes sorgte, das illustriren in hinreichendem Maße die Andachtsübungen Erbauungsbücher und Brochüren des mächtigsten Ordens der damaligen Zeit, der Jesuiten. Sie brachten längstverschollene Wallfahrtsorte und Wunderstätten wieder zu Ansehen, entdeckten neue Gnadenbilder, inscenirten Wundererscheinungen und Offenbarungen, sie schufen eine neue Legendenliteratur, die sich von der des Mittelalters wesentlich dadurch unterschied, daß nicht naive Gläubigkeit und eine kindlich unbefangene und bewegliche Phantasie, sondern Raffinement und listige Berechnung die Fabeln gestaltete, ihr ganzer Gottesdienst war darauf angelegt die Sinne zu bestechen und die Phantasie krankhaft zu erregen, ihre Gebetbücher und Predigten suchten das klare, vernünftige Denken zu trüben, das Gewissen durch die Casuistik zu verwirren, die natürlichen Gefühle zu unterdrücken; nebst der Kanzel war der Beichtstuhl vor allem der Ort ihrer rührigsten Wirksamkeit. Sie verstanden die Zeit der Güterconfiscationen wohl auszunützen, sie brachten um ein geringes Geld die schönsten Besitzungen an sich, vermehrten ihr Vermögen durch alle Mittel von Tag zu Tag, übernahmen im Jahre 1622 die Universität und bekamen bald das ganze Schulwesen in ihre Gewalt, sie hatten ihre Hand überall im Spiele, sie erschmeichelten sich die Gunst der Großen und erzwangen sich

die Furcht der Kleinen. Der officielle Bericht der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1710 weist in den „böhmischen Erbländern“ fünfzehn Hauptstationen dieses Ordens auf.

Es ist unrecht, Ferdinand II. für alle Gräucl und Gewaltthätigkeiten der Gegenreformation verantwortlich zu machen, Ferdinand war leutfelig, lebensfroh und keineswegs eine erbarungslos tyrannische Natur, allein er war ein so treuer und gehorhamer Sohn der Kirche, daß er den päpstlichen Nuntius, Cardinal Caraffa, in allem gewähren ließ, was diesem zum Wohle der Kirche nöthig schien. Caraffa war die Seele der Gegenreformation, seine eifrigsten Mitarbeiter aber waren der Prager Erzbischof Graf Harrach und in Mähren der Cardinalbischof Dietrichstein. Diese waren zu einer schonungslosen Ausrottung aller Ketzerei entschlossen, aber die Leiden, welche über die unglücklichen Andersgläubigen und über alle jene hereinbrachen, die auch nur in den Verdacht einer kirchlich nicht streng correcten Gesinnung kamen, wurden nicht wenig noch dadurch gesteigert, daß die Werkzeuge, die Helfershelfer dieser Männer aus Gewinnsucht oder blinder Leidenschaft die strengen Maßregeln, welche ihnen aufgetragen worden waren, noch willkürlich verschärften.

Die römische Kirche war wieder allein berechtigt geworden, wenigstens in Böhmen und Mähren, denn in Schlesien war die vollständige Rekatholisirung nicht durchzusetzen, die „verneuerte Landesordnung“ erklärte den Clerus als den ersten Landesstand, auch durch Errichtung neuer Bisthümer suchte man die katholische Lehre zu festigen. Ferdinand III. gründete im Jahre 1656 das Leitmeritzer, Leopold I. 1664 das Königgräzer, Maria Theresia 1777 das Brünnner Bisthum und erhob den Olmüzer Bischof zum selbständigen, von Prag unabhängigen Erzbischofe. Josef II. errichtete im Jahre 1781 das Budweiser Bisthum.

Unter der Regierung Maria Theresia's suchte die Staatsgewalt überall dort, wo die Kirche staatliche Interessen berührte, ihr Aufsichtsrecht geltend zu machen.

Im Jahre 1763 erschien der erste Theil des Buches des Justus Febronius (Johann von Hontheim, Weibischof in Trier)

„Von dem Kirchenstaate und der rechtmäßigen Gewalt des römischen Papstes“. Das Buch erregte allgemein großes Aufsehen, weil der Geist der Opposition gegen die bisherige Form der Kirchenverfassung und Verwaltung längst schon in weiteren Kreisen lebendig war.

Am 21. Juli 1773 sprach Papst Clemens XIV. in der Bulle *Dominus ac redemptor noster* die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus, ein Ereignis von welt-historischer Bedeutung. Die vortreffliche Organisation des Ordens, die unermüdlige Thätigkeit seiner Mitglieder in der geistlichen Berathung und Leitung der untersten Kreise des Volkes, wie der angesehensten und höchsten Familien bis hinauf zum Herrscherhause für die Zwecke des Ordens, die fast uneingeschränkte Herrschaft über das höhere und niedere Schulwesen, das fast unermessliche Vermögen und die geschickte Verwerthung seiner reichen Mittel hatten ihm eine dem Gemeinwohle äußerst schädliche Macht verschafft.

Josef II. ging mit aller Entschiedenheit daran, die Machtfrage zwischen Kirche und Staat zu Gunsten des letzteren zu lösen. Durch Verfügung vom 24. März 1781 wurden die Klöster unter das Aufsichtsrecht der bischöflichen Ordinariate gestellt, der Verband der Landesklöster aufgelöst. Die päpstlichen Bullen von 1295 und 1419 *Unigenitus* und *Coena domini* mußten aus allen Religions- und geistlichen Handbüchern beseitigt werden. Am 26. März desselben Jahres wurde eine kaiserliche Verordnung erlassen, welche die Publication päpstlicher Bullen, Breven und dgl. nur nach erfolgter landesherrlicher Guttheißung gestattete und die Landesbischöfe anwies, ihre Hirtenbriefe und Currenten vor der Veröffentlichung den Landesstellen zu unterbreiten. Damit auch die Erziehung des Clerus von der Staatsgewalt beaufsichtigt werden könne, hob der Kaiser das erzbischöfliche Seminar, sowie die Landesseminarien auf und errichtete im Jahre 1783 ein einziges kaiserliches Generalseminarium. Als die wichtigste Maßregel aber müssen die Klosteraufhebungen der Jahre 1782—1785—1790 bezeichnet werden. Sie traf alle jene Klöster, welche weder durch wissenschaftliche, noch humanitäre Thätigkeit sich als gemein-

nützig erwiesen. Dafür wurden die Pfarreien vermehrt und die Seelsorge auf alle Weise gehoben. Auch die Schaffung eines Religions- und Studienfondes war eine Folge der Klosteraufhebungen.

Nach Josephs Tode wurde anfangs an dessen Grundfäden im Kirchenwesen festgehalten, jedoch nur kurze Zeit. Die Rückkehr zu den vorjosephinischen Verhältnissen wurde durch die Wiederherstellung der bischöflichen Seminarien und die Wiedereinführung des Jesuitenordens unter anderem Namen angebahnt. Die Bulle Pius VII. vom 7. August 1814 restaurirte die Gesellschaft Jesu in ihrer früheren Gestalt. Den glänzendsten Erfolg errang die Kirche, das heißt die katholische Hierarchie, durch das Concordat (18. August 1858). Nach der ersten Abstimmung des vatikanischen Concils erklärte der Cultusminister von Stremayr in einem Minister-rathe, daß mit dem bloßen Factum der Unfehlbarkeitserklärung das Concordat hinfällig geworden sei, da eine wesentliche Änderung des einen Contrahenten eingetreten sei. Daraufhin verlor das Concordat Gesetzeskraft (30. Juli 1870).

Die Verkündigung des neuen Dogma's rief auch unter der deutschen Bevölkerung einige Aufregung hervor, die sich in Zustimmungsadressen an Döllinger kundthat. Auch die kirchliche Reformbewegung faßte gleich bei ihrem Entstehen in Warnsdorf und der Außiger Gegend festen Fuß. An ihre Spitze trat der Priester Anton Mittel in Warnsdorf. In der Gegend von Außig erlosch sie nach einigen Jahren fast ganz, in Warnsdorf aber bildete sich eine altkatholische Gemeinde, welche jetzt mit ihren Filialen an 4000 Seelen zählt. Filialen derselben bestehen in Meistersdorf bei Böhmischnamnik, Krüma in Erzgebirge und Rumburg. Vor Kurzem traten im Tiergebirge mehrere Hundert Personen dem Alt-katholicismus bei und zwar in den Ortschaften: Tannwald in Gablonzer Bezirke, Dessendorf, Josephsthal und Morgenstern. Es sind schon alle Vorbereitungen zur Constituirung einer Kirchengemeinde getroffen. Die hochgehende nationale Bewegung hat fast in ganz Nordböhmen wieder ein lebhafteres Interesse für die kirchliche Reform wachgerufen, weil die Wahl der Pfarrer und Hilfsgeistlichen durch die Gemeinde in der altkatholischen Kirche die

Möglichkeit bietet, entschieden deutsch-gesinnte Geistliche zu gewinnen und die liberale Verfassung der Kirchengemeinden dem Drange nach vollkommener nationaler Unabhängigkeit und Selbstständigkeit entgegenkommt.

Das Land Böhmen ist kirchlich eingetheilt in die Erzdiocese Prag und in drei Diöcesen: Leitmeritz, Königgrätz und Budweis, Mähren in die Erzdiocese Olmütz und die Diocese Brünn, Schlesien gehört zum Theil zur Olmüzer, zum Theil zur Breslauer Diocese*).

Die Prager Erzdiocese hat ein General- und 24 auswärtige Vicariate. Das Generalvicariat hat keine deutsche Pfarrei. In Prag und den Vorstädten gibt es 15 Pfarreien, bei denen neben der czechischen auch die deutsche Sprache im Gebrauche ist, bei 2 anderen, nämlich St. Thomas und Maria-Schnee, behauptet die deutsche Sprache den Vorrang. Von den auswärtigen Vicariaten sind rein deutsch: 1. Eger, mit 1 Decanate 16 Pfarreien und 1 Expositur, 52.919 Katholiken, etwa 25.524 Aikatholiken, 554 Juden und 7 Confessionslosen. 2. Falkenau, mit 1 Archidiaconat, 1 Probstei und 13 Pfarreien, 53.751 Katholiken, 112 Aikatholiken, 827 Juden. 3. Grasslitz, mit 13 Pfarreien, 65.570 Katholiken, 249 Aikatholiken, 111 Juden, 2 Confessionslosen. 4. Hayd mit 1 Decanate und 16 Pfarreien, 40.038 Kathol., 16 Aikathol., 994 Juden. 5. Joachimsthal, mit 1 Decanate und 11 Pfarreien, 40.045 Kathol., 388 Aikathol., und 11 Juden. 6. Lichtenstadt, mit 2 Decanaten und 17 Pfarreien, 64.483 Kathol., 385 Aikathol., 1310 Juden. 7. Plan, mit 17 Pfarreien, 27.604 Kathol., 43 Aikathol., 582 Juden. 8. Tepl, mit 1 Decanate und 15 Pfarreien, 28.069 Kathol., 4 Aikathol., 598 Juden. 9. Theußing, mit 2 Decanaten und 10 Pfarreien, 35.088 Kathol., 26 Aikathol., 287 Juden. 10. Luditz, bis auf die Pfarrei Dyß, bei welcher neben der deutschen auch die czechische Sprache im Gebrauche ist. Die übrigen 20 Pfarreien haben 31.351 Kathol., 16 Aikathol., 1008 Juden. Von den sprachlich gemischten Vicariaten hat Mies 13 deutsche Pfarreien mit 26.730

*) Die Daten sind entnommen dem Catalogus cleri der Erzdiocese Prag vom Jahre 1832.

Kathol., 49 Akathol., 308 Juden; Pilsen 5 Pfarreien mit 9.525 Kathol., 9 Akathol., 275 Juden; Rakovník 4 Pfarreien, 6.297 Kathol., 9 Akathol., 350 Juden; Kraloviz 3 Pfarreien, 2844 Kathol., 1 Akathol., 19 Juden. Die Summe beträgt demnach: 1 Archidiaconat, 1 Probstei, 8 Decanate, 173 Pfarreien und 1 Expositur; 484.314 Katholiken, 26.831 Akatholiken, 7324 Juden und 9 Confessionslose. Vorwiegend deutsch sind im Vicariate Pilsen 5 Pfarreien mit 18.399 Katholiken, 44 Akatholiken, 196 Juden, im Vicariat Mies 2 Decanate und 1 Pfarrei mit 8.608 Katholiken, 7 Akatholiken, 127 Juden, im Vicariat Kraloviz die Pfarrei Netschetin mit 2.859 Katholiken, 2 Akatholiken, 77 Juden, im Vicariate Ludiz die Pfarrei Tyß mit 588 Katholiken, 17 Juden, im Vicariate Rakovník die Pfarrei Raunowa mit 1258 Katholiken, 45 Juden; Summe: 2 Decanate, 9 Pfarreien, 31.712 Katholiken, 53 Akatholiken, 462 Juden. Mit deutschen Minderheiten sind im Vicariate Kraloviz 1 Decanat und 1 Pfarrei mit 3.805 Katholiken 1 Akatholiken, 22 Juden, das Archidiaconat Pilsen mit 38.864 Katholiken, 254 Akatholiken, 2.332 Juden; im Vicariate Rakovník 3 Pfarreien mit 10.760 Katholiken, 140 Juden; Summe: 53.429 Katholiken, 255 Akatholiken, 2354 Juden.

Die Leitmeritzer Diöcese wird eingetheilt in 26 Vicariate. Ganz deutsch sind folgende Vicariate: 1. Außig, 2 Decanate und 18 Pfarreien, 71.613 Katholiken, 2.132 Akatholiken, 406 Juden 20 Confessionslose. 2. Bilin, 1 Archidiaconat, 1 Decanat und 17 Pfarreien, 53.988 Katholiken, 425 Akatholiken, 234 Juden, 3. Brüx, 2 Decanat, 15 Pfarreien, 1 Expositur, 45.522 Katholiken, 577 Akatholiken, 749 Juden, 3 Confessionslose, 3. Friedland, 1 Decanat, 16 Pfarreien, 68.386 Katholiken, 3420 Akatholiken, 111 Juden, 33 Confessionslose. 4. Gabel, 1 Decanat, 16 Pfarreien, 55.808 Katholiken, 115 Akatholiken, 79 Juden. 5. Hainzspach 1 Decanat, 16 Pfarreien, 91.512 Katholiken, 1.046 Akatholiken, 122 Juden. 6. Sechnitz, 1 Decanat, 14 Pfarreien, 24.771 Katholiken, 28 Akatholiken, 966 Juden. 7. Raaden, 3 Decanate 13 Pfarreien, 2 Exposituren, 35.037 Katholiken, 86 Akatholiken, 386 Juden, 2 Confessionslose. 8. Ramniz, 1 Decanat und 17

Pfarreien, 65.120 Katholiken, 353 Akatholiken, 85 Juden, 5 Con-
fessionslose. 9. Komotau, 1 Decanat, 19 Pfarreien, 1 Localie,
1 Expositur, 50.851 Katholiken, 301 Akatholiken, 1102 Juden,
1 Confectionsloser. 10. Leipa, 1 Archidiaconat, 1 Decanat,
18 Pfarreien, und 1 Expositur, 54.481 Katholiken, 250 Akatholiken,
806 Juden, 6 Confectionslosen; 11. Saaz, 1 Decanat, 18 Pfar-
reien, 27.065 Katholiken, 84 Akatholiken, 1611 Juden, 10 Con-
fessionslose. 12. Teypliz, 1 Decanat, 18 Pfarreien, 71.726 Ka-
tholiken, 1.271 Akatholiken, 2.023 Juden, 4 Confectionslose. Mit
Ausnahme 2 Pfarreien ist deutsch das Vicariat Ausha; 16
Pforreien, 2 Expositur, 37.166 Katholiken, 206 Akatholiken, 470
Juden, 5 Confectionslose; bis auf 1 Pfarrei das Vicariat G a b l o n z,
8 Pfarreien, 47.748 Katholiken, 250 Akatholiken, 347 Juden,
7 Confectionslose; bis auf 1 Pfarrei und 1 Localie das Vicariat
Hirjberg, 11 Pfarreien, 19.577 Katholiken, 28 Akatholiken,
58 Juden, 1 Confectionsloser. Das Münchengräzer Vica-
riat hat nur 1 deutsche Pfarrei mit 1760 Katholiken. Im Vica-
riate Laun sind als rein deutsch bezeichnet 1 Decanat 7 Pfar-
reien und 1 Expositur mit 14.462 Katholiken, 12 Akatholiken.
571 Juden, das Vicariat Leitmeriz, 13 Pfarreien, 24.726 Katho-
liken, 87 Akatholiken, 238 Juden; das Vicariat Libochowitz mit
5 Pfarreien, 6.841 Katholiken, 16 Akatholiken, 51 Juden; endlich
das Vicariat Reichenberg mit 1 Archidiaconate und 6 Pfarreien,
72.698 Katholiken, 1175 Akatholiken, 716 Juden und 101 Con-
fessionslosen. Das ganze Bisthum hat demnach rein deutsch 2 Ar-
chidiaconate, 18 Decanate, 289 Pfarreien, 3 Localien und 7 Ex-
posituren mit 943.885 Katholiken, 15.076 Akatholiken, 11.860
Juden und 237 Confectionslosen, also mit 970.324 Seelen.

In der Königgräzer Diöcese sind 3 Decanate, 89 Pfarreien
und 2 Localien ungemischt deutsch, mit einer Seelenzahl von
251.481, wovon 248.906 Katholiken, 1.725 Akatholiken, 845 Juden
und 5 Confectionslose. Sämmtliche Kirchsprengel sind deutsch in
den Vicariaten Arnau, Braunau und Trautenau, von den sprachlich
gemischten Vicariaten hat das von Landskron 1 Decanat und
11 Pfarreien deutsch, das Vicariat Hohenelbe 9 Pfarreien, die

Vicariate Grulich und Leitomischl je 8 Pfarreien, das Vicariat Reichenau 7 Pfarreien, das Vicariat Jaroměř 5 Pfarreien und 1 Localie, das Vicariat Politschka 4 Pfarreien, das Vicariat Dpočno 3 Pfarreien, das Vicariat Nachod 1.

In der Budweiser Diöcese sind die Vicariate Hohenfurt, Bergreichenstein und Hoftau rein deutsch, 12 Vicariate haben deutsche Seelsorgestationen, und zwar Oberplan 11, Krummau, Deschenitz und Kaplitz je 9, Winterberg 8, Bischofsteinitz 7, Prachaticz 5, Neuhaus 4, Grazen und Taus je 3 und Ramenitz 1. In allen deutschen Pfarreien leben 210.620 Katholiken*).

In ganzen Böhmen wohnen demnach in rein deutschen Pfarreien 1,950.894 Personen, die Summe der in ungemischt czechischen Pfarreien Lebenden erreicht die Ziffer 3,229.772. Mit czechischen Minderheiten gibt es in der Erzdiöcese Prag 2 Decanate und 8 Pfarreien mit 28.853 Katholiken, 136 Akatholiken und 385 Juden, in der Diöcese Leitmeritz 1 Decanat und 11 Pfarreien mit 50.708 Katholiken, 513 Akatholiken, 575 Juden und 7 Confectionslosen, in der Diöcese Königgrätz 1 Decanat, 7 Pfarreien und 2 Localien mit 31.329 Katholiken, 112 Akatholiken, 196 Juden, in der Diöcese Budweis 17 Beneficien mit 73.204 Katholiken, Summe: 186.028 Seelen. Die Pfarreien mit deutschen Minderheiten haben eine Einwohnerzahl von 275.890. Nicht dazu gerechnet sind 17 Prager Pfarreien mit einer aus Czechen und Deutschen gemischten Bevölkerung.

Die Brüunner Diöcese wird in 7 Archipresbyterate eingetheilt. Von den 57 Pfarreien des Brüunner Archipresbyterates sind nur 4 rein deutsch, nebst diesen noch 3 Localien von 8. Die Seelenzahl beträgt 11.219 Katholiken, 14 Akatholiken, 85 Juden. Unter den 51 Pfarreien und 4 Localien des Jaromeritzer Archipresbyterates sind 8 deutsche Pfarreien mit 12.011 Katholiken, 37 Akatholiken und 232 Juden. Das Archipresbyterat Tglau hat 3 Pfarreien deutsch unter 47 Pfarreien und 11 Localien, mit 4.751 Katholiken, 11 Akatholiken und 33 Juden; das Archipresbyterat Nikolsburg hat 55.490 Deutsche, 54.011 Katholiken, 28 Akatholiken,

*) Die Zahl der Andersgläubigen ist im Katalog nicht angeführt.

1.451 Juden; ganz deutsch ist das Decanat Erdberg mit 9 Pfarreien, beinahe ganz das Decanat Nikolsburg; im Ganzen werden 25 deutsche Pfarreien und 8 deutsche Localien gezählt, die Summe aller Pfarreien des Archipresbyterates ist 52, aller Localien 14. Das Archipresbyterat Austerlitz hat nur 1 deutsche Pfarrei im Butschowitzer Decanate mit 1.890 Katholiken und 1 Juden. Das Archipresbyterat Znaim hat 50 Pfarreien und 16 Localien, davon sind 26 Pfarreien und 10 Localien deutsch, die Zahl der in denselben lebenden Katholiken beträgt 50.444, der A-katholiken 56, der Juden 1.178. Die ganze Diöcese hat also 67 deutsche Pfarreien und 21 deutsche Localien mit 134.326 Katholiken, 146 A-katholiken und 2.978 Juden. Zweisprachig sind 33 Pfarreien mit 159.508 Katholiken, 2.272 A-katholiken, 9.773 Juden. Rein czechisch sind 255 Pfarreien, 39 Localien mit 657.060 Katholiken, 23.284 A-katholiken und 12.415 Juden.

Zur Olmützer Erzdiöcese gehört nebst dem übrigen Mähren auch ein Theil von Schlesien. Von den 8 Archipresbyteraten, in welche die Diöcese getheilt wird, ist keines rein deutsch. Am stärksten sind die Deutschen vertreten, wenn wir zunächst nur Mähren ins Auge fassen, in den Archipresbyteraten Mügglitz und Sternberg. In ersterem sind 37 Pfarreien und 9 Curatien, in letzterem 36 Pfarreien und 13 Curatien ungemischt deutsch. Im Archipresbyterat Mügglitz hat das Decanat Schönberg 10 deutsche Pfarreien und 2 deutsche Curatien, nebst 4 nicht rein deutschen Kirchengemeinden, das Decanat Mährisch-Trübau unter 10 Pfarreien 9 deutsche, das Decanat Goldenstein 7 deutsche Pfarreien und 5 Curatien, das Decanat Zwittau unter 8 Pfarreien 7 deutsche, das Decanat Schildberg 2 deutsche Pfarreien und 2 deutsche Curatien, das Decanat Mügglitz 2 deutsche Pfarreien.

Im Archipresbyterate Sternberg ist rein deutsch das ganze Decanat Römerstadt mit 10 Pfarreien und 2 Curatien, ferner sind deutsch 7 Pfarreien und 4 Curatien des Decanates Bautsch (nur 2 Kirchengemeinden dieses Decanates sind nicht rein deutsch), 7 Pfarreien des Decanates Sternberg, rein deutsch ist auch das Decanat Hof mit 6 Pfarreien und 5 Curatien, während von den

11 Pfarreien des Decanates Mährisch-Neustadt nur 5 deutsch sind. Ganz deutsch ist das zum Archipresbyterate Troppau gehörende Decanat Hohenploh mit 11 Pfarreien. Das Decanat Neutitschein hat unter 14 Seelsorgestationen nur 4 rein deutsche. Die ganze Diöcese zählt 94 deutsche Pfarreien und 30 deutsche Curatien mit 279.870 Katholiken, 2.032 Apatholiken und 991 Juden. Ungemischt czechisch sind 274 Pfarreien und 40 Curatien mit 765.337 Katholiken, 32.352 Apatholiken und 13.989 Juden. Vorwiegend, aber nicht rein deutsch 25 Pfarreien, 1 Curatie mit 102.608 Katholiken, 308 Apatholiken, 2.206 Juden, czechisch mit deutschen Minderheiten 29 Pfarreien, 3 Curatien mit 132.493 Katholiken, 721 Apatholiken und 4.929 Juden. In ganz Mähren gibt es demnach 161 deutsche Pfarreien und 51 Localien mit 414.196 Katholiken, 2.178 Apatholiken und 3.969 Juden, czechisch sind 529 Pfarreien, 79 Localien mit 1.422.397 Katholiken, 55.642 Apatholiken und 26.440 Juden. Wenn wir diese Resultate mit denen der Volkszählung vergleichen, so erscheint auffällig, daß — nur die sprachlich ungemischten Kirchengemeinden in's Auge gefaßt — die Bevölkerungszahl der deutschen um 208.554 Personen, die der czechischen nur um 6.867 gegen die dort angegebenen Zahlen zurückbleibt. Nun wohnen allerdings die Deutschen in Mähren verhältnismäßig mehr vermischt mit der czechischen Bevölkerung, als die Deutschen in Böhmen, sie bilden vor allem in den meisten Städten heute noch einen Theil der Bürgerschaft, allein der alleinige Grund der oben angeführten Erscheinung dürfte das nicht sein. Weil sie sich nicht immer und überall energisch auf ihre nationalen Rechte steifen, bleiben sie in mancher Hinsicht selbst dort, wo sie ganz beachtenswerte Minderheiten bilden, unberücksichtigt. So hat z. B. die Stadt Ungarisch-Gradiß eine deutsche Bevölkerung von 1.898 Seelen, trotzdem gilt die Pfarrei dieser Stadt als eine rein czechische. Der Gerichtsbezirk Mährisch-Ostrau weist nach der Volkszählung 5.761 Deutsche und 21.918 Czechen, es existirt jedoch im ganzen Bezirke keine Pfarrei, welche als gemischtsprachig bezeichnet wäre, alle gelten für rein czechisch. Ebenso verhält es sich mit den Gerichtsbezirken Eibenschitz mit 2.164 Deutschen, Gaya mit 2.132 und Brerau mit

1.800 Deutschen. Vielleicht erklärt sich hieraus, warum sich schon einigemal Schwierigkeiten boten, für jene Schulen Religionslehrer zu bestellen, welche vom deutschen Schulvereine gegründet wurden.

Die Osmüger Erzdiöcese erstreckt sich auch über einen Theil von Schlesien. Ganz deutsch ist das Decanat Freudenthal und, mit Ausnahme einer Pfarrei, das Decanat Jägerndorf. Die Zahl der Pfarreien beträgt 31, der Curatien 8, dazu kommen noch 5 Dörfer, welche mit Gemeinden in Mähren kirchlich vereinigt sind. Katholiken sind 86.334, Apatholiken 6.237, Juden 410 in diesen deutschen Kirchsprengel. Als deutsch-czechisch gelten 7 Pfarreien mit 49.360 Katholiken, 478 Apatholiken, 1.344 Juden, als czechisch-deutsch 4 Pfarreien mit 8.678 Katholiken, 9 Apatholiken, 31 Juden. Ungemischt czechisch sind 17 Pfarreien und 2 Curatien mit 46.238 Katholiken, 37 Apatholiken und 266 Juden. Das übrige Schlesien gehört zur Breslauer Diöcese und bildet das Generalvicariat von Teschen, dem die Commissariate Teschen und Neisse unterstehen. Das Commissariat Neisse umfaßt die Archipresbyterate Freiwaldau, Johannisberg, Weidenau und Zuckmantel mit 26 Pfarreien und 7 Localien. Das Teschner Commissariat zerfällt in die Decanate Bielig, Freistadt, Jablunkau, Karwin, Teschen, Schwarzwasser und Skotschau.

Luthers Lehre fand in unseren Ländern frühzeitig Eingang und schnell eine ganz außerordentliche Verbreitung. Bekannte sich doch z. B. im Jahre 1609 kaum ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Böhmens noch zur katholischen Kirche. Das entschiedene Übergewicht hatte das protestantische Bekenntnis zur Zeit Maximilians II. gewonnen. Eine große Anzahl Städte hatte sich dem neuen Bekenntnisse zugewandt und dasselbe auch in den Dörfern eingeführt, wo sie das Collaturrecht besaßen. Andere Dörfer waren aus eigener Initiative oder in Folge des Glaubenswechsels ihres Grundherren protestantisch geworden, denn auch viele Adelige hatten sich der evangelischen Kirche angeschlossen. Die deutsche Bevölkerung, welche zur Zeit Hufens die treueste Anhänglichkeit an die katholische Kirche bewiesen hatte, war jetzt, schnell entschlossen, fast ohne Ausnahme aus ihr geschieden, denn von Deutschland war die neue

Lehre gekommen, eine Menge deutscher Prediger und Lehrer verkündete sie, und sie hielt sich frei von jeder Trübung und Verwilderung durch nationalen Fanatismus. Wie schnell und großartig die Erfolge der evangelischen Prediger waren, davon nur ein Beispiel: Im Jahre 1522 kam Paul Sperden (Speratus) nach Jglau, der einst so eifrigen Katholikenstadt Mährens, und in einem Jahre wurde die ganze Stadt protestantisch. Der Protestantismus errang bald auch die Oberhand auf dem Felde des Unterrichtes und der Litteratur. Das Schulwesen besserte sich wesentlich, zwischen unseren Ländern und dem protestantischen Deutschland knüpften sich die Bande der innigsten geistigen Wechselbeziehung, kunstsinige Fürsten, worunter vor allem Rudolf II. und große Gelehrte, wie der Däne, Tycho de Brahe, und der Deutsche, Johann Kepler, führten eine Epoche großer geistiger Regsamkeit herbei. Die Geschichte des Majestätsbriefes (1609), der Sperrung der protestantischen Kirchen in Klostergrab und Braunau auf Befehl der Grundherren, des Erzbischofes von Prag und des Abtes von Brevnov, endlich des Prager Fenstersturzes ist bekannt genug, waren ja doch diese Vorfälle das erste Wetterleuchten jenes furchtbaren Sturmes, der dreißig Jahre lang zerstörend und vernichtend über Deutschlands Gaue brauste. Die Stände Schlesiens hatten sich schon im Jahre 1609 mit den Böhmen zu gegenseitiger Hilfe verbunden. Auf dem verhängnisshweren Conföderationslandtage in Prag (1619), welcher die Absetzung Ferdinands beschloß und Friedrich von der Pfalz zum Könige kürte, waren auch Mähren, Schlesien, die Lausitz und die Pfalz vertreten. So hatten denn unsere Länder sogar einen protestantischen Herrscher, doch dessen Herrlichkeit währte nur sehr kurze Zeit. Wie Besonnenheit und weise Mäßigung Friedrich in allen Stücken fehlte, so auch in religiösen Dingen. Sein calvinistischer Puritanismus duldete, ja billigte die Plünderung der Gotteshäuser, so vor allen des Prager Domes, weil er gründlich mit allem „abgöttischen Wesen“ aufzuräumen gedachte. Um so größer mußte der Jubel der in ihren religiösen Gefühlen tief verletzten Andersgläubigen über den Ausgang der Schlacht am weißen Berge sein. Nun kam eine unsägliche

harte Leidensperiode für die Protestanten in unseren Ländern. Mit der gewaltsamen Unterdrückung des Protestantismus wurde auch das reich entwickelte Städterwesen, das deutsche Bürgerthum auf das Schwerste geschädigt. Die Städte stellten das größte Contingent zu jenen Tausenden und aber Tausenden von Exulanten, durch deren zähe Arbeitskraft und unermüdlischen Gewerbsfleiß das benachbarte Sachsen, die brandenburgisch-preußischen Lande, der ganze Norden Deutschlands volkswirthschaftlich gestärkt und gehoben wurden. Nicht ganz durchgreifend war die Gegenreformation in Schlesien. Die Befenner des Protestantismus waren hier zu zahlreich, ihr Ersatz durch katholische Bevölkerung nicht wohl möglich, auch konnte die Verwendung Sachsens für die Protestanten dieses Landes nicht ganz unbeachtet gelassen werden. Zwar war die Stadt Teschen im Jahre 1675 bereits ganz katholisch, doch erhielt sich der Protestantismus auf der Herrschaft Bielitß, wo der Graf von Sunnegh, der selbst evangelisch war, seine Unterthanen und die Stadt nach Kräften in ihrem Glauben schützte, ebenso gelang es in dem gebirgigen Theile des Fürstenthumes nicht, die lutherische Lehre ganz auszurotten, heimlich kamen Seelsorger („Buschprediger“), welche in entlegenen Hütten oder sonst versteckten Orten predigten und das Abendmahl spendeten, oder Schulmeister, welche die Postille vorlasen. Auch im Troppauschen glückte das Werk der Gegenreformation keineswegs vollständig, wenn auch besser, als im Teschnischen, am starrsten und unbeugsamsten gegen alle Bekehrungsversuche, die auch hier nicht in gerade milder Form angestellt wurden, bewiesen sich die Unterthanen der Herrschaft Gotschdorf. Unter Josef I. und Karl VI. ließ die frühere Härte der Religionsbedrückung nach. Im Alt-ranstädter Vertrag (22. August 1707) verbürgte der Kaiser die confessionellen Rechte der schlesischen Protestanten trotz des abmahnenden Breves des Papstes, durch Keceß vom 8. Februar 1709 gestattete er den evangelischen Ständen des Herzogthumes Teschen eine von den sechs bewilligten Gnadenkirchen zu erbauen. Allein alle Bexationen hörten damit keineswegs auf, sie dauerten, wenn auch viel schwächer, ununterbrochen fort, bis der freisinnige und

duldsame Kaiser Josef II. durch sein am 30. October 1781 erlassenes Toleranzcircular der „dominanten“, d. h. der katholischen Religion lediglich den Vorzug der öffentlichen Glaubensübung zuerkannte, den Katholiken also nur die Errichtung privater Bethäuser außer dort, wo es schon anders war, gestattete, aber die Verwaltung der Sacramente und die Ausübung des Gottesdienstes freigab und die Evangelischen zum Bürger- und Meisterrechte, zu academischen Würden und zur Beamtenlaufbahn unbedingt zuließ.

Gewiß waren an einigen Orten, trotzdem sich äußerlich jedermann notgedrungen zum Katholicismus bekannte, die alten protestantischen Traditionen nicht ganz erloschen. Deshalb nahm man z. B. im Ruhländchen später (um 1720—1724) das Herrnhuthethum willig auf. Heute hat die Bezirkshauptmannschaft Neutitschein 3000 Protestanten.

Die volle Freiheit in ihren Religionsangelegenheiten und Gleichberechtigung mit den Katholiken erhielten die Evangelischen erst durch das Patent des jetzt regierenden Kaisers, Sr. Majestät Franz Josef I., vom 8. April 1861.

Es ist leicht erklärlich, warum die deutschen evangelischen Gemeinden fast durchgängig des Augsburgischen Bekenntnisses sind. Luthers Lehre faßte, wie erwähnt, schon zur Zeit des Auftretens des großen Reformators festen Fuß in unseren Ländern, ferner waren Prediger am leichtesten aus dem benachbarten Deutschland zu berufen, wie überhaupt diese Nachbarschaft und die Vermehrung, welche die protestantischen Gemeinden durch Einwanderungen aus Deutschland erfahren, für die Entwicklung und Erstarbung der evangelischen Kirche in unseren Ländern von besonderer Wichtigkeit sind.

Fast überall bilden die Protestanten nur einen unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung, die überwiegende Majorität in einer einzigen Bezirkshauptmannschaft, nämlich in der von Misch in Böhmen; hier sind nach der Volkszählung 72·04% evangelisch und 27·6% katholisch, es wurden 23.220 Evangelische Augsburger Confession und 8.931 Römisch-katholische gezählt. Das Gebiet von Misch, in der

nordwestlichen Ecke Böhmens, wurde erst 1770 und 1771 Böhmen wirklich einverleibt. Die Herrschaft Aisch war ursprünglich ein reichsunmittelbares Gebiet. Reformirt wurde sie zur selben Zeit wie Sachsen, bis zum Jahre 1775 galt auch das sächsische Kirchenrecht und stand das Gebiet unter dem Dresdener Consistorium, erst im erwähnten Jahre ward ein eigenes evangelisches Consistorium für dasselbe begründet. Jetzt ist Aisch Sitz einer Superintendentur. Die zweite Superintendenz Augsburger Confession in Böhmen zerfällt in ein westliches und in ein östliches Seniorat. Ersteres ist deutsch, letzteres czechisch. Nur über dieses westliche Seniorat ist es hier möglich, genaue Daten aus der jüngsten Zeit anzuführen. Es gehören zu ihm 17 Gemeinden, nämlich Aussig an der Elbe, Bodenbach-Letschen, Eger, Fleißen, Gablonz an der Neiße, Görkau-Rotenhaus mit Brüx, Haber mit Haida, Hermannseifen, Karlsbad, Komotau, Marienbad, Pilsen, Prag (deutsche Gemeinde), Reichenberg, Rosendorf, Rumburg, Teplitz. Die Seelenzahl betrug zu Ende des Jahres 1882 19.021. Nach dem uns zugekommenen Ausweise ist gegen das Jahr 1881 eine Vermehrung der Seelenzahl um 2.155 erfolgt. Geboren sind worden 574, gestorben sind 483, die Zahl der Geburten übertrifft also die der Sterbefälle um 91, übergetreten sind 41 Personen, ausgetreten 9, das gibt also eine Vermehrung um 32, dazu gerechnet 91 = 121, da aber der Zuwachs 2.155 Personen betragen soll, so müssen 2.034 Protestanten eingewandert sein im Laufe des Jahres 1882. Dieser Zuzug mußte selbstverständlich vor allem aus Deutschland erfolgt sein. Den größten Zuwachs weisen auch thatsächlich neben Prag die Industrieorte Nordböhmens auf. So ist die protestantische Gemeinde Reichenberg um 545, Teplitz um 491, Görkau mit Brüx um 155, Rumburg um 126, Komotau um 94, Prag um 500 Seelen stärker geworden. Die Vermehrung der Gemeinde Haber mit Haida ist in dieser Tabelle nicht angegeben, sie fehlt also auch bei der Gesamtsumme. Ein Rückgang der Seelenzahl ist nur verzeichnet in den Gemeinden: Fleißen, nämlich um 100 und Bodenbach-Letschen um 5 Personen. Der Prager deutschen evangelischen Gemeinden gehören 3.500, der Reichen-

berger 2.045, der Teplitzer 1.891, der Gemeinde Fleißen 1.350, Rumburg 1.292, Auffig 1.220, Eger 1.200, Hermannseifen 1.038, Komotau 1000, Karlsbad 900, Haber mit Haida 749, Görkau mit Brüx 730, Pilsen 671, Bodenbach-Tetschen 525, Gablonz 517, Rosendorf 240, Marienbad 153 Seelen an. Das böhliche (czechische) Seniorat hat 14 Gemeinden mit 12.068 Seelen.

In Mähren leben, nach den Ausweisen der Volkszählung, 22.506 Evangelische Augsburgischer und 35.159 helvetischer Confession. In den Städten Jglau und Znaim, ferner in den Gerichtsbezirken Mügltz, Mährisch-Neustadt, Mährisch-Trübau, Zwittau, Fulnek, Mikolzburg, Altstadt, Schönberg, Wiesenburg, Hof, Liebau, Sternberg, Frain, Joslowitz, wo überall wenigstens 2 Drittheile der Bevölkerung deutsch sind, wurden 2.256 Protestanten Augsburgischer und 165 helvetischer Confession gezählt. Nahezu 2 Drittheile der Bevölkerung sind deutsch in der Stadt Olmütz mit 224 Evangelischen Augsburgischer und 64 helvetischer Confession und im Gerichtsbezirke Znaim (Umgebung) mit 38 Augsburgischer und 14 helvetischer Confession. Über die Hälfte deutsch sind die Städte Brünn und Ungarisch-Gradisch und die Gerichtsbezirke Schilberg und Neutitschein. Zum evangelisch-Augsburgischen Bekenntnis gehören 2.823, zum helvetischen 274 Personen. Die Gerichtsbezirke Ausspitz, Datschitz, Jannitz, Hohenstadt und Kromau, in denen mehr als ein Drittheil, aber weniger als die Hälfte der Bevölkerung deutsch ist, hatten 958 Evangelische Augsburgischer Confession und 1.670 helvetischer Confession.

In Schlesien sind in der Stadt Bielitz nach den Angaben der Volkszählung 5.049 Personen Augsburgischer Bekenntnisses, in der Stadt Troppau 387, helvetischen Bekenntnisses in beiden Städten nur 38, in der Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau 312, in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal 1.123, in der von Jägerndorf 5.191, in den Gerichtsbezirken Odrau und Wigstadt 47 Protestanten Augsburgischer Confession, das gibt für das ganze geschlossene deutsche Sprachgebiet 12.209, dem helvetischen Bekenntnisse gehören nur 62 Personen an. Im Gerichtsbezirke Teschen, welcher 7.536 zum allergrößten Theile in der Stadt Teschen

lebende Deutsche unter 49.959 Einwohnern zählt, sind 21.911 Protestanten Augsburgischer Confession. In der Stadt Teschen ist auch die evangelische Superintendentur Augsburgischer Confession für Mähren und Schlesien. Der Gerichtsbezirk Bielitz (Umgebung) hat 9.199, Wagstadt 42 Angehörige der Augsburgischer Confession. Mehr als ein Drittel aller Einheimischen ist in diesen Bezirken deutsch. Die helvetische Confession hat in unseren Ländern fast nur unter der czechischen Bevölkerung Anhänger.

Die mährisch-schlesische Superintendentur Augsburgischer Confession wird gebildet von dem schlesischen Seniorat Golešchau (mit 19 Gemeinden und 82.107 Seelen), den mährischen Senioraten Brünn (mit 6 Gemeinden, 4.877 Seelen) und Zauchtel (mit 10 Gemeinden, 16.885 Seelen). Die Zahl der Geburten betrug im Jahre 1882 3987, der Sterbefälle 3603, die Zahl der zu dieser Confession Übergetretenen 59, der Ausgetretenen 53.

Die Zahl der Israeliten beträgt nach der Volkszählung in Böhmen 94.449 (1.7% der Gesamtbevölkerung), in Mähren 44.175 (2.05%), in Schlesien 8.580 (1.52%). In 66 Gerichtsbezirken Nordböhmens und in 8 des Böhmerwaldes sind über 90% der Bevölkerung deutsch, zur mosaischen Religion bekennen sich in den genannten nördlichen Bezirken 16.763, in denen des Böhmerwaldes 1.043 Personen, Summe: 17.806. In den 6 Gerichtsbezirken, welche zwischen 80 und 90% Deutsche haben, wohnen 1.315 Juden, in den 4 Gerichtsbezirken mit zwischen 60 und 80% Deutschen 833, in den 5 Gerichtsbezirken, welche zwischen 50 und 60% Deutsche haben, 590.

Mähren hat nur 10 Gerichtsbezirke, wo der Percentsatz der Deutschen höher als 90 ist. In diesen wurden 2.869 Israeliten gezählt. Die Städte Znaim und Jglau und der Gerichtsbezirk Fraim haben über 80% der Bevölkerung deutsch mit 2.473 Juden. Zwischen 60 bis 80% der Einwohner sind deutsch in den Städten Brünn und Olmütz, ferner in 5 Gerichtsbezirken. Hier leben 8.325 Juden; endlich 566 in der Stadt Ungarisch-Gradišch und in den zwei Gerichtsbezirken Reutitschein und Schildberg, deren Bevölkerung zur größeren Hälfte aus Deutschen besteht.

Im deutschen Gebiete Schlesiens wohnen etwas über 4000 Juden.

Die Schulen scheiden sich in unseren Ländern im Allgemeinen streng in deutsche und slavische, doch haben Mähren und Schlesien noch mehrere zweisprachige Volksschulen, aber auch deren Zahl verringert sich von Jahr zu Jahr. Früher versuchte man es häufiger mit utraquistischen Schulen, allein schon die pädagogischen Erfahrungen, welche man mit ihnen machte, mußten von diesen Versuchen abmahnen, ganz unmöglich scheinen sie in Zeiten, wo sich die Nationalitäten so schroff gegenüberstehen, wie eben in unseren Tagen. Die nationalen Sonderstrebungen führten auch eine Trennung der alten, hochberühmten Universität Prags in eine deutsche und eine czechische herbei. Ob die Folgen dieser Theilung nicht für die Hochschule überhaupt oder vielleicht nur für diejenige der einen Nationalität sich verhängnißvoll gestalten, kann erst die Zukunft lehren, denn noch ist der Proceß nicht abgeschlossen. Für die Deutschen Böhmens ist die Prosperität der deutschen Universität in Prag geradezu eine nationale Lebensfrage. Nicht allein in Prag wäre es dem Deutschthume unmöglich, sich ferner zu behaupten, wenn die deutsche Universität sich jemals nicht in allen ihren Lebensäußerungen als eine vollkommen ebenbürtige Schwester der anderen deutschen Universitäten Oesterreichs oder Deutschlands erweisen würde, sondern das ganze Deutschthum würde dadurch moralisch so tief erniedrigt, daß das bloß numerische Übergewicht der Czechen alsogleich zu einem in jeglicher Hinsicht erdrückenden für die Deutschen werden müßte.

Die Zahl der Docenten an der deutschen Karl Ferdinands-Universität beträgt 107. An der theologischen Facultät wirken 8 ordentliche Professoren, 1 Privatdocent und 2 andere Lehrer, an der rechts- und staatswissenschaftlichen 9 ordentliche, 2 außerordentliche Professoren und 3 Privatdocenten, an der medicinischen 12 ordentliche, 10 außerordentliche Professoren und 15 Docenten, an der philosophischen 22 ordentliche, 7 außerordentliche Professoren, 11 Docenten und 5 Lectoren. Ordentliche Hörer waren im Sommersemester 1883 inscribirt: an der theologischen Facultät 213, an der rechts- und

staatswissenschaftlichen 405, an der medicinischen 517, an der philosophischen 93, Summe 1.228; Pharmaceuten 51, außerordentliche Hörer: an der theologischen Facultät 1, an der rechts- und staatswissenschaftlichen 106, an der medicinischen 20, an der philosophischen 58. Das gibt im Ganzen die Summe von 1.464 Hörern; aus Böhmen waren 1.239, aus den übrigen Ländern der diesseitigen Reichshälfte 138, aus den Ländern der ungarischen Krone 41, aus Deutschland 21, sonstige Ausländer 25. Die Universitätsbibliothek gehört zu beiden Universitäten. An wissenschaftlichen Instituten hat a) die medicinische Facultät: 1. das anatomische, 2. das histologische, 3. das pathologisch-anatomische, 4. das physiologische, 5. das medicinisch-chemische, 6. das Institut für experimentelle Pathologie, 7. das zoochemische, 8. das gerichtlich-medicinische, 9. das pharmakologische, 10. das thierärztliche, ferner 12 Kliniken, u. z. 2 medicinische, eine propädeutische, eine chirurgische, eine Augenklinik, eine geburtsärztliche für Ärzte, eine gynäkologische, eine für Dermatologie und Syphilis, eine otiatriche, eine medicinische Poliklinik, eine Kinderklinik, eine paediatrische, b) die philosophische Facultät: 1. die Sternwarte, 2. den botanischen Garten, 3. das pflanzen-physiologische, 4. das physikalische Institut, 5. das mathematisch-physikalische Cabinet, 6. das chemische Laboratorium, 7. das mineralogische, 8. das geologische, 9. das zoologische Institut, 10. die archäologische Sammlung, 11. die Lehrmittelsammlung für Kunstgeschichte, 12. die Sammlung geographischer Lehrmittel, 13. das philologische Proseminar, dann 7 Seminarien, ein philologisches, ein historisches, eines für deutsche Philologie, ein mathematisches, eines für französische und englische Sprache, ein pädagogisches und ein philosophisches.

Deutsche technische Hochschulen gibt es eine in Prag, die zweite in Brünn.

An der Prager deutschen Technik unterrichten: 14 ordentliche Professoren und 1 außerordentlicher, 4 Supplenten, 4 honorirte und 5 Privat-Dozenten, 5 Lehrer im engeren Sinne; an der Brüunner: 16 ordentliche, 2 außerordentliche Professoren, 2 honorirte und 6 Privat-Dozenten, 1 Adjunkt und 1 Lehrer. Die Prager

deutsche Technik hatte 335 ordentliche, 34 außerordentliche Hörer, von denen 230 deutscher 127 czechischer Nationalität waren, die Brünnener Technik etwa 120 Hörer, wovon nur gegen ein Drittel theil Czechen.

Das Studentenleben zeigt ganz ähnliche Erscheinungen, wie überall an deutschen Hochschulen. Der größere Theil der Studentenschaft nimmt am studentischen Vereinsleben regen Antheil. Dieses Vereinswesen ist eine historische Eigenart des deutschen Universitätslebens, es hat zumal in den Burschenschaften sich eine Form geschaffen, welche nicht in die allgemeine Schablone der Vereine paßt, sondern nur dem deutschen Studententhume eignet. Daß sich damit zugleich ein gut Stück echter und gesunder Poesie im deutschen Studentenleben erhält, wird keiner, der billig und nicht oberflächlich urtheilt, leugnen. Wer behauptet, daß durch diese Vereine die deutschen Studenten zuviel von ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Studium, abgezogen würden, muß consequent verlangen, daß überhaupt die den deutschen Universitäten eigenthümliche Lehr- und Lernfreiheit aufgehoben werde und ein ähnlicher Zwang wie an den Mittelschulen an ihre Stelle trete. Wem das bloße Brotstudium das Höchste und allein Wichtige zu sein scheint, der wird allerdings eine solche Forderung im Ernste vertreten, aber gewiß nicht derjenige, welcher es als Aufgabe der Universitätsjahre betrachtet, daß der Jüngling nicht allein zu einem Staatsexamen gedrillt, sondern für das öffentliche Leben überhaupt vorbereitet, zur Selbstständigkeit und Charakterfestigkeit herangebildet werde. Dazu tragen die studentischen Vereine bei. Die Mitglieder derselben stehen im Allgemeinen zu einander in viel näheren und innigeren Beziehungen, als dies sonst bei Vereinsgenossen der Fall ist, eine tiefere Freundschaft aber bewahrt allein schon vor geistiger Lethargie und Versumpfung; auch bieten diese Vereine den Lehrern manchen Anlaß, ihren Schülern näher zu treten, als es im Hörsaale möglich ist und im ungezwungenen Verkehre mit den Studierenden sich als ihre Berather und Freunde für das Leben zu beweisen. Gerade dieser intimere Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden ist gewiß einer der schönsten Vorzüge der deutschen

Hochschulen. Wenn weiter gesagt wird, der Student werde durch diese Vereine in das Getriebe des politischen Parteiwesens hineingezogen, so kann darauf erwidert werden, daß, wo und wann dies der Fall ist, nicht diese Vereine, sondern die Zeitverhältnisse daran Schuld tragen. Das Gefühl der Liebe und treuen Anhänglichkeit an seine Nation zu hegen und zu pflegen, darf dem deutschen Studenten ebensowenig als eine unerlaubte Theilnahme am politischen Leben gedeutet werden, wie den Studierenden jeder anderen Nationalität. Die verschiedenen Burschenschaften und ähnliche Studentenvereine überragt aber in Prag weit an Bedeutung die „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten“. Sie wurde im Jahre 1848 gegründet und war allezeit der Vereinigungspunkt der gesammten deutschen Studentenschaft der Prager Hochschulen. Die Zahl der wirklichen Mitglieder belief sich im Schuljahre 1882—1883 auf 579, beitragende Mitglieder waren 19 deutsch-böhmische Städte, 3 Vereine und 148 einzelne Personen, worunter alle Professoren der Prager deutschen Hochschulen. Unter den Ehrenmitgliedern finden sich die gefeiertsten Namen der deutschen Schriftsteller- und Gelehrtenwelt. Die Bibliothek zählte im Februar 1883 20.678 Bände; dazu kam noch das Legat Dr. Spielmanns, bestehend aus mehr als 1.200 medicinischen Werken. In der Lesehalle lagen 323 Zeitschriften auf, 214 wissenschaftlichen, 69 politischen Inhaltes und 40 Unterhaltungsblätter. Die Summe der Einnahmen betrug im Jahre 1882 5.521 fl. 64 kr., der Ausgaben 5.293 fl. 15 kr., der Fondsstand war 3.622 fl. 44 kr., sowie 20.500 fl. Papierrente.

Von den Mittelschulen seien zuerst die Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen in Betracht gezogen*).

Vollständige Gymnasien mit deutscher Vortragssprache sind in Böhmen 18, nämlich 3 in Prag, je eines in Arnau, Böhm-Leipa, Braunau, Brüx, Budweis, Eger, Raaden, Komotau, Krummau, Landskron, Leitmeritz, Mies, Pilsen, Reichenberg, Saaz; Unter-

*) Die Daten sind entnommen der Zeitschrift für die österr. Gymnasien XXXIV., 11, und der für das Realschulwesen VIII., 9.

gymnasien: 2, in Prag-Neustadt und Smichov; Realgymnasien: 2, in Brachatitz und Teplitz. Darunter sind nicht Staatsanstalten nur das Stiftsgymnasium der Benedictiner in Braunau, ferner die Communalanstalten in Brüx, Raaden (Real-Obergymnasium), Komotau und Teplitz. In Mähren sind 10 deutsche Obergymnasien: 2 in Brünn, je eines in Jglau, Kremsier, Mikoltsburg, Olmütz, Trübau, Ungarisch-Grabisch (Real-Obergymnasium), Weißkirchen und Znaim, 3 deutsche Untergymnasien: in Freiberg, Gaha, Trebitsch (mit czechischen Parallelabtheilungen), ferner 2 Landes-Realgymnasien, nämlich in Neustadt und Schönberg. Die Obergymnasien sind sämmtlich Staatsanstalten bis auf das zu Weißkirchen, wo nur das Untergymnasium vom Staate, das Obergymnasium von der Commune erhalten wird. Von den Untergymnasien ist nur das zu Gaha eine Communalchule. Zu bemerken ist noch, daß am slavischen Staatsobergymnasium in Walachisch-Meseritz noch im Jahre 1882/3 deutsche Parallelclassen im Untergymnasium provisorisch bewilligt waren. In Schlesien sind 4 Obergymnasien, nämlich in Bielitz, Teschen, Troppau und Weidenau, 1 Untergymnasium in Freudenthal, sämmtlich Staatsanstalten.

Die Zahl der deutschen Gymnasien ist in Böhmen seit 10 Jahren unverändert auf 22 geblieben, während die Zahl der czechischen Gymnasien um 7 gewachsen ist, sie beträgt jetzt 30, in Mähren sind 3 Gymnasien mit czechischer Vortragssprache, in Schlesien keines, ein Untergymnasium wird jetzt in Troppau errichtet. In Mähren soll das deutsche Staatsuntergymnasium in Straßnitz aufgelassen werden.

Im Jahre 1882 studierten an den deutschen Gymnasien Böhmens 5.940 Schüler (1872 3.651), Mährens 3.712 (1872 3.037), Schlesiens 1.329 (1872 1.077).

Die Gesamtzahl der Gymnasiasten vertheilte sich in Böhmen auf die Anstalten mit deutscher Vortragssprache im Jahre 1873 mit 43·6%, im Jahre 1882 mit 36·8%, nach der Volkszählung sind, wie erwähnt, 37·16% der Bevölkerung in Böhmen deutsch. Czechischer Nationalität waren im Jahre 1873 7.619 Gymnasiasten,

im Jahre 1882 14.473, ihre Zahl ist also um 89·9% gestiegen. An den deutschen Gymnasien Böhmens studierten im Jahre 1873 3.030 Deutsche, 592 Czechen, 29 andere, im Jahre 1883 5.020 Deutsche, 903 Czechen und 17 andere; an den czechischen Gymnasien im Jahre 1873 225 Deutsche, 4.486 Czechen, 16 andere, im Jahre 1882 125 Deutsche, 10.058 Czechen und 11 andere. Die Zahl der Schüler czechischer Nationalität an deutschen Anstalten ist also in unzweifelhafter Zunahme, die Zahl deutscher Schüler an czechischen Anstalten in Abnahme begriffen. An den deutschen Gymnasien waren im Jahre 1882 15 Procent der Schüler czechisch, an den czechischen nur 1·2 Procent deutsch, im Jahre 1873 war das Verhältnis 16·2% zu 4·8%.

In ganz Osterreich entfällt auf je 129 Israeliten, 333 Evangelische, 490 Katholiken und 929 orientalische Griechen ein Gymnasiaft der bezüglichen Confession. Ganz außerordentlich ist also der Antheil der Israeliten. Ihr Frequenzantheil betrug im Jahre 1873 11·4, im Jahre 1882 14·4%. In Böhmen kommen an czechischen Anstalten nur wenig Israeliten vor, sie haben eine entschiedene Vorliebe für deutsche Schulen. Im Jahre 1873 waren an den Gymnasien Böhmens 713 Israeliten und 2.938 Christen, im Jahre 1882 1.437 Israeliten und 4.503 Christen, an czechischen Gymnasien 1873 290 Israeliten und 4.437 Christen, 1882 393 Israeliten und 9.801 Christen, an den deutschen Gymnasien haben sich demnach die Israeliten um 101 Procent, an den Gymnasien mit czechischer Vortragssprache nur um 35 Procent innerhalb des letzten Decenniums vermehrt. In den Städten, wo deutsche und czechische Anstalten neben einander bestehen, ziehen die Israeliten die deutschen Anstalten vor. In Prag waren an den deutschen Gymnasien unter 1.521 Schülern 700 Israeliten, an den czechischen unter 2.411 Schülern nur 21, in Budweis an dem deutschen Gymnasium unter 339 Schülern 88 Israeliten, an dem czechischen unter 489 Schülern nur 1 Israelite; in Pilsen an dem deutschen Gymnasium unter 555 Schülern 223 Israeliten, an dem czechischen unter 490 Schülern nur 1 Israelite. Diese Zahlen beweisen zugleich, wie unbegründet die Meinung ist, daß

die Israeliten daran denken, wo die Bevölkerung sprachlich gemischt ist, sich allmählich ganz den Tschechen anzuschließen.

Im Schuljahre 1883—84 sind an den deutschen Gymnasien Böhmens (die Oberrealclassen an Realgymnasien abgerechnet) 6.100, Mährens 3.813, Schlesiens 1.375 Schüler aufgenommen worden, an den czechischen Anstalten Böhmens 11.054, Mährens 2.424, es sind somit in Böhmen 35·57% der Gymnasiasten an deutschen, 64·43% an czechischen Anstalten, in Mähren 61·13 und 38·86%. Ganz verschieden davon gestaltet sich das Verhältnis der Realschüler. An den deutschen Realschulen Böhmens sind 2.419 Schüler, an den czechischen 2000, in Mähren haben die deutschen Realschulen 2.460, die czechischen nur 673 Schüler. In Schlesien sind sämtliche Realschulen deutsch. Sie werden besucht von 898 Schülern.

Deutsche Oberrealschulen sind in Böhmen in: Budweis, Elbogen, Karolinenthal, Leipa, Leitmeritz, Prag (2) und Trautenau. Von den Communen werden erhalten die Anstalten in Leipa und Leitmeritz und die Oberrealclassen in Elbogen, alle übrigen Anstalten sind staatlich.

In Mähren sind Oberrealschulen mit deutscher Vortragssprache in: Brünn (2), Jglau, Kremsier, Reuttschein, Ostrau (wo erst in diesem Schuljahre die 5. Classe eröffnet wurde), Proßnitz und Znaim; Unterrealschulen, sämtlich Landesanstalten, in Aupitz, Römerstadt und Sternberg. Staatsanstalten sind eine Realschule in Brünn und diejenige in Olmütz, für die anderen sorgt das Land.

Die vier Oberrealschulen Schlesiens, nämlich in Bielitz, Jägerndorf, Teschen und Troppau, sind alle deutsch und in der Verwaltung des Staates. Czechische Realschulen gibt es in Böhmen 7, in Mähren 3. Auffällig ist bei den Realschulen im Allgemeinen die Frequenzabnahme in den letzten Jahren. Sie erklärt sich durch die rasch erblühten Staatsgewerbeschulen und gewerblichen Fachschulen, welche in der früheren Zeit fast alle noch nicht bestanden, ferner durch die Vermehrung der Gymnasiasten. Im Jahre 1877 waren im ganzen Kaiserstaate an den Gymnasien 26.328, an den

Realschulen 21.646, an den Realgymnasien 11.746 Schüler, im Jahre 1882 war die Zahl der Gymnasiasten auf 41.223 angewachsen, dagegen die der Realschüler auf 15.585, der Schüler der Realgymnasien auf 9.068 zurückgegangen. Der percentage Antheil der Religionsgenossen, verglichen zu jenem an der Gesamtbevölkerung, weist für die Monarchie aus: Katholiken 81·44, unter der Bevölkerung 91·35, Evangelische 3·72, unter der Bevölkerung 1·81, Juden 14·25, während sie von der Gesamtbevölkerung nur 4·54% betragen. Auch hier wählen die Anhänger der mosaischen Religion lieber die deutschen, als die czechischen Anstalten. In Böhmen waren im Jahre 1882 unter 2353 Schülern der deutschen Realschulen 464, d. i. 19·71 Procente Juden, unter den 2.258 Schülern der czechischen Realschulen 61, d. i. 2·70 Procente. An den deutschen Realschulen Böhmens sind 28·6% der Schüler czechischer Muttersprache, an den czechischen nur 0·58% deutscher Nationalität. Unter den Realschülern der ganzen Monarchie sind 57 Procente deutsch, (unter der Gesamtbevölkerung 36·7%) und 28·1 Procent czechisch (von der Bevölkerung 23·8%).

Handelsacademien bestehen in unseren Ländern nur zwei, eine mit deutscher, die andere mit czechischer Unterrichtsprache, beide in Prag. Die deutsche wurde im Jahre 1856 errichtet, wird vom Prager Handelsgremium erhalten und war im Schuljahre 1882 von 284 ordentlichen und 3 außerordentlichen Zöglingen besucht.

Von den Staatsgewerbeschulen ist keine über 10 Jahre alt. In sämmtlichen ist die Vortragssprache deutsch. Die älteste ist die Brüinner, gegründet im Jahre 1874, Schülerzahl im Schuljahre 1882 435. Die Reichenberger wurde am 11. October 1875 eröffnet, an der höheren Gewerbe- und Werkmeisterschule waren im genannten Schuljahre 245, an der gewerblichen Fortbildungsschule 109, am Kesselheizer-Curse 38 Schüler. An der Pilsner deutschen Staatsgewerbeschule (errichtet im October 1876) besuchten 133 Schüler die höhere Gewerbeschule, 32 die Werkmeisterschule. Die jüngste Staatsgewerbeschule ist die in Bielez. Sie wurde erst durch Ministerialerlaß vom 28. Juni 1881 in eine vollständige Staatsgewerbeschule umgewandelt.

Deutsche landwirtschaftliche Mittelschulen gibt es 3, eine in Teitschen-Liebwerda, seit 1850 bestehend, mit 85 Zöglingen im Schuljahre 1882, die zweite in Neutitschein, errichtet 1874, mit 181 Schülern, die dritte in Ober-Hermisdorf in Schlesien, gegründet 1869, mit 42 Schülern. Alle drei sind Landesanstalten, desgleichen die beiden czechischen in Tabor und Prerau.

Von den deutschen Forstlehranstalten ist eine in Weißwasser in Böhmen, mit 81 Zöglingen, die andere in Eulenberg in Mähren, mit 44 Zöglingen.

Im Range einer Mittelschule steht auch das deutsche Mädchenlyceum in Prag, gegründet 1874, im Schuljahre 1882 von 271 Schülerinnen besucht.

Deutsche Lehrerbildungsanstalten hat Böhmen 6: in Budweis, Eger, Komotau, Leitmeritz, Prag und Trautenau, mit 948 Candidaten, Mähren 2: in Brünn und Olmütz, mit 285, und Schlesien 3: in Teitschen, Troppau und die evangelische Privat-Lehrerbildungsanstalt in Biesitz, mit 410 Candidaten. Deutsche Lehrerinnenbildungsanstalten sind eine in Prag, die zweite in Brünn, die dritte in Troppau, die Summe der Candidatinnen betrug 302, der Kindergärtnerinnen-Curs wurde von 84 Zöglingen besucht.

Von öffentlichen Volksschulen im strengen Sinne des Wortes ist vor dem Jahre 1770 keine Rede. Die Kloster- und Domschulen des Mittelalters, an deren Seite später noch die Stadtschulen traten, kannten nur die lateinische Unterrichtssprache und waren nicht bestimmt, Kinder aller Bevölkerungsklassen, auch der niedrigsten, in den elementarsten Kenntnissen zu unterweisen*). Kaiser Karls IV. Obforgen für seine Stammländer erstreckte sich auch auf das Schulwesen im Allgemeinen und begnügte sich keineswegs mit der Gründung der Universität. Die Hochschule erhielt, nach französischem Vorbilde, die Oberleitung aller Schulen. Sie schrieb die Lehrbücher vor, bestimmte und überwachte den

*) Vgl. Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Von J. A. Freiherrn von Helfert. Prag 1860.

Gang des Unterrichtes und ernannte die Lehrer der Stadtschulen. Diese mußten, seltene Fälle ausgenommen, das Baccalaureat oder den Magistergrad an der Universität haben und blieben meist nicht dauernd im Lehramte, sondern erhielten nach einigen Jahren ein einträgliches und ehrenvolles Gemeindeamt, oder traten an die Hochschule zurück. Die Schulen strebten aber nicht die gemeine Volksbildung an, sondern waren nur Vorbereitungsanstalten für eine besondere Standesbildung, Vorschulen der Universität. Die unheilvollen Zustände des fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zerrütteten auch das gesammte Schulwesen, erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt die Reorganisation. Unter Kaiser Rudolfs II. Regierung standen die von der Prager Universität geleiteten Schulen in Böhmen und Mähren wieder in solcher Blüthe, wie zur Zeit Karls IV. Die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges vernichteten auch sie, der barbarischen Rücksichtslosigkeit der Gegenreformation fielen die vortrefflichen Schulen der Protestanten zum Opfer, welche in vielen deutschen Städten und Marktflecken Böhmens und Mährens errichtet worden waren, „durch die deutschen Schulmeister werde nur der Kezerei die Thüre geöffnet“. Die katholischen Schulen hatten lediglich die Aufgabe „die Grundsätze der reinen katholischen Lehre einzupflanzen“. Die Drangsale des Erbfolge- und des siebenjährigen Krieges, welche wieder unsere Länder empfindlicher heimsuchten, als die übrige Monarchie, waren der Vervollkommnung und Ausbreitung der Schulen auch nicht förderlich. Erst, als unter Maria Theresia die Staatsverwaltung alles, was auf das Wohl der Unterthanen abzielte, in den Kreis ihrer Fürsorge zu ziehen begann, überließ sie auch das Schulwesen nicht mehr allein der Kirche, den Grundherrschaften und den Gemeinden.

Im Jahre 1774 berief die große Kaiserin den Abt von Sagan in Schlesien Johann Ignaz von Felbiger nach Wien, damit er die Reform des österreichischen Schulwesens in die Hand nehme. Felbiger hatte die gesammten Schulen seines Aufsichtskreises in Schlesien gründlich verbessert, nachdem er die über die Einrichtung evangelischer Schulen in Preußen veröffentlichten Nach-

richten studiert, durch eigene Anschauung die Hecker'sche Realschule und die Einrichtung des Schullehrerfeminars in Berlin kennen gelernt und dort einige junge Männer hatte bilden lassen. Er wurde zum Generaldirector des Schulwesens für die österreichischen Staaten ernannt und schon 1774 wurde die von ihm verfaßte „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämmtlichen k. k. Erbländern“ publicirt. Nach dieser gab es unter der Oberaufsicht und Leitung von Provincial-Schulcommissionen drei Arten von Schulen: 1. Normalschulen in der Hauptstadt jeder Provinz. Sie waren zugleich höhere Real- und Muster Schulen, sowie auch Lehrerbildungsanstalten. 2. deutsche Hauptschulen in größeren Städten, 3. gemeine oder Trivialschulen in allen kleinern Städten, Marktflecken und Pfarrdörfern.

Die Schulcommission für das Königreich Böhmen trat im Frühjahr 1775 zusammen. Oberaufseher des gesammten deutschen Schulwesens in Böhmen und als solcher referirender Rath bei der Schulcommission wurde Ferdinand Kindermann. Sein zweiter hat sich um das deutsche Schulwesen in Böhmen gleich hohe Verdienste erworben. Kindermann war am 27. December 1740 zu Königswalde bei Schluckenau geboren und hatte schon durch seine schulfreundliche Thätigkeit als Pfarrer von Kaplitz, einem Städtchen im Budweiser Kreise, die Aufmerksamkeit der Kaiserin Maria Theresia erregt. Das Studium des braunschweigischen und preussischen Schulreglements und der Felbiger'schen Schriften, ferner eine Reise nach Sagan hatten ihm die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen gegeben, daß er als Reformator des Schulwesens, zunächst im bescheidensten Kreise, bald aber ganz Böhmens, auftreten konnte. Als seine Schule in Kaplitz im Jahre 1773 zu einer Normalschule erhoben wurde, richtete er in ihr zugleich eine Industrieschule ein. In seiner Schrift „Von der Entstehung und Verbreitung der Industrieclassen in den Volksschulen des Königreiches Böhmen“ spricht er sich über die Grundsätze aus, die ihn geleitet; es war vor allen die Überzeugung, daß die Volksschulen, wenn sie auch normalmäßig eingerichtet wären, ihrer Erwartung nicht ganz entsprechen und ihren Endzweck im gemeinen Leben gar

nicht erreichen könnten, wenn sie nicht der Jugend neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen Arbeitsamkeit beibrächten, die arbeitssamsten und industriösesten Leute seien verhältnismäßig doch immer bei allen Nationen die besten moralischen Menschen. Nach seiner eigenen Angabe wurde in Böhmen bald in mehr als 200 Schulen der Industrialunterricht mit dem litterarischen verbunden. Dadurch hob sich der Schulbesuch und nahm die Zahl der Gegner des Schulzwanges ab. Kindermann wurde durch Erhebung in den Ritterstand ausgezeichnet und starb 1801 als Bischof zu Leitmeritz.

Das deutsche Schulwesen war im Gegensatz zum lateinischen entstanden, es sollte so allgemein werden, wie das lateinische gewesen war. Es waren keinerlei Germanisirungsgelüste, sondern die Absicht zu centralisiren, aus den Erbländern allmählich den österreichischen Einheitsstaat zu schaffen, welche die theresianische Regierung bestimmte, dahin zu wirken, daß „der deutschen Sprache durch die Schule der Weg in die Behörden und Ämter, in den öffentlichen Verkehr, in das Haus der höheren Stände gebahnt werde“.

Kaiser Josef II. verordnete, daß nur geprüfte Lehrer angestellt werden durften, und ernannte „Kreis Schulcommissäre“.

Der Vicar der protestantischen Gemeinde zu Brünn, Magister M. Zoller, gründete eine von vielen Handwerksburschen besuchte Sonntagschule, worin Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Erdkunde und Naturlehre ertheilt wurde. Sein Beispiel fand bald allgemeine Nachahmung, ja man gewöhnte sich, die Sonntagschulen für erwachsene Bürgers- oder Landleute als nothwendige Ergänzung der Volksschule anzusehen.

Raum eine gedeihliche Weiterentwicklung kann man die „Politische Schulverfassung“ vom Jahre 1805 nennen, erst das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869 war eine entschiedene und zeitgemäße Fortbildung der von Maria Theresia und Joseph II. begründeten Volksschule. Das Schulwesen wurde in allen seinen Theilen Sache der weltlichen Macht, des Staates, jeder Staatsbürger, sei er welcher Confession immer, der seine Befähigung in gesetzlicher Weise dargethan, darf Unterricht ertheilen und Unterrichtsanstalten gründen, die öffentlichen Schulen sind allen Staats-

bürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich; nebst der allgemeinen Volksschule, welche den Bedürfnissen der weitesten Kreise entsprechen soll, wurde die Bürgerschule in's Leben gerufen für jene Volksklassen, die zwar nicht die Universität oder die technische Hochschule zu besuchen beabsichtigen, aber doch eine über die Volksschule hinausgehende allgemeine Bildung anstreben. Die Schulnovelle vom Jahre 1883 fordert, daß der Leiter einer Volksschule derselben Confession sei, wie die Mehrzahl der Schüler, und die Befähigung zum Religionsunterrichte habe. Ferner ist der Schulbesuch vom 12. bis zum 14. Lebensjahre nicht mehr unbedingt obligatorisch.

Böhmen hat 4.194 Schulgemeinden mit 4.410 allgemeinen Volksschulen, 1.973 mit deutscher, 2.437 mit czechischer Unterrichtssprache*). Im Jahre 1882 wurden in deutschen Schulbezirken 5, in czechischen 15 neue Schulgemeinden errichtet; an Schulclassen wuchsen im genannten Jahre 110 mit deutscher, 275 mit czechischer Unterrichtssprache zu, die Classenzahl an allen Volksschulen betrug 10.406. Von den 1.659 einclassigen Schulen entfielen auf die deutschen Landschulbezirke 860, auf die czechischen 799. Die deutschen Volksschulen wurden von 329.500, die czechischen von 531.783 Kindern besucht (38·25% und 61·75%). Auf die deutschen Landschulbezirke entfielen 316.810, auf die czechischen 5.586, auf die Stadtbezirke 7.104 deutsche Volksschüler, czechische Volksschüler dagegen 520.929 auf die czechischen Landbezirke, 1.530 auf die deutschen und 9.324 auf die Stadtbezirke. In den deutschen Landschulbezirken waren 77 Procent 6—12-jährige, 23 Procent 12—14-jährige, in den czechischen 78 Procent 6—12-jährige und 22 Procent 12—14-jährige. Auf eine Classe mit deutscher Unterrichtssprache kamen im Durchschnitt 74, mit czechischer 89 Kinder. Bürgerschulen gab es im Schuljahre 1881 bis 1882 60 mit deutscher (mit 265 Classen) und 64 mit czechischer Unterrichtssprache (mit 252 Classen). Auf die deutschen

*) Bericht der Schulcommission betr. den Bericht des Landesauschusses über den Zustand des Volksschulwesens in Böhmen für das Jahr 1882.

Bürgerſchulen kamen 9.061 Kinder, und zwar 5.304 Knaben und 3.757 Mädchen, auf die czechiſchen Bürgerſchulen 9.431 Kinder, und zwar 5.154 Knaben und 4.277 Mädchen. Privatſchulen exiſtirten 197 mit deutſcher, 69 mit czechiſcher Unterrichtſprache und 6 utraquiſtiſche. Die deutſchen Privatſchulen wurden von 14.508, die czechiſchen von 7.744 Schülern beſucht. Als die Schule gar nicht beſuchende Kinder wurden in den deutſchen Landſchulbezirken 1.15 Procent, in den czechiſchen 2.9 Procent im genannten Schuljahre ausgewieſen. Am ärgſten ſtand es unter den deutſchen Landſchulbezirken mit dem von Schüttenhofen, wo 8 Procent die Schule nicht beſuchende ſchulpflichtige Kinder waren.

Beachtenswerth ſind die nationalen Verhältniſſe im Schulweſen Prags und ſeiner Vororte *). In der Stadt Prag ſelbſt ſind 6 Bürgerſchulen, 4 czechiſche und 2 deutſche, eine für Knaben, die andere für Mädchen. Die Schülerzahl an den deutſchen Bürgerſchulen betrug 2.134, an den czechiſchen nur 1.773. Die deutſchen Schüler ſind in 28, die czechiſchen in 29 Claffen untergebracht, es kamen alſo auf eine Claffe an den deutſchen Bürgerſchulen im Durchschnitt 76, auf eine Claffe an czechiſchen 61 Schüler, an den deutſchen Bürgerſchulen wirkten 32, an den czechiſchen 36 Lehrkräfte, die Zahl der Lehrmittel betrug an den deutſchen 1.229, an den czechiſchen dagegen 16.380. Von den 21 öffentlichen Volkſchulen der Stadt iſt die Unterrichtſprache in 3 deutſch. Dieſe 3 deutſchen Schulen hatten 34 Claffen mit 2.026 Schülern, es waren daher in einer Claffe im Durchschnitt 60 Schüler, die Zahl der Lehrmittel betrug 731, die 18 czechiſchen Schulen wieſen 7.466 Schüler in 141 Claffen auf, die Durchschnittszahl der Schüler einer Claffe war alſo nahezu 53, die Zahl der Lehrmittel 12.258. Privatſchulen mit dem Charakter von Volkſchulen gibt es in der Stadt a) für Knaben 3 deutſche, 1 czechiſche und 1 utraquiſtiſche, b) für Mädchen 10 deutſche, 1 czechiſche und 1 utraquiſtiſche, c) für beide Geſchlechter 3 deutſche. Die 16 deutſchen Schulen wurden von 2.309 Schülern, die 2 czechiſchen

*) Statiſtiſches Handbuch der kgl. Hauptſtadt Prag, 1882.

von 277, die 2 utraquistischen von 88 besucht. Die 7 Privatschulen mit dem Charakter von Bürgerschulen sind sämmtlich deutsch, sie hatten 926 Schüler. Die Zahl der Schüler an deutschen Privatschulen (3.235) stand demnach gegen die der Schüler an öffentlichen deutschen Volks- und Bürgerschulen (4.160) nur um 925 zurück, oder in Procenten ausgedrückt: 64·31% an öffentlichen, 35·69% an Privatschulen. Von den 6 Bürgerschulen der Vorstädte sind 2 deutsch mit 588 Schülern in 12 Classen (49 Schüler auf eine Classe), in den 4 czechischen waren 1.804 Schüler in 34 Classen (53 auf eine Classe). Von den 17 Volksschulen sind 5 deutsch. In 41 Classen waren 2.436 Schüler (59 Schüler im Durchschnitt in einer Classe). An den 12 czechischen Volksschulen waren 6.637 Schüler in 90 Classen, so daß im Durchschnitt auf 1 Classe 74 Schüler kamen.

In Mähren sind 1.998 Volksschulen, 608 deutsche, 1.335 czechische und 55 gemischte. Von den schulpflichtigen und schulbesuchenden Kindern waren 95.047 deutscher und 234.008 czechischer Muttersprache. Privatschulen: a) mit Öffentlichkeitsrecht 13 deutsche, 5 czechische und 4 utraquistische, sie wurden von 1.782 deutschen und 1.729 czechischen Kindern besucht; b) ohne Öffentlichkeitsrecht 13 deutsche, 22 czechische und 3 utraquistische mit 1.103 deutschen und 3.661 czechischen Schülern. Die nationale Theilung des Volksschulwesens, wie in Böhmen, wo deutsche und czechische Schulbezirke unterschieden werden, existirt in Mähren nicht. Während sich die Schulen mit czechischer Unterrichtssprache vom 15. Juli 1882 bis 31. Juli 1883 um 32 vermehrt haben, ist auch nicht eine einzige deutsche Schule neu errichtet worden. Von den utraquistischen Schulen wurden in diesem Zeitraume 13 in czechische und keine einzige in eine rein deutsche Schule umgewandelt.

Schlesien hat 460 allgemeine Volksschulen, 200 deutsche, 36 czechische, 95 deutsch-czechische, 78 polnische, 51 deutsch-polnische. Die Zahl der deutschen Kinder an den öffentlichen Schulen betrug 35.120, der czechischen 20.539, der polnischen 21.209. Die Privatschulen a) mit Öffentlichkeitsrecht wiesen 3.243 deutsche,

506 czechische und 2.081 polnische Schüler aus, b) die Privatschulen ohne Öffentlichkeitsrecht 321 Deutsche, 178 Czechen und 477 Polen. Privatschulen mit Öffentlichkeitsrecht gibt es in Schlesien 18 deutsche, 1 czechische und 14 polnische, ferner 2 deutsch-czechische und 1 deutsch-polnische; ohne Öffentlichkeitsrecht 7 deutsche, 1 czechische, 2 polnische, 1 deutsch-czechische und 2 deutsch-polnische.

Für die Erstarfung des Nationalgefühles bei den Deutschen unserer Länder dürfte es kein zweites so beredtes Zeugnis geben, wie den Ausweis der Betheiligung an dem „Deutschen Schulvereine“. Nach den Mittheilungen des genannten Vereines betrug die Zahl der Ortsgruppen anfangs Februar 1884 798, davon kamen auf unsere Länder 496, und zwar auf Böhmen 357, auf Mähren 102, auf Schlesien 37. Der deutsche Schulverein hat einen wesentlich defensiven Charakter, er tritt mit seiner Hilfe dort ein, wo Entnationalisirung der Deutschen droht oder schon Fortschritte gemacht hat. Seit Decennien hat das Deutschthum in unseren Ländern vielleicht keine einzige neue Position erworben, wohl aber gar manche verloren, weitere empfindliche Verluste sind nur durch das Zusammenfassen aller nationalen Kräfte abzuwehren. In Gegenden, wo die deutsche Sprache seit dem siebzehnten Jahrhundert wieder als die ausschließlich herrschende allmählich anerkannt worden ist, in Städten und Ortschaften, die zur Zeit unserer Väter bis in die Gegenwart als rein deutsche gegolten, sind in den letzten Jahren czechische Schulen und czechische Vereine entstanden, wie in Nusitz, Bodenbach, Brüx, Dux, Komotau, Reichenberg, Saaz, Teplitz, Trautenau u. a. m. Czechische Fabrik- und Bergarbeiter, Bedienstete aller Kategorien bilden kleine Gemeinden inmitten des deutschen Gebietes, der Clerus und der Beamtenstand ist zum großen Theile czechisch, alle möglichen Factoren unterstützen die Bestrebungen, das geschlossene deutsche Sprachgebiet zu durchbrechen. So ist es auch erklärlich, warum der deutsche Schulverein unter den Deutschen Böhmens im allgemeinen, und im nördlichen Theile des Landes ganz besonders so warmer Sym-

pathien und so thatkräftiger Unterstützung sich erfreut. Nicht nur in allen Städten, auch in vielen Dörfern bestehen Ortsgruppen des genannten Vereines und ihre Zahl wächst noch fortwährend.

Es ist zur nationalen Ehrensache geworden, den deutschen Schulverein zu unterstützen. Dieser wiederum ist redlich bemüht, durch Gründung deutscher Schulen und Kindergärten, Subventionirung armer Schulgemeinden, Erhöhung der Besoldung tüchtiger deutscher Lehrer, Aufstellung von Schulbibliotheken, Beschaffung von Lehrmitteln, Zahlung des Schulgeldes für arme Kinder und Besorgung der Schulrequisiten für dieselben, kurz durch jede ihm mögliche Förderung des deutschen Schulwesens die gebrachten Opfer zu vergelten. Nach dem Berichte der ordentlichen Hauptversammlung am 14. Mai 1883 wurden in Böhmen acht Vereinschulen neu errichtet: eine fünfclassige in Holleschowitz bei Prag, eine vierclassige in Josefstadt, eine mehrclassige bei Königinhof für die Umgebung der Stadt Königinhof und die Ortschaften Potthard und Worlach, eine zweiclassige Mädchenfortbildungsschule in Pilsen, eine zweiclassige Schule in Příbram, einclassige Schulen in Podoli, Drislawitz, Iserthal, Sehdorf bei Pardubitz, Branowa bei Mies, Bösching bei Liebenau, Groß-Gallein, eine Expositur in Dubenetz, dazu kommen noch einige, die erst in der jüngsten Zeit entstanden oder im Entstehen begriffen sind, so in Lieben bei Prag, in Eisenbrod eine einclassige Privatvolkschule für die Kinder der in der dortigen Fabrik bediensteten deutschen Beamten und Arbeiter. Kindergärten erhält der Verein in eigener Verwaltung in Böhmen 14, nämlich zu Liebenau, Pilsen, Iserthal, Frauenthal, Holleschowitz, Příbram, Theresienstadt, Winterberg, Josefstadt, Manetin, Rokitnitz, Rudolfstadt, dazu noch einen im nordwestlichen und einen im mittleren Böhmen, zur Erhaltung mehrerer anderer werden namhafte Geldbeträge beigesteuert. In Mähren erhält der Verein: eine mehrclassige Schule zu Pawlowitz bei Olmütz, einclassige zu Butschowitz, Freiberg und Mährisch-Budwitz; Kindergärten: zu Wischau und Leipnik. In Schlesien erhält der Verein die vierte Classe an der deutschen Volksschule der Ratiborer Vorstadt zu Troppau, ebenso die vierte Classe an

der Schule zu Oberkurzwald und trägt die Kosten des Unterrichtes an der dritten und vierten Classe der Gemeindeschule zu Gräg.

Daß die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien in gleicher Weise zur Abwehr der ihnen von den Tschechen, in Schlesien zum Theile auch von den Polen, drohenden Entnationalisirung genötigt sind, das ist fast ihre einzige gemeinsame Besonderheit, die sie von den übrigen Deutschen Österreichs unterscheidet; die Erinnerung an jene Zeit, in der diese Länder unter der böhmischen Krone vereinigt gewesen, ist in ihnen nicht mehr lebendig, sie lieben ihre Heimat treu und warm, aber sie betrachten sich nur als Deutsch-Österreicher.

Die Böhmerwälder*).

In den Vorbergen des Böhmerwaldes wohnen nur wenige Deutsche, die Bevölkerung des Hochgebirges aber und seiner Thäler ist beinahe ausschließlich deutsch. Die Volkszählung des Jahres 1880 gibt die Summe der Deutschen in den Gerichtsbezirken: Neuern, Hartmanitz, Schüttenhofen, Bergreichenstein, Prachatic, Winterberg, Wallern, Krummau, Kalsching, Oberplan, Kaplitz, Hohenfurt und Grazen mit 168.188 an. Im Budweiser Bezirke wurden 17.774 Deutsche gezählt.

Die Annahme, es sei in den dichten Grenzwäldern im Süden Böhmens ein kleiner Rest Markomannen zurückgeblieben, als dies Volk nach Bajuvariern auswanderte, hat nicht die geringste historische Wahrscheinlichkeit für sich. Das eigentliche Hochgebirge war vermuthlich so lange unbevölkert, von düsterem Urwalde bedeckt, in dem nur Bären, Wölfe, Luchse, Wildkazen, Füchse und anderes Wild hausten, bis die Czechen allmählich, aber keineswegs zahlreich, in jenen rauhen, unwirthlichen Landstrich vorzudringen begannen. Planmäßig wurde derselbe erst colonisirt unter Ottokar II. Zu Pfingsten des Jahres 1259 zogen Cistercienser aus dem oberösterreichischen Stifte Wilhering in Hohenfurt und im Jahre 1263 Mönche desselben Ordens aus Heiligenkreuz im Wienerwalde in Goldenkron ein. Durch diese Klöster wurden dann

*) Die wichtigsten Quellen sind: Laufekers Publicationen in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Willkomm's „Der Böhmerwald und seine Umgebungen“ und „der Böhmerwald“ von Josef Wenzig und Johann Krejci.

weite Strecken des Böhmerwaldes mit Deutschen besiedelt. Es war ein hartes und schweres Stück Arbeit, den Urwald zu lichten, die furchtbare Wildnis bewohnbar und ertragsfähig zu machen, und wenn den unternehmenden, muthigen Leuten Grund und Boden, der erst durch ihre Arbeit einen Werth erhalten hatte, als freies, aber nicht unverzinsbares Besizthum überlassen wurde, so war das kein Gnadengeschenk für dieselben, sondern sie hatten sich das Eigenthumsrecht durch unermüdblichen Fleiß, durch Mühen und Anstrengungen aller Art redlich verdient. Die entmenschten Husitenhaaren trugen Mord und Verwüstung auch in diese Gegenden. Goldenkron wurde im Jahre 1420 von Zizka geplündert und geschändet, die armen Mönche an den Linden vor dem Kloster aufgehängt, dagegen gelang es den Taboriten nicht, das Stift Hohenfurt, das sie im Jahre 1422 berannten, zu erobern und zu zerstören; die Befestigungswerke, durch welche Ulrich von Rosenberg es geschützt, waren zu stark und die Tapferkeit der Mönche zu groß. Goldenkron, das schon vor seiner Plünderung durch die Taboriten im Kriege zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg verwüstet worden war, wurde 1648 auch von den Schweden ausgeplündert und 1785 von Josef II. ganz aufgehoben. Die Klostergebäude, jetzt im Besize des Fürsten von Schwarzenberg, dienen als Räume einer Maschinenfabrik, die wohlerhaltene Kirche als Pfarrkirche. Hohenfurt ist noch heute ein blühendes Stift mit 51 Priestern, 5 Hörern an der theologischen Facultät in Budweis, 4 Novizen und 2 Fratern. Im Kloster selbst wohnen nebst dem Prälaten, der zugleich Visitator und Generalvicar der österreichisch-ungarischen Ordensprovinz ist, nur 13 Priester, 31 sind in der Seelsorge, denn das Stift administriert 17 Pfarreien, einer ist Director und 4 sind Professoren am Budweiser deutschen Gymnasium, einer an einem anderen Gymnasium und einer Professor am theologischen Seminar in Budweis. Andere deutsche Ansiedler wurden in diese Gegenden gelockt durch den regen Handelsverkehr auf dem sogenannten goldenen Steige zwischen Passau und Prachaticz, durch die Eröffnung der Bergwerke von Bergreichenstein, durch die deutschen Grafen von Bogen, die während län-

gerer Zeit Herren bedeutender Ländereien in diesem Theile Böhmens waren, endlich durch die innigere Verbindung, in die Böhmen unter den Habsburgern, den Trägern der deutschen Kaiserkrone, mit dem deutschen Reiche trat. Der dreißigjährige Krieg entvölkerte auch den Böhmerwald empfindlich und führte große Veränderungen im Besitzstande herbei. In die verlassenen Ortschaften wurden aus Baiern und Oesterreich Colonisten berufen, auch Steirer kamen in das Land, und zwar durch das Fürstengeschlecht Eggenberg, nach dessen Aussterben im Jahre 1719 die große Herrschaft Krummau an das aus Franken stammende, von Kaiser Leopold I. 1670 in den Reichsfürstenstand erhobene Haus Schwarzenberg übergieng. Zur Stärkung des deutschen Elementes trug auch die noch heute blühende Glasindustrie des Böhmerwaldes bei, die von Deutschen in's Leben gerufen wurde und immer in deutschen Händen blieb. Dort, wo im Laufe der Zeit die Glashütten eingiengen, weil die nächste Nähe nicht mehr Holz genug bot, lösten Bauern die Glasarbeiter ab und wandelten die ausgerodeten Waldstrecken in Acker- und Wiesenland um. Bei vielen Dörfern erinnert der Name an ihren Ursprung aus Glashütten; erwähnt seien nur: Altenhütten, Birkenhütten, Bockhütten, Grafhütten, Korkushütten, Kubohütten, Maierhütten, Mühlhütten, Rabenhütten, Tafelhütten und Tobiashütten. Endlich legten Großgrundbesitzer, um ihren Holzreichthum verwerthen zu können, Holzhauerniederlassungen an. Der Name vieler solcher Dörfer, zumal um Prachatitz, geht auf Schlag aus, so: Honnettschlag, Hörschlag, Gerbetschlag, Kirchschlag, Markttschlag, Münschschlag, Ottenischlag, Plahetschlag, Pfefferschlag, Schweinettschlag u. a. m. Zum Zwecke der Entsumpfung und Urbarmachung der „Auen“ im Moldauthale gründete Fürst Josef Schwarzenberg im Jahre 1808 in der Nähe von Unterwulldau das Dorf Fleißheim, der Krummauer Herrschaftsdirector Mayer 1811 im Sumpflande des Urbaches das Dorf Mayersbach, und noch im Jahre 1833 entstand auf gleiche Weise in der Kirchschläger Au das Dorf Friedrichsau. Das Eisensteiner Thal gehörte bis zum Jahre 1713 zu Baiern.

Auch im Böhmerwalde sind demnach die Deutschen, wie überall im Lande, nicht als Eindringlinge, nicht als Abenteurer und nicht durch Gewalt, sondern allein durch Betriebsamkeit und angestrenzte, ausdauernde Arbeit Bürger des Landes geworden, und der so erworbene Rechtstitel muß von allen billig Denkenden höher geschätzt werden, als der Protest jener, welche ihre Ansprüche einzig und allein aus dem Umstande herleiten, daß sie früher da gewesen seien.

Die Bevölkerung in der nordwestlichen Hälfte des Böhmerwaldes verräth ihre Verwandtschaft mit dem angrenzenden bairischen Volksstamme nicht nur im Dialecte, sondern auch in Sitten, Gebräuchen und selbst in der Tracht, wogegen die Bewohner des Südens und Westens des Gebirges in ihrem ganzen Volkscharakter große Aehnlichkeit mit den Oberösterreichern haben.

Die Hauptnahrungsquelle für die Mehrzahl der Gebirgsbewohner ist der Wald.

Der Böhmerwald ist noch heutzutage ein echtes Waldgebirge, Felder und Wiesen nehmen nur im Districte der künischen Freibauern, auf dem südlichen Plateau und in einigen Partien des Vorgebirges größere Flächen ein, sonst breitet sich meilenweit dichter, nur von Mooren und Sümpfen hie und da unterbrochener Wald aus. Ganz Mitteleuropa hat keine zweite so großartige und ausgedehnte Wildnis, wie diejenige des großen Gneisplateaus des Böhmerwaldes. Die Hochfläche von Außer- und Innergefild nimmt die Mitte desselben ein, am Südwestende erhebt sich zwischen dem Rachel- und Arberberge die wildeste und höchste Gebirgspartie. Wohin immer der Wanderer die Blicke schweifen läßt, seinem Auge begegnet nichts als Berg an Berg, bewachsen mit dunklen Fichtenwäldern, in den Niederungen braunroth leuchtende, stellenweise von der kriechenden Sumpfkiefer bestockte Filze und in den tieferen Thalgründen brausende und schäumende Wildbäche. Obwohl die gewaltigen Stürme von 1868 und 1870 und der länger als fünf Jahre währende Borkenkäferfraß große Strecken gerade des schönsten und dichtesten Waldes verheert, ganze Abhänge und Bergkuppen entblößt haben, so sind doch die noch vor-

handenen Waldmassen so ungeheuer, daß ihnen gegenüber sich diese Lücken kaum bemerkbar machen, auch kann ein großer Theil derselben mit Fug und Recht als Urwald bezeichnet werden. Fast nirgends sieht man die langen, regelmäßigen Zeilen gleich hoher und starker Bäume mit spärlichem Unterwuchse, wie sie den Forsten eigen sind, meist nur ein buntes, regelloses Gemisch von Bäumen jeder Art. In diesen Beständen sind nach Bedürfnis bloß einzelne Stämme gefällt, ist nur „gepläntert“ worden und sorgt für den Nachwuchs allein die Natur; der mit einer dicken Humusschichte bedeckte Boden ist äußerst fruchtbar. Nicht nur vereinzelt, hie und da selbst in größeren Mengen streben Fichten und Tannen — diese Bäume dominiren entschieden — bis 50 Meter in die Höhe und ihr Umfang ist so groß, daß kaum vier Männer den Stamm umspannen. In die Gesellschaft dieser Riesen, die ein Alter von zwei, drei Jahrhunderten und darüber haben, mischen sich jüngere Bäume, jüngere, aber meist doch so alt, wie das älteste Menschenkind und an Wuchs den stattlichsten in unseren cultivirten Wäldern gleich, sie alle, wie ihre bejahrteren Genossen, lassen die langen Nester tief herniederhangen, denn sie haben in den langen Wintern schwere Schneelasten tragen müssen, einige stehen wie auf Stelzen auf mannhohen Wurzelgestellen, sie hatten ihre ersten Wurzeln in einem am Boden liegenden vermodernden Stamm oder in einem verfaulenden Baumstock geschlagen, der endlich ganz verwest und zerfallen ist. Wo der Hochwald weniger geschlossen ist, da wuchert ein Chaos von Unterholz, von Gestrüpp und Gesträuch, aus dem vereinzelt, oft entwipfelte und theilweise entrindete Baumsäulen emporragen, während an anderen Plätzen wieder vom Sturme entwurzelte Stämme in regellosem Gewirre den Boden bedecken, aber auch um und auf denselben, desgleichen bei den zahlreichen Stöcken, sprossen Fichtenschößlinge, und dort, wo eine kleine Lichtung sich zeigt, hat der üppigste Pflanzenwuchs den Boden überkleidet, bis über die Kniee reichen die Kräuter und Gräser, dichtes, schwellendes Moos überzieht selbst das zahlreiche, verstreute Trümmergestein und verhüllt dem Wanderer trügerisch die oft tief klaffenden Spalten. Die unheimliche Stille des düsteren Waldes unterbricht nur selten das

gellende Geschrei und das Pochen eines Spechtes, im Frühlinge der Ruf des Kuckucks, die munteren Säger unter den Vögeln beleben nur die Vorgebirge, im Hochgebirge nisten außer Auerhähnen, Birk- und Haselhühnern, Spechten und Drosseln nur einzelne Raubvögel. Schreiten wir so im schweigenden Walde weiter, dann kommen wir vielleicht an eine Stelle, wo nicht allein die seltenen Buchen ganz aufhören, sondern auch die Tannen, und wo selbst die Fichten, die jetzt im Verhältnis zur Höhe äußerst schmal sind, weniger dicht stehen. Der Boden ist überall mit grünem Moose überzogen, aber durch diese Moosdecke sinkt der Fuß in braunes Wasser. Wir sind auf Auboden, der uns den nahen „Fitz“ anmeldet. Und siehe! schon leuchtet es dort rothbraun hervor aus den kaum vier Fuß hohen Sumpfkiefern und Schwarzbirken. Astlose und entrindete Schäfte von Fichten markiren den Rand des Fitzes. Weiter vorzudringen ist äußerst gefährlich und nur rathsam, wenn ein kundiger Führer vorangeht. Zwischen Büschen rothbraunen Moozes und binsenartiger Gräser breiten sich schlammige Tümpel aus. In diesen liegen einzelne halb versenkte und vermoderte Baumstämme, das sind die Brücken, auf denen man von Büschel zu Büschel und so durch den Sumpf schreiten kann. Einige Fitz haben gegen die Mitte zu einen oder mehrere, oft ziemlich große Teiche. Die Fitz sind wichtige Wasserreservoirs und zugleich Regulatoren der Bewässerung. Die Moosarten derselben saugen beträchtliche Wassermengen ein und geben sie nur langsam von sich. Deshalb verhindern sie bei großen und häufigen Regengüssen und zur Zeit der Schneeschmelze Überschwemmungen und Hochwässer und speisen in trockenen Sommermonaten die Bäche mit ihrem Überflusse. Aber sie vermehren auch die Menge der Niederschläge und erhöhen die Rauheit des Klimas.

Erst Anfangs Juni hat im Gebirge der Frühling den vollen Sieg über den Winter davongetragen, nur die höchsten Berggrüden werden hin und wieder noch von einem Schneeschauer heimgesucht; aber die Witterung ist keineswegs schon beständig, Regengüsse sind häufig und schwellen oft die Bäche plötzlich so an, daß sie in den

tiefer gelegenen Gegenden die Ufer weit überfluthen. Die Monate Juli und August gleichen den Frühlingsmonaten im Innern des Landes, das Rasengrün bleibt frisch, das Waldlaub saftig. Im August und September pflegt die Witterung am schönsten und beständigsten zu sein.

Ende Mai und im Juni kommen ganze Wanderzüge von Holzhauern aus den Vorbergen und aus den wenigen, weit aus einander liegenden Dörfern des Gebirges in die Waldungen. Diejenigen, welche nicht allzuweit in den Wald haben, begnügen sich, Schutz vor Sturm und Unwetter und eine nächtliche Ruhestätte in Buden zu suchen, die schnell aus Stangen, Reisig und Rinden errichtet werden. Dort bereitet sich der Holzfäller auch sein bißchen Essen selbst zu, wenn nicht sein Weib oder seine Kinder es ihm zutragen. Nur am Sonnabend kehrt er zu den Seinigen heim, die Woche über ist er ein Waldbewohner im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Holzhauer aus den Vorbergen bringen oft sogar ihre Familien und ihren gesammten Viehstand mit. Zu ihrer Aufnahme stehen etwas solidere Wohnungen, als jene Buden, bereit, aber auch diese befriedigen kaum die allerbescheidensten Anforderungen. Lausker beschreibt solche „Holzhauerstädte“, deren er einige in der Waldwildnis von Mader besucht, beiläufig folgendermaßen: Mitten im Walde liegen auf einer Lichtung einige Hütten, nie mehr als höchstens zwölf bis vierzehn, aus rohen, unbehauenen Baumstämmen erbaut und nothdürftig eingedeckt. Statt der Fenster haben sie nur kleine Durchschnitte in den Stämmen und einen größeren, doch nicht mannhohen statt der Thüre. Schmale Bänke ringsum an den Wänden und ein roher Tisch in der Mitte sind die einzigen Einrichtungsgegenstände der unbedeckten Stube, in der ein größerer Mann kaum aufrecht stehen kann, ein roh aufgeschlichteter, höhlenartiger Steinhafen dient als Feuerstatt, der Rauch muß seinen Abzug durch die Fensteröffnungen oder die Lücken im Dache nehmen. Die Stallungen sind von ähnlicher, nur noch schlechterer Construction. Während die Männer Holz fällen, gehen die Weiber ihren Geschäften nach; Geschrei, Gesang und fröhliches Lachen tönt durch den sonst so

stillen Wald, welchen das bei heiterem Wetter stets im Freien bleibende Vieh durchstreift. Beim Herannahen des Herbstes werden die Hütten wieder geräumt, die ganze Bevölkerung tritt den Rückzug an.

Das Fällen der Bäume ist nicht gefahrlos, der fallende Baum stürzt nicht immer in der erwarteten Richtung und wehe dann demjenigen, der auch nur von einem Aste getroffen wird! Da es oft ganz unmöglich ist, die riesigen Stämme von den unzugänglichen Bergrücken herabzuschaffen — müssen ja auch Tausende von Windbrüchen liegen bleiben und verwesen, weil man sie nicht fortbringen kann, — so werden die Stämme in Klöße zersägt und die Klöße meist in Scheite gespalten. Hierauf wird das Holz auf die Stellplätze getragen und geschichtet. Nur weniges kann im Wagen mit Zugvieh fortgeführt werden.

Schon in der Mitte October fällt auf die höheren Rücken und Kuppen Schnee und es dauert nicht lange, so ist der Winter mit seinem dicken Nebel und unaufhörlichen Schneegestöber auch auf allen Plateaux, in allen Thälern und Niederungen uneingeschränkter Gebieter. Der Schnee liegt bald an manchen Stellen klastert hoch, tiefe Schluchten sind von ihm ausgefüllt, alle Unebenheiten ausgeglichen, so daß die Ecken und Vorsprünge der Gebirgsrücken verschwunden zu sein scheinen, Bäche, Flüsse und Seen sind von einer starren Eisdecke überzogen. Gerade wenn die Natur im tiefsten Winterschlaf liegt, nach Weihnachten, kehrt in die Wälder wieder ein lautes und geschäftiges Leben und Treiben ein. Auch die verlassenenen „Holzstädte“ erhalten wieder Einwohner, meist nur Männer, denn selten ist ein Weib tapfer und resolut genug, alle die Mühseligkeiten einer Existenz in so elenden Hütten bei Sturm und Kälte mit ihnen zu theilen. Nun beginnt der Holztransport. Zu demselben werden äußerst haltbar gebaute Handschlitten mit einem Gestelle und stark einwärts gekrümmten Rufen gebraucht. Zuvor aber ist es unerlässlich, an den steilen, abschüssigen Lehnen eine Art Schlittenbahn herzustellen, die Vertiefungen auf derselben durch Holzscheite auszufüllen, die sodann mit Schnee bedeckt werden. Die Herrichtung der Bahn erheischt nicht geringe Sorgfalt, ist sie

nur einigermaßen fehlerhaft, so wird der Schlitten auf die Seite geschleudert und der Lenker entweder an den angrenzenden Baumstämmen zerschmettert oder von der schweren Last des Schlittens erdrückt, es ist ein Glück, wenn er mit einer starken Verwundung davonkommt. Ist der Schlitten beladen, dann setzt sich der Arbeiter vorn zwischen die Kufen, und nun geht es pfeilschnell bergab, obwohl man durch an Ketten nachschleifende Bündel von Scheitern und durch Spaltklöße, die sogenannten „Hunde“ die Geschwindigkeit zu hemmen sucht. Durch Einstemmen der mit Steigeisen bewehrten Füße in den Boden und Einstoßen des „Kralles“, einer an der rechten Kufe befestigten und mit starken Eisenhacken versehenen, beweglichen Holzstange, bemüht sich der Lenker dem Schlitten seine Richtung zu geben, aber nur großer Stärke und Geschicklichkeit gelingt es, denn die Bahn ist zu glatt und steil und die Last zu groß, die geringste Unvorsichtigkeit kann das Leben kosten. Die Entlohnung des Arbeiters richtet sich nach der Größe der Gefahr. Nachdem das Holz an den Waldbächen aufgestoßt worden ist, tritt wieder eine Pause in der Thätigkeit der Holzarbeiter ein. Sobald aber die Eisdecke der Gewässer birst, der Schnee schmilzt und die tosenden Bäche die Ufer übersäumen, sind die Holzknechte wieder da und werfen die Scheite in die Fluten. Wo die Wässer eines Baches trotz aller Zuflüsse im Frühlinge zu schwach wären, das Holz fortzuführen, da sind an geeigneten Orten „Schwellen“ gegraben, das heißt Vertiefungen zur Ansammlung des Wassers. Zur rechten Zeit wird die Schleuse gezogen und mit lautem, donnerähnlichem Getöse füllen die befreiten Wogen die Kinnfale des Baches, heben die schweren, im Bache liegenden Klöße oder Scheite wie leichte Federn und tragen sie in Sturmeseil an ihren Bestimmungsort, wo sie ausgeländert werden. Als natürliche Schwellen werden die Seen benutzt. Des Holzverschwemmens wegen sind viele wilde Bergwässer geregelt und Kanäle gezogen worden. Der größte ist der „Schwarzenberg'sche Kanal“; er hat eine Länge von 57.840 Metern, beginnt am Fuße des Spitzberges südlich von Neuthal, unweit der Grenze, aus dem Bache Lichtwasser und mündet in Oberösterreich unter

dem Marktschlagerberge in den Buchenbach, ein Nebengewässer der Mühl, verbindet also das Quellengebiet der Moldau mit der Donau. Er ist mit Granit ausgemauert, seine Breite beträgt unten am Boden 2 M., oben fast 4 M., seine Tiefe im Durchschnitte 1 M. Mit seinem Baue wurde im Jahre 1789 begonnen. Bei dem Dorfe Hirschbergen, das erst nach der Anlegung des Flößkanales entstanden ist und nur von Waldarbeitern bewohnt wird, läuft der Kanal durch ein 419 M. langes Tunnel. Mehr als 20 Waldbäche senden dem Kanale im Frühjahr ihre Wässer zu. Ein zweiter Kanal, der Tettauer, auch Kaltenbrunner genannt, wurde in den Jahren 1799 und 1800 angelegt. Er fängt auf dem fürstl. Schwarzenberg'schen Gute Stubenbach anderthalb Stunden südlich von Mader an, hat eine Länge von 14.413 M. und ist bestimmt, das Holz mit Vermeidung der vielen Krümmungen und Hindernisse im Bette des Wydrabaches auf einem kürzeren Wege in den Rieslingbach und durch diesen wieder in die Wydra zu bringen. Auf ihm werden auch Klöße geschwenmt, nicht bloß Scheitholz, wie auf dem erstgenannten.

In den Wald- und Gebirgsdörfern blüht eine mannigfaltige Holzindustrie, die zumal im Winter Tausende von Händen beschäftigt. Da werden die verschiedensten Wirthschaftsgefäße verfertigt und andere Holzwaaren aller Art, Siebränder, Zündhölzchenspäne, Holzdrähte, Schindeln und vor allem Holzschuhe, die so praktische, äußerst billige und dauerhafte Fußbekleidung so vieler Böhmerwälder beiderlei Geschlechtes. Ein geübter Arbeiter bringt in überraschend kurzer Zeit ein Paar solcher Schuhe mit Hilfe eines stark gebogenen Beiles, eines Meißels, eines Bohrers und einiger knieförmig gebogenen Messer zu Stande. Viele tausend Paare werden jährlich ausgeführt. Bei dem großen Holzreichthume versteht es sich von selbst, daß hier an Bächen und Flüssen häufiger als anderswo das schrille Säusen der Brettfägen ertönt, ebenso, daß die verschiedenen Holzwaaren nicht allein durch die Hausindustrie, sondern auch fabrikmäßig erzeugt werden. Auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Brettfäge zu Stubenbach wird eine eigene Art von Schindeln ohne Nuth durch eine Kreissäge geschnitten.

Weil die Ruth fehlt, geht die Verfertigung derselben viel schneller von Statten und kann selbst astiges und schlechtes Holz verwendet werden. In Folge dessen sind diese Schindeln viel billiger, als die gewöhnlichen, überdies, weil sie ganz anders an einander gereiht werden, halten sie das Dach viel wärmer und schützen das Gebäude besser vor dem Eindringen des Schnees oder des Regens. In Winterberg besteht eine Fabrik für Holzdraht zu Zündhölzchen, für Siebe, Falousien, Resonanzböden und dgl. Hochberühmt sind die Fabriken zur Herstellung von Resonanzböden und Verarbeitung astlosen Holzes in Mader und Tuffet. Sie wurden im Jahre 1828 von A. Bienert gegründet, der sich hiedurch die Bewohner des oberen Böhmerwaldes zu großem Danke verpflichtete. Seit längerer Zeit sind sie Eigenthum des Fürsten Schwarzenberg. Gutes Resonanzbodenholz kommt nur in Urwäldern vor. Besondere, eingeübte Arbeiter wählen die tauglichen Stämme nach gewissen äußeren Merkmalen im Walde aus. Am geeignetsten sind starke Fichten, die in einer Höhe von etwa 1000^m über der Meeresfläche auf humpfigem Boden gewachsen sind, viel Frühlings-, wenig Herbstholz und sehr feine, gleichmäßige Jahresringe haben. Das allerbeste Resonanzholz liefern Stämme, wie sie immer seltener werden, welche schon viele Jahre auf der Erde liegen, von außen vermodert, doch im Innern noch gesund sind. Aber nicht der ganze Stamm ist brauchbar, sondern nur einzelne Theile. Diese werden durch besonders construirte Sägen zu Brettern von 4—7 Schuh Länge, ungefähr 2 Zoll Dicke und 2 Schuh Breite geschnitten, genau fortirt und mit fortlaufenden Nummern bezeichnet, damit der Instrumentenmacher sie wieder so zusammensfügen kann, wie das Holz im Stamme bei einander gewesen. Fertige Resonanzholz Brettchen sind oft zart geflammt und gemustert und haben einen atlasähnlichen Glanz, jedoch sollen die unscheinbar aussehenden einen helleren, klangreicheren Ton erzeugen. Der Hauptabfatz geht nach Deutschland, England, Frankreich und Amerika. Drei ähnliche Etablissemments waren von Johann Reif in Kuschwarda, einem in den fünfziger und sechziger Jahren weit und breit im Böhmerwalde gekanntem und geachteten Manne, errichtet

worden. Sie beschäftigten noch um das Jahr 1865 gegen 120 Arbeiter, sind aber jetzt wegen Mangels an Absatz ihrer Fabricate in gewöhnliche Brettsägen umgewandelt worden. Vor noch nicht langer Zeit blühte in dem Dorfe Außergefeld ein eigenthümlicher Industriezweig, der jetzt ganz eingegangen zu sein scheint, nämlich die Herstellung von in schwarze Rahmen eingefassten, in grellen Farben mit Hilfe von Schablonen auf Glas gemalten, oft recht unförmlichen Heiligenbildern. Man kann deren noch als Schmuck vieler Bauernstuben sehen. Sie wurden massenhaft nach Baiern und in die Alpenländer verkauft. Seit 10 Jahren muß diesen Bildern entweder anderwärts Concurrnz entstanden sein, oder es hat sich der Geschmack selbst in den weitentlegensten Dörfern geändert, wenn man nicht gar in der geringen Nachfrage nach solchen Heiligenbildern ein Zeichen erkennen will, wie sehr die Frömmigkeit auch in diesen Volkskreisen abnimmt. Seit einigen Jahren fehlt es nicht an Bemühungen, die Holzschnitzerei, wie solche in Oberammergau, Berchtesgaden und anderen Orten der Alpenländer betrieben wird, auch im Böhmerwalde heimisch zu machen. In Wallern besteht eine Fachschule zur Heranbildung von Holzschnitzern und Kunsttischlern. Geschmackvoll geschnitzte Möbeln, Spiegel- und Bilderrahmen aus Wallern fangen an, sich eines guten Rufes zu erfreuen. Auf Anregung des Oberförsters Lenk wurde in Stubenbach eine Privatschule für Holzschnitzerei im Jahre 1878 eröffnet. Die Arbeiten derselben haben schon wiederholt auf Ausstellungen Anerkennung gefunden.

Älter als die Holzindustrie ist im Böhmerwalde die Glasfabrication. Die ersten Glashütten entstanden aller Wahrscheinlichkeit nach längs des „goldenen Steiges“, gewiß schon im Mittelalter. Es ist an einer anderen Stelle bereits erwähnt worden, daß viele Glashütten Dörfern mit einer theils Ackerbau treibenden, theils durch Waldarbeit sich ernährenden Bevölkerung ihren Ursprung gegeben haben. Die mächtigen Adern des grauen Quarzes, welche den nordwestlichen Theil des Gebirges, von Židkau und Bergreichenstein bis in die Umgebung von Schüttenhofen und von den „Gefilden“ bis Čachrau, durchziehen, liefern

ein vorzügliches Material für die Bereitung von Krystallglas. Dieser Quarz ist auch das Muttergestein jenes gediegenen Goldes, das unter den Luxemburgern Johann und Karl IV. bei Bergreichenstein, Schüttenhofen und anderen Orten in bedeutender Menge aus dem Flußsande gewaschen wurde. Die Glashütten beginnen nahe bei Taus und ziehen sich durch den ganzen Böhmerwald hin. „Man kann dreist behaupten“, schreibt Willkomm, „daß es in ganz Europa kein zweites Waldgebirge gibt, welches so viele Glashütten aufzuweisen hat, wie der Böhmerwald (allerdings die bairische Seite mit einbezogen), darunter einige von so großartigen Verhältnissen und von so vollkommenen Einrichtungen, daß dieselben sowohl bezüglich ihrer Technik, als der von ihnen gelieferten Hohl- und Tafelgläser mit den ersten Glasfabriken der Welt concurriren können“. Die größeren sind durch gute Straßen und bequeme Waldwege mit einander verbunden. Der Glasindustrie kommt also auch das Verdienst zu, den Böhmerwald wegsam und zugänglich gemacht zu haben, andererseits arbeitet gerade sie am schonungslosesten an der Entwaldung des Gebirges, denn sie sucht selbst die entlegensten und verstecktesten Winkel auf und, wo sie Fuß faßt, da verschwindet die Waldespracht, wird es bald ringsum kahl und trostlos öde. Zugleich bringt ein fremdes Bevölkerungselement vor, fremd nicht in Nationalität und Sprache, aber durch Sitte, Lebensweise und Weltanschauung unterschieden von den altangesiedelten, schlichten, ihre Eigenart treu bewahrenden, echten Böhmerwäldlern.

Es wäre ein Trugschluß, aus der großen Zahl der eingegangenen Glashütten folgern zu wollen, mit der Glasindustrie gehe es im Böhmerwalde bergab. Die Verhältnisse liegen hier so, wie überall: kleinere Unternehmungen können sich nicht behaupten, weil sie die Concurrenz mit den großartigen, erst von der Neuzeit in's Leben gerufenen Anstalten nicht aushalten. Die alten Hütten producirten nur wenig und meist ordinäres Glas, die Waare aber, die aus den neueren Fabriken hervorgeht, ist weit vortrefflicher, die Menge derselben unvergleichlich größer. Die meisten Verbesserungen in Bezug auf die Feinheit des Krystallglases, Eleganz

in Form und Schliff, Pracht der Farben und geschmackvolle Malerei datiren erst aus einer Zeit, wo jene alten Hütten nicht mehr im Betriebe waren. Solche großartigen Glasfabriken sind die fünf, der Firma „Meyers Nefte“ (W. Kralik) gehörigen: Eleonorenhain bei Schattawa (gegründet 1832), Adolf bei Winterberg (1816), Kaltenbach (1825), Ernstbrunn an der Blaniß, südwestlich von Christianberg (1804), Franzenthal bei Außergefeld (1849). Sie stellen alle Arten von weißem und färbigem, geschliffenem und gepreßtem Hohlglas, desgleichen Tafelglas her, und haben ihre Absatzgebiete in Deutschland, England, Rußland, der Türkei und Amerika. Nicht weit von dem Bahnhofe von Eisenstein liegt die Glashütte Elisenthal, zu der auch die Spiegelschleifereien von Holzschlag und Höhel zu rechnen sind. Sie war bis vor kurze Zeit die einzige Fabrik in Oesterreich für Tafel- und Spiegelglas. Im künischen Gebirge sind Deffernik, Ferdinandsthal, Neuhurfenthal, bei Neubrunst eine Spiegelglashütte u. a. Zwischen Schüttenhofen und Bergreichenstein liegt die im Jahre 1864 nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten erbaute Fabrik Annathal, Unterreichenstein gegenüber am linken Wotawufer Klostermühle, im Greinerwalde Josefsthäl, früher Kaltenbrunn genannt, auch bei Grazen stehen mehrere bedeutende Glashütten. Das dürften beiläufig die nennenswerthesten Glasfabriken sein, auf Vollständigkeit kann diese Aufzählung keinen Anspruch erheben.

Die Viehzucht, als deren weitaus wichtigster Zweig die Zucht des Rindes bezeichnet werden muß, ist im Böhmerwalde nicht so ausgebreitet und steht auf keiner so hohen Stufe, als man vermuthen sollte, jedoch ist ein energischer Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen. Sehr anregend wirkt das Beispiel, welches die musterhaften Meiereien der großen Herrschaftsbesitzer geben, sehr vortheilhaft ist überdies der Einfluß der landwirtschaftlichen Vereine und der fast jährlich veranstalteten Viehausstellungen. Auf den fürstlich Schwarzenberg'schen Domänen sind schon seit vielen Jahren Schweizer und Steirische Rassen eingeführt, diese haben viel zur Beredlung der einheimischen beigetragen. Man kann mit vollem Rechte von einem besonderen Böhmerwaldschlage

sprechen, und zwar ist derselbe im Gebirge, namentlich zwischen Krummau, Kalsching, Wallern, Rutschwarda und Außergefeld, anzutreffen, wo das Erträgnis der Viehzucht die Haupterwerbsquelle eines großen Theiles der Bevölkerung bildet. Das Kind in diesen Gegenden ist mittelgroß, aber kräftig, von schwarzer, weißer oder bunter, rothweißer Farbe. In den grasreichen Waldlichtungen der mittleren und der oberen Region weiden zahlreiche Herden während des ganzen Sommers. Auch Almenwirthschaft, ähnlich wie in den Alpen, ist nicht unbekannt, so z. B. auf den Wiesen des Dffers und Arbers, des Stubenbacher und Salnauer Gebirges. Das Vieh wird Ende Mai oder im Juni hinaufgetrieben und bleibt oben, bis die Herbststürme sich einstellen. Den Hirten bieten Sennhütten Unterschlupf. Große Schafherden und von edler Rasse trifft man nur auf herrschaftlichen Gründen an, hochbeinige Schafe mit langer grober Wolle von weißer oder brauner Farbe weiden im höheren Gebirge oft unter den Kindern, das sind fast die einzigen Bauernschafe. Ein tüchtiges Rindvieh wird auch in den Dörfern und Städten des Vorgebirges gezüchtet, nirgends aber in solcher Zahl, wie in einigen Orten des Gebirges. Einen besonderen Ruf genießt Wallern. Von da sollen jährlich 400 bis 500 Mastochsen nach Prag verkauft werden.

Die Stadt Wallern liegt in einem großen, von Ausläufern des Dreiseßelberges, des Kubani und des Schreiner eingeschlossenen, nur gegen Osten etwas geöffneten Thalkessel 757 Meter über dem Meere. Das Klima ist rauh, häufige Nachtfröste, sogar im Hochsommer, beeinträchtigen das Gedeihen der Gerste, des Habers und des wenigen Roggens, der angebaut wird. Viel ergiebiger ist die Wiesenkultur. Deshalb ist beinahe das ganze Thal eine weite, zusammenhängende Wiesenfläche, die mit Hunderten von „Stadeln“ (hölzernen Schuppen zur Unterbringung des Heues) übersät ist. Die Marken der einzelnen Besitzungen sind meist durch Bäume und Buschwerk bezeichnet.

Wallern war, was die Bauart der Häuser und die Gruppierung derselben betrifft, noch vor zwanzig Jahren ein Unicum unter den Ortschaften des Böhmerwaldes. Die Gebäude trugen zum

Schutze gegen die Stürme des Frühjahres, des Herbstes und des langwierigen Winters ganz niedrige, mit schweren Steinen belastete und weit vorspringende Dächer. So flug war man allerdings nicht bloß in Wallern, sondern ist es auch anderwärts, wo ähnliche Witterungsverhältnisse herrschen, allein der ganze Böhmerwald hat keine zweite Ortschaft mit einer so eigenartigen Physiognomie, da bei allen Gebäuden ein und derselbe, durch einige charakteristische Besonderheiten ausgezeichnete Stil festgehalten und die Häuser enge an einander gerückt sind. Bei den meisten sind als Unterbau große Steinblöcke aufgeschichtet, darauf erheben sich die Wände, bestehend aus mächtigen, auf einander gelegten Bohlen, nicht gar hoch, denn die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß, alle kehren ihre mit verwittertem Schnitzwerk verzierte Giebelseite der Gasse zu, der Eingang ist in der Mitte der Front angebracht; bei Häusern mit einem oberen Stockwerk pflegt eine Stiege von außen auf einen Söller oberhalb des Einganges zu führen. Vor dem Hause steht ein Trog, in welchen das durch eine Rinne geleitete Regenwasser niederträufelt. Die Gassen verlaufen selten in einer geraden Linie und sind eng, die Nebengäßchen so schmal, daß bequem von einem Dache auf das andere gegangen werden kann. Kein Fremder, der an einem heiteren Sommerabende in Wallern eingekehrt, wird der eigenartigen, lieblichen Idylle vergessen, die sich in den Gassen dieses Städtchens abspielt. Von allen Seiten kehren Burschen und Mädchen mit frohem Gesange von der Arbeit heim — die Wallerer genießen in der ganzen Umgegend einen guten Ruf als tüchtige Sänger — und in ihre Lieder mischt sich das Glockengeläute der zahlreichen Herden, die zu den Ställen getrieben werden. Der größere Theil der alten Holzhäuser wurde im Jahre 1863 durch einen verheerenden Brand vernichtet. Die modernen, mit Ziegel- oder Schindeldächern versehenen Steingebäude haben ein eben so nüchternes Aussehen, wie solche in anderen kleinen Städten.

Auch die modernen „Wallinger“ werden sich mehr und mehr dazu verstehen, ihre Eigenthümlichkeiten aufzugeben und aus ihrer strengen Abgeschlossenheit selbst den Bewohnern der Nachbarorte

gegenüber herauszutreten. Einst hatten sie freilich einen guten Grund, sich für bevorzugte, bessere Menschenkinder zu halten, als jene in den umliegenden Dörfern. Sie waren früh zu Wohlstand gelangt, weil der Hauptweg des „goldenen Steiges“ an Wallern vorüber führte und der Ort das letzte Nachtquartier der Säumer war, die damals von hier bis Prachatitz noch einen vollen Tag brauchten. Zum Andenken daran wird, wie in Prachatitz, heute noch spät abends die „Säumerglocke“ geläutet. Mit ihrem Gelde kauften sich die Einwohner von Wallern schon im Jahre 1503 laut Freibriefes des Herrn Peter von Rosenberg von der Leibeigenschaft los, der Markt Wallern wurde auch in Folge dessen mit Stadtrechten begabt. Was Wunder, wenn die auf ihre Freiheit stolzen Wallinger auf Reinheit ihres Blutes hielten und von Ehebindnissen mit Leibeigenen ebenso wenig etwas wissen wollten, wie sie keine Lust verspürten, sich in Ortschaften anzusiedeln oder ihre Kinder in solche ziehen zu lassen, welche in rechtloser Knechtschaft oder doch, nachdem durch das Patent vom 1. November 1771 die Leibeigenschaft aufgehoben war, in „strenger Unterthänigkeit“ verblieben! Gebirgsbewohner pflegen an Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen zäher festzuhalten, als die im Flachlande Einheimischen. Haben den Vätern die Nachbarn als geringere Leute gegolten, so urtheilen die Söhne nicht gleich anders, mögen auch die alten Privilegien ihre Rechtskraft eingebüßt haben; Gesetze lassen sich leichter ändern, als tief eingewurzelte Anschauungen. Die Wallinger blieben ein Völklein für sich und duldeten nicht leicht, daß sich ein Fremder unter ihnen ansässig machte. Ihr eigener Vortheil kam dabei mit in's Spiel, selbst die in unserer Zeit eingeführte Rechtsgleichheit konnte nicht mit allen Vorrechten aufräumen, sie mußte den Wallerern einiges lassen, was sie nicht gern mit Fremden theilen mochten. Mit der Gemeindeangehörigkeit und dem Bürgerrechte von Wallern blieb der Genuß des Weidrechtes auf ausgedehnten Wiesenflächen und der jährliche Bezug von 18 Klaftern Bürgerholz verbunden.

Die Bewohner von Wallern leben nicht allein von Ackerbau und Viehzucht, sie treiben daneben einen ziemlich einträglichen

Handel mit Garn und Leinwand, endlich verspricht die vor kurzem eingeführte Kunstschlerei und Holzschneiderei ihre Einkünfte zu vermehren. Wie häufig in Gebirgsbewohnern steckt auch in den Wallingern große Wanderlust. Leinwandhändler und Gewerbsleute ziehen weit in Deutsch-Österreich umher, aber die Fremde vermag sie nicht dauernd zu fesseln, die Heimatsliebe erwacht wieder und treibt sie in ihr rauhes Gebirgsthal zurück. In Kleidung und Tracht weichen die Wallinger nicht von den übrigen Böhmerwäldlern ab, sie selbst sind gekennzeichnet durch schwarze Haare und Augen, gebogene Nase und einen hohen, starkknöchigen Körperbau, auch die Weiber, welche auffallend früh altern, sind hochgewachsen. Aus Wallern recrutirten sich bis in die jüngste Zeit die verwegensten und schußsichersten Wildschützen. Unbezählbare Waidmannslust war es, die zu dieser verbotenen Beschäftigung verleitete, selten nackte Gewinnsucht. Gewöhnlich thaten sich mehrere zusammen und unternahmen dann oft meilenweite und tagelange Streifungen, manchmal bis in's Bairische. Die Verschärfungen des Waffenverbotes und wiederholte gerichtliche Hausdurchforschungen haben diese Abenteuererfahrten vermindert; ganz ausgestorben dürften aber die Freunde und Ausüßer der freien Jagd kaum sein. Nebst der Wilddieberei bringt auch Holzdiebstahl einen und den anderen Bewohner Wallerns in Collision mit dem Gesetze. Aber wo wird Holzfrevel bei der ärmeren Klasse des Landvolkes für etwas Unrechtes gehalten, zumal, wenn es sich nur um Herbeischaffungen des unumgänglich nöthigen Brennholzes handelt! Wegen das Wild war früher der Landmann zur Nothwehr gezwungen, denn es verwüstete seine Felder, schädigte seine Wiesen, fiel in seine Herden ein, ihm auf alle Weise nachzustellen, konnte nur recht und billig erscheinen, das Volk ist aber in seinen Rechtsanschauungen nicht minder zäh und conservativ, wie in seinen Sitten und Gebräuchen. Das Holz war in alten Zeiten ein ganz werthloses Gut und noch heute verfaulen im Böhmerwalde große Massen auf dem Stocke. Wie die Beeren des Waldes, so gilt auch das Holz dem Volke für ein freistehendes Gemeingut. Dieser Ansicht huldigt der gemeine Mann nicht allein

im holzreichen Böhmerwalde, sondern auch in holzarmen Industriegegenden. „Für was heißt es denn Holz (holt's!)?“ so kann man auch in Nordböhmen hören. Andere Arten Diebstähle kommen nicht bloß in Wallern, sondern im ganzen Böhmerwalde fast gar nicht vor und selbst unter den wenigen Spitzbuben sind neun Zehntel fremde Landstreicher. Ein gerader, offener, streng redlicher Sinn zeichnet den Wallinger wie überhaupt den deutschen Böhmerwäldler aus, er kennt kein Arg und setzt darum auch uneingeschränktes, naives Zutrauen in die Redlichkeit anderer. Das Haus thor wird nicht versperrt, auch wenn alle Inwohner draußen in Wald oder Feld auf der Arbeit sind, sogar in der Nacht ist die Thüre meist nur eingeklinkt, so ist es, wie gesagt, überall, selbst in Städten, wie Prachatitz, denkt man nicht in jedem Hause daran, des Nachts die Thüren zu verschließen. Gleichermassen wie Diebstahl ist Bettlei fast etwas Unbekanntes. Von den wenigen Bettlern, die man antrifft, ist die Mehrzahl zugewandert. Nebst Wild- und Waldsrevel gibt es nur noch Eines, was den Wallinger, wie manchen anderen Gebirgsbewohner, hin und wieder vor die Schranken des Gerichtes bringt: Kaufereien, grobe Ausschreitungen bei Tanzmusiken, Kirchweihfesten und anderen lauten, lärmenden Lustbarkeiten. Die stammverwandten Baiern sind ihnen hierin, wie bekannt, ähnlich, auch von der Kauflust der Alpenbewohner hat jedermann gehört, die Neigung zu Excessen kann also nicht einmal als Stammeseigenthümlichkeit bezeichnet werden.

Über die Abkunft der Wallerer ist schon viel vermuthet und herumgestritten worden. Die einen wollen in ihnen eingewanderte Schweizer erkennen, andere halten sie für Abkömmlinge der Markomannen, Dr. Alex. Pez äußerte sich dahin, daß die Wallinger von den keltischen Bojern abstammen dürften, wieder einige erklären sie für Steirer, die unter den Eggenberger in's Land gekommen seien, Fr. Höllrigl sagt in seiner trefflichen Brochure „Aus dem Böhmerwalde. Eine deutsch-böhmische Fahrt“: „Die Sprache der „Walloner“ legt unwiderleglich Zeugnis ab, daß sie Baiern sind, wie die andern Böhmerwäldler, wenn sie vielleicht auch aus einer andern Gegend stammen, wie die Nachbarn.“ Es wäre sehr zu

wünschen, daß der Dialekt der Wallinger einer gründlichen Untersuchung unterzogen wurde. Die Resultate dieser Untersuchung, noch ergänzt durch das Studium allenfalls noch vorhandener Sagen und Gebräuche, dürften endlich volles Licht auf die Herkunft dieses immerhin interessanten Völkchens werfen.

Der Ackerbau erobert sich langsam ein größeres Terrain, aber er lohnt die schwere Arbeit, die er kostet, in befriedigender Weise nur in den Vorbergen, dann in den Niederungen und Thälern. Im Gebirge kann der Feldbau hauptsächlich aus drei Gründen nicht die ausschließliche Beschäftigung auch nur eines Theiles der Bewohner bilden. Erstens ist das Klima zu ungünstig. Heftige Nachfröste stellen sich bisweilen noch im Juni und Juli ein, also gerade zu einer Zeit, wo die Kornfrüchte blühen. Auch hält manchmal der Winter ungewöhnlich zeitig seinen Einzug, so daß nicht einmal die ganze Fehlung vom Felde hereingebracht werden kann. Besonders häufig haben die Erdäpfel das Schicksal, daß sie eingeschnitten werden. Ein zweites großes Hindernis ist die geringe Güte des Bodens. Drittens liegen die Grundstücke oft auf steilen Höhen, deren Bearbeitung äußerst schwierig ist. Wagen können auf solche Felder nicht fahren, der Dünger muß auf dem Rücken auf den Acker, die Fehlung ebenso von dem Acker getragen werden. Aber nicht die Natur allein ist karg und streng, auch die geschichtliche Entwicklung hat den Böhmerwäldern manches vorenthalten, dessen sich die Bewohner des übrigen Landes und ganz Oesterreichs erfreuen. Sie hat hier Zustände geschaffen oder erhalten, die heute noch kaum bessere sind, als jene, unter denen der Bauernstand bis zur Zeit des unvergeßlichen Kaisers Josef seufzte. Auf vielen Rodungen ist der Bauer nur Pächter und der Fürst Schwarzenberg der Grundherr. Nun hat Fürst Schwarzenberg meist czechische Beamte. Die Bögte haben oft schon die Unterthänigkeit strenger und drückender gemacht, als diejenigen wünschten, welche sie zu ihren Stellvertretern eingesetzt, es mag auch hier so sein. Zur Zeit der Wahlen haben diese Beamten unbedingte Botmäßigkeit gefordert und gar manchem Böhmerwälder die Überzeugung beigebracht,

daß für ihn die Stunde der vollständigen Erlösung aus der Leibeigenschaft noch nicht geschlagen. Auch die Robot existirt noch, wie in der „guten alten Zeit,“ nur führt sie einen anderen Namen, sie heißt Pacht. Derselbe ist bisweilen auf Verträge hin abgeschlossen, welche die Pächter zwingen, zur Erntezeit zuerst auf den Feldern der Herrschaft zu arbeiten, dann erst können sie — oft zu spät! — ihre eigene armselige Ernte von den Pachtgründen heimholen. Auch sonst machen sich die Nachtheile eines übermäßigen Großgrundbesitzes sehr empfindlich geltend. Im ganzen Machtbereiche des Schwarzenberg'schen Hauses kann sich die Landwirthschaft, die Industrie, das Gemeinwesen nicht entfalten und weiter ausgreifen, sie sind wie in eiserne Schranken gezwängt durch den Besitzstand des Fürsten. Das Herzogthum Krummau mit der incorporirten Herrschaft Goldenkron und mehreren Gütern mißt 1.190 Quadrat-Kilometer. In den Steuerbezirken Oberplan, Winterberg und Bergreichenstein sind durchschnittlich 50 Procent alles Grundbesitzes fürstlich.

Ein freier Bauernstand fehlt freilich dem Böhmerwalde trotzdem nicht, ja auf einer großen Strecke desselben war der Landmann viel früher von jeder Grundherrschaft unabhängig, nur dem Könige unterthan, als anderwärts. Dieses Gebiet reicht von Neuern bis gegen Winterberg, und die ehemaligen „königlichen“ Freibauern“ sind noch heute ein selbstbewußtes, fast könnte man sagen adelsstolzes Geschlecht, wiewohl keinerlei Vorrechte mehr sie über ihre Standesgenossen emporheben. Mit Ausnahme der um das tiefer im Lande liegende Stachau wohnenden sind sie durchwegs Deutsche. Ihre älteste Geschichte ist noch unaufgeklärt. Jedenfalls oblag ihnen, ähnlich wie den slavischen Choden bei Taus, die Bewachung der Grenze. Die ungeheuren Waldungen des Böhmerwaldes, die in den ältesten Zeiten als natürliche Schutzmauern des Landes angesehen und schon deswegen geschont wurden, hatten nicht verhindert, daß feindliche Einfälle von dieser Seite her erfolgten, darum mochten es die Herrscher bald für rätzlich halten, eigene Vertheidigungscolonien anzulegen. Die Annahme, daß man in solche nur Czechen habe einsetzen

können, ist nicht stichhältig. Schon der Herzog Soběslaw II. (1173—1178) schenkte den Deutschen so großes Vertrauen, daß er ihnen in dem berühmten Privilegium auftrag, seine Burg in Prag zu bewachen, wenn er außerhalb Böhmens auf einem Kriegszuge sich befände. Die Deutschen waren verlässliche Unterthanen der Přemysliden, sie waren zur Heeresfolge verpflichtet, sie erwiderten den wohlwollenden Schutz, welchen die besten unter den Herrschern Böhmens ihrer Sprache und Sitte angedeihen ließen, stets mit treuer Anhänglichkeit. Sene großen Könige, welche die Ansiedlung der Deutschen mit allen Mitteln förderten, wußten gar wohl, daß sie mit diesen Colonisten keine Unruhmüßler, kein zu Conspirationen mit dem Auslande geneigtes Element in das Land pflanzten. Bei jenen, welche nur die Tschechen als echte Einheimische des Landes Böhmen betrachten, ist es — sie mögen von welchem Theile des Landes immer reden — eine sehr beliebte Behauptung, die Deutschen hätten sich erst nach dem dreißigjährigen Kriege an Stelle der zu Grunde gegangenen Tschechen niedergelassen. Es verhält sich aber in der That, wie wir gesehen haben, meistens anders, und so sind auch die deutschen künischen Freibauern nicht erst in einer so späten Zeit und gewiß nicht als lachende Erben müheelos zu Besitz und Wohlstand gekommen.

Die Wohnungen der Freibauern sind geschlossene Gehöfte und pflegen mitten in den Besitzungen zu liegen. Das ist eine altgermanische Einrichtung, man begegnet ihr in Westphalen, Oberbayern, im Schwarzwalde und in anderen Gegenden Deutschlands. Wie dort, so ziert auch im künischen Gebiete fast jedes „Herrenhaus“ ein Glockentürmchen, und trägt jeder Hof einen besonderen Namen, z. B. Berghof, Girglhof, Metzzerhof, Schindlhof, Siemandlhof, Tomandlhof. Noch heute sind die Freibauern in ihrer Mehrzahl keine Kleinbauern, sondern haben einen ausgedehnten Grundbesitz. Unvermögend, denselben allein mit eigenen Kräften zu bewirtschaften, errichteten sie bei ihren Wirtschaftsgebäuden Wohnhäuser für Hintersassen, nämlich für Tagelöhner und Handwerker in ihren Diensten. So entstanden allmählich ganze Häusergruppen. Darum muß sich heute noch der Freibauer als eine

Art Herrschaft fühlen, die ganzen Familien wie Untergebenen gebieten kann. Seine Altvordern hatten das Recht, für die acht Gerichtsbezirke: St. Katharina, Hammern, Eisenstraß, Seewiesen, Haidl, Kochl, Alt-Stadln und Stachau, ihre eigenen Richter zu wählen. Seit der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit bestehen diese Freibauerngerichte nicht mehr, jetzt sind sie unter drei k. k. Bezirksgerichte vertheilt, nämlich Neuern, Schüttenhofen und Bergreichenstein, aber noch tragen die Männer auf ihren breitkrämpigen schwarzen Filzhütten Bänder von verschiedener Farbe nach Verschiedenheit der ehemaligen Gerichte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde das Künische verpfändet. Die Einwohner übergangen aus der Unterthänigkeit der königlichen Kammern in jene der Herrschaften Bystritz und Stubenbach, blieben jedoch robotfrei und behielten fast alle ihre Rechte, sie durften Bier brauen, Brauntwein brennen, auf ihren Gründen frei jagen, in ihren Gewässern fischen. Sie behielten auch ihre eigenen Richter und einen Oberrichter, dessen Gewalt allerdings eingeschränkt war, denn er hatte nur das Steuer- und Conscriptiionswesen zu führen, in allem Übrigen hatten die herrschaftlichen Obrigkeiten in Bystritz und Stubenbach anzuordnen und zu richten. An seinem Orte ist schon berichtet worden, daß die Glasfabrication von alter Zeit her auf dem künischen Waldplateau im Schwunge ist. Sie trug, wie überall, ihr gut Theil zur Devastation der Wälder bei, aber die Bauern halfen auch getreulich mit, sie rodeten die Waldung aus, ohne immer auch an neue Culturen zu denken, die Waldblößen wurden als Viehweiden benutzt. Viehzucht und Ackerbau machen Fortschritte, der Waldbestand geht zurück.

Bevor wir die künischen Freibauern verlassen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch auf einen eigenthümlichen Gebrauch, welcher, wie Willkomm sagt, zwar nicht unter allen deutschen Freibauern, wohl aber unter denen des künischen Gebirges, des Angeltales und der angrenzenden Gegenden (in den ehemaligen Gerichtsbezirken von St. Katharina, Hammern, Eisenstraß und Haidl) gäng und gebe ist, nämlich auf die sogenannten Todtenbretter. Ist jemand verschieden, so pfllegt man ihn vor seiner Einsargung

auf ein gewöhnlich mit den Sinnbildern des Todes geschmücktes, bunt bemaltes Brett zu legen. Solche Bretter werden dann mit Inschriften versehen und an Kreuzwegen, bei Martersäulen, unter alten, schönen Bäumen oder in der Nähe eines Gehöftes aufgestellt. Diese Sitte ist altbairisch, sie findet sich von der Hochebene von Furth aus durch den ganzen Bairischen Wald bis an die Donau verbreitet. Vor Eisenstein steht eine Anzahl solcher Bretter gerade an der befahrensten Straße. Lauscher hat auf seinen Böhmerwaldwanderungen außer in Eisenstein nur noch in der Nähe von Stubenbach ein ganz vereinzelt Exemplar gefunden. Hölzlrigl hat in seiner schon erwähnten Brochure folgende hübsche Inschrift eines Todtenbrettes bei Eisenstein verzeichnet:

Denkmal.

Auf diesem Brett
hat geruht die Ern-

geachte Jungfrau Theresia Schwendner; welche nach empfangen
Sterbsakrament ihres Alters im 18. Jahr 23. August 1873
gottselig im Herrn entschlafen ist.

In meiner schönsten Jugendblüth
Hätte ich es nicht gedacht;
Daß der Tod; der Sensenmann
an meiner Thir klopfet an;
Bin ich bekannt gewesen Dir;
so bitte ein Vaterunser mir.
so bitte ihn mit heller Stimm
weil ich so jung gestorben bin.

Die Böhmerwäldler haben, wie das gemeiniglich bei Gebirgsbewohnern und echten Walddörflern der Fall ist, in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in ihrem ganzen geistigen Wesen viel Ursprüngliches. Sie sind gerade, offene, unverdorbene Naturmenschen, der Bildungsgrad ist meist ein recht niedriger, die Schulbildung kann bei den vielen Hindernissen, die einem regelmäßigen Schulbesuche im Wege stehen, nur eine mangelhafte sein. Einem Fremden gegenüber sind sie anfangs oft zurückhaltend und scheu, bald aber, wenn er sich ihnen freundlich naht, zutraulich, gemüthlich und mittheilsam. Sie bedienen sich gern derber und kräftiger

Ausdrücke, aber sie sind in ihrer Rede auch aufrichtig und rückhaltlos. Sie haben ein heiteres, fröhliches Temperament und lieben vor allem solche Lustbarkeiten, wo sie sich austoben und austollern können. Sie besitzen viel Vorliebe und Talent für die Musik. Fast in jeder Stube hängt eine Geige, eine Clarinette oder ein anderes Instrument, fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Nicht weniger sind sie Freunde des Gesanges. Das echte Volkslied, zu dem nicht Melodie und Text aus der Ferne geholt, das, so wie es die erregte Stimmung gerade gibt, gedichtet und gesungen wird, klingt hier noch in aller Frische und Kraft. Am Tage erschallt Haus und Feld von Liedern, bald von heiteren, ausgelassenen, bald von ernsten, schwermüthigen, spät Abends noch durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Der Jodler ist fast so bekannt, wie in den Alpen. Auch sonst haben die Böhmerwälder manchen verwandten Zug mit den Bewohnern jenes Hochgebirges, ein frommer, kindlich gläubiger Sinn lebt in ihnen noch fast ungeschwächt. Das Morgen- und Mittagsgebet, desgleichen die Abendandacht wird regelmäßig gemeinsam verrichtet, der Hausvater ist der Vorbeter. Stets sind sie zu gegenseitiger aufopfernder Hilfe bereit. Wenn der Ärmere die Ernte von den Feldern nicht zur rechten Zeit einzuheimsen im Stande ist, weil Zugvieh und Arbeiter ihm fehlen, unterstützen ihn die Nachbarn oft unaufgefordert. Zugvieh wird selbst stundenweit zur Aushilfe gesandt. Die Bursche sind oft händelsüchtig und zumal bei Tanzunterhaltungen rauschhaftig, aber sie kennen nicht bloß diese rohen Ausbrüche einer ungezügelter Leidenschaftlichkeit, sondern ihr Herz erfreut sich auch an einem andern, edleren „Gspäß“. Sie holen zur Nachtzeit einen Wagen, laden das Korn oder andere Feldfrüchte eines Unbemittelten auf, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an den Rädern und Leitern, bis die Ernte ganz oder zum Theil unter Dach und Fach gebracht ist, daß der Häusler, wenn er des Morgens vor seine Thür tritt, die Augen weit aufreißt und voll Freude und Lust an sein Tagewerk geht, weil vielleicht das Schwerste schon, während er noch schlief, von anderen besorgt worden ist.

Die Tracht der Böhmerwälder hat noch einiges Eigenthümliche, aber eine eigentliche Nationaltracht ist sie nicht mehr. Statt der kurzen Tuchjacken, die früher allgemein gebräuchlich waren, sieht man schon häufig kurze Röcke mit Seitentaschen. Nach Art der Äpler tragen viele einen breiten, bisweilen gestickten Leibgurt oder wenigstens einen einfachen Ledergürtel. Als Kopfbedeckung dient ein breitkrämpiger Filzhut. Das Weibervolk hält nur in den von den Verkehrsstraßen ganz abgelegenen Dörfern an dem kleidsamen ausgeschnittenen Nieder und den kurzen, bunten farbigen Röcken fest, sonst sind, wie anderwärts, lange Kleider fast allgemein. Das einzige, was sie von ihrer heimischen Tracht nicht aufgeben zu wollen scheinen, ist das schwarze Kopftuch, das so gebunden wird, daß zwei lange, flügelartige Zipfel sich über den Rücken ausbreiten. Bei wohlhabenden Bäuerinnen ist dies Kopftuch aus Seide und oft mit Stickereien verziert.

Auf ähnliche Weise, wie in der Kleidung die von auswärts gekommene Mode die einheimische Tracht zu verdrängen beginnt, hat sich unter die eingeborene Bevölkerung ein fremdes Element gemischt und sucht sich mehr und mehr geltend zu machen, das in die einfachen, aber gesunden und naturgemäßen Verhältnisse den Keim der Zersetzung legt. Es ist dies die große Zahl der Fabriks- und die geringere der Eisenbahnarbeiter und jener fremden Holzhauer, die in Folge der Borkenkäfercalamität in Dienst genommen und zum Theil festhaft geworden sind. Die letztgenannten werden sich endlich der alten Bevölkerung assimiliren, nicht aber die Fabriks- und Bahnarbeiter. Diese spielen den Walddörflern gegenüber gern die geistig Überlegenen, sie haben die Welt mehr gesehen, kommen mit Fremden mehr in Berührung, ahnen etwas von dem Getriebe des großen Verkehrslebens, sie leben nicht so still und genügsam für sich, wie der schlichte Mann des Gebirges, sie besitzen eine Art Corpsgeist, der leicht zu Hochmuth und Übermuth verleitet, sie verdienen leichter und mehr und wissen es auch leichter anzubringen. Glasbläser und Schleifer erreichen selten ein höheres Alter, das ist ihnen selbst gar wohl bekannt und spornt sie an, das Leben zu genießen und von seiner leichten Seite anzufassen. Die Dorf-

burschen lassen sich bald verführen, im lockeren Leben mit ihnen wetteifern zu wollen, aber das Geld ist bei ihnen rarer, als bei jenen, sie müssen deshalb Schulden machen oder auf irgend eine unredliche Art ihre Einkünfte erhöhen; auch sonst bildet sich zwischen Dorfburschen und Fabrikarbeitern eine Rivalität aus, die manches Schlimme im Gefolge hat, doch sind alle diese und ähnliche Übelstände erst in ihren schwächsten Anfängen vorhanden, keineswegs in solcher Schärfe und Größe, wie in den eigentlichen Fabrikdistricten.

Aber noch eine andere Gefahr droht den deutschen Böhmerwäldlern: die der Entnationalisirung. Schon sind die Vorwerke des Deutchthums im Süden Böhmens gefallen und planmäßig wird von slavischer Seite gegen das geschlossene Sprachgebiet selbst operirt. Schwarzenberg'sche und andere Beamte und Bedienstete, Geistliche und zahlreiche Sommergäste aus dem Inneren des Landes sorgen dafür, daß man im Böhmerwalde nicht bloß deutsche Laute hört und daß die Einwohner nicht ganz unberührt bleiben von dem unerquicklichen Nationalitätenhader. Die deutschen Sprachinseln außerhalb der Linie, welche sich als Grenze des rein deutschen Gebietes von Prachatitz nach Winterberg und Bergreichenstein ziehen läßt, sind in den letzten Jahren vollständig czechisirt worden. Südlich von Netolitz gab es 7 bis 8 deutsche Ortschaften, jetzt ist nur in Unter-Krochum, Bowitz und Swieritz die deutsche Sprache noch nicht ganz verflungen, in den anderen haben nur die älteren Leute noch einige Kenntniss derselben, die Kinder sind ganz und gar slavisirt. In den Dörfern um Budweis gebrauchen die Einwohner das Deutsche nur noch als „Haus-sprache“, jedem Fremden treten sie mit einer czechischen Ansprache entgegen. *) Prachatitz hat seit Kurzem eine czechische Schule, deren Übernahme durch die Gemeinde mit allen Mitteln angestrebt wird. Von deutscher Seite ist endlich die Gründung eines „Böhmerwaldbundes“ in Angriff genommen worden, dessen Thätigkeit sich auf alle Gebiete der nationalen Bildung und Cultur erstrecken soll. Er stellt sich die Aufgabe, Industrie und

*) Vergl. die schon erwähnte Brochure Höllrigls.

Landwirthschaft zu heben, die Bildung von Spar- und Vorschußvereinen, die Errichtung von Fachschulen, die Einführung lohnender Erwerbzweige, die Stellenvermittlung für Lehrlinge, Dienstboten und gewerbliche Hilfsarbeiter zu betreiben, Volksbibliotheken aufzustellen, Wanderversammlungen zu veranstalten, den Fremdenverkehr zu steigern, kurz auf alle Weise für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Deutschen Südböhmens, für die Kräftigung des Nationalgefühls und für eine inhaltreiche Gestaltung des geistigen Lebens zu wirken. Zum Sitz der Bundesleitung hat man das national gefährdete Budweis ausersehen. Die Organisation des deutschen Böhmerwaldbundes soll eine ähnliche werden, wie die des deutschen Schulvereines. Wo zwanzig Mitglieder vereint sind, wird sich eine Bundesgruppe bilden, welche auf Grundlage ihrer localen Erfahrungen bis zu einem gewissen Grade selbständig wirken, zugleich aber die ständige Verbindung mit der Bundesleitung unterhalten soll. Möge dieser Plan seine volle und großartige Verwirklichung erfahren!

Die Egerländer.

Die Grenzen des ehemaligen Egerlandes sind durch die jetzige politische Eintheilung Böhmens vollständig verwischt. Die Bezirkshauptmannschaft Eger erstreckt sich einerseits im Norden und Osten etwas über diese Grenzen hinaus, andererseits umfaßt sie nicht das ganze Egerer Gebiet, so viel davon an Böhmen gekommen ist, ein Theil ist zum politischen Bezirke Mähren geschlagen worden. Beide Bezirkshauptmannschaften sind rein deutsch: die Mäher hat, wie erwähnt, nach den Ausweisen der Volkszählung keinen einzigen anderssprachigen Einheimischen, die Egerer unter einer Bevölkerung von 53.798 nur 298 Tschechen. Das Egerland ist auch niemals czechisch gewesen. Vor der Völkerwanderung war es germanisch. Das erste geschichtlich nachweisbare Volk, das diese Gegenden bewohnte, waren die den Markomanen verwandten Marisker. Als diese gegen die Donau abgezogen waren, rückten Slaven nach, und zwar Wenden, keine Tschechen, aber sie drangen gewiß noch nicht bis in's Gebirge vor, sondern lagerten nur an den Flüssen und Bächen. Das Deutschthum scheint erst zur Zeit Karls des Großen hier wieder einigermaßen Fuß gefaßt zu haben. Bekanntlich wurde von Karl aus dem Donau-, dem Nord- und dem Rednitzgau die große Slavenmark gebildet. Heinrich Gradl, der gründliche und unermüdlche Forscher auf dem Gebiete der Egerer Geschichte, spricht die Vermuthung aus, daß die Bildung der Slavenmark mit einem starken Colonisiren verbunden gewesen sei, daß Karl bei seinen Kriegszügen gegen die Slaven Theile seines Heeres unter irgend einer Form zurückgelassen habe, um sich die Einbruchspforte in das feindliche Land zu sichern. Aus

dem südlichen Theile des Nordgaaes, der im Jahre 876 abgelöst wurde und an Ludwig III. fiel, entstand später die Markgrafschaft Ostfranken. Die Babenberger, die Herren derselben, mußten es sich angelegen sein lassen, den Rest der alten regio Sclavorum, wovon unser Egerland ein Theil war, zu christianisiren und zu germanisiren, weil sie hiedurch ihre Herrschaft festigten*). Das Christenthum wurde unserem Ländchen von Süden her gebracht, weshalb Eger auch bis zum Jahre 1807 zur Regensburger Diöcese gehörte.

Etwa zu Beginn des zehnten Jahrhunderts kam der Nordgau, der, wie gesagt, auch das Egerland in sich schloß, weshalb die Egerländer noch Jahrhunderte lang *Norici Egrenses* hießen, aus dem habenbergischen Besitze an Eberhard, den Bruder Konrads, der 911 deutscher König wurde. Von diesem erbte Eberhard auch die Herzogswürde in Franken. In dieser Zeit war es dringend nöthig, die Grenze Deutschlands nicht nur gegen die Slaven, sondern auch gegen die räuberischen Einfälle der Magyaren zu sichern. Um den Eingang nach Deutschland uneinnehmbar zu machen, war es nicht genug, daß an der oberen Eger, am Fuße des Gebirges, eine Feste errichtet wurde, es war auch eine starke Mannschaft erforderlich. Dafür scheint Eberhard durch zahlreiche Berufungen aus Deutschland, aller Wahrscheinlichkeit nach zumeist aus dem Stammlande seines Geschlechtes, aus dem Lahn-, Wetter- und Rheingau, gesorgt zu haben. Schon damals dürften viele deutsche Dörfer gegründet worden sein. Einige Dörfer — ihre Zahl ist nicht groß — tragen slavische Namen, aber selbst diese sind keine ursprünglich slavischen, später germanisirten Ortschaften. Ein slavisches Gehöfte, das einst dort gestanden, mag zuerst diesen Namen geführt haben, oder er haftete an der Örtlichkeit. Gradl macht darauf aufmerksam, daß alle Dörfer in ihrer Anlage und Bauart den deutschen Charakter zeigen, denn nirgends trifft man die, bald mehr, bald minder scharf ausgeprägte „runde und huf-

*) Die Herkunft der Egerländer. Von Heinrich Gradl. Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. i. B. XVIII. S. 260 u. ff.

eisenförmige Gestalt slavischer Dorfanlagen“, sondern die Gehöfte und Häuser liegen meist an den Seiten des Kinnales eines Gewässers regellos zerstreut, umsäumt von Ackergründen und freundlichen Obstgärten, so daß zu jedem Dorfe mehrere Zufahrten sind. Das ist deutsche Bauart.

Zur Zeit, als die leichtbewaffneten und berittenen Horden der Avaren und Hunnen den Osten Deutschlands zu wiederholten Malen überflutheten und, nachdem sie gesengt, geplündert und gemordet, ebenso schnell verschwanden, als sie gekommen waren, wurde der Bergfried, um den sich später die Kaiserbauten zu Eger lagerten, erbaut. Er ragt heute noch als stattliche Ruine über die Stadt Eger empor und ist unter dem Namen des „schwarzen Thurmes“ bekannt. Professor Grueber hat in dem ersten Bande der Mittheilungen des deutsch-böhmischen Geschichtsvereines dieses interessante Baudenkmal genau geschildert und alle wünschenswerthe Aufklärung über dasselbe gegeben. Das Materiale, aus welchem die Quadern gehauen sind, ist basaltige Schlacke von schwarzer Farbe, es ist offenbar vom Kammerbühl, einem zwischen Eger und Franzensbad gelegenen erloschenen Vulcane, genommen. Dieser Bergfried ist das einzige Beispiel eines aus solchem Gestein aufgeführten Baues in der östlichen Hälfte Deutschlands. Gegen jene wilden Schwärme, die weder Zeit, noch Werkzeuge zu einer förmlichen und planmäßigen Belagerung besaßen, mußte sich eine solche Veste als unzerstörbar bewähren. Späterhin wurde lavaartiges Gestein nicht mehr zu Befestigungswerken verwendet. Da das Materiale an Römerbauten erinnert, so fand die Meinung allseitigen Beifall, der Thurm sei römischen Ursprunges. Allein es gibt keine Nachricht, die uns von einer römischen Niederlassung in dieser Gegend meldet, die römische Technik aber war von Karl dem Großen durch römische Baumeister nach Deutschland verpflanzt worden und blieb bis zum Jahre 1000 bei allen schwierigen und künstlichen Bauführungen maßgebend.

Um das Ende des 11. Jahrhunderts, zur Zeit Diepolds von Vohburg, stand sicher schon eine Burg, die Residenz des Markgrafen, neben dem schwarzen Thurme. Mit dem Baue derselben

war zugleich die Anlage einer Ortschaft angebahnt, denn die Ministerialen des Markgrafen schlugen als Burgmannen ihre Wohnungen um die Burg auf, und, wie sich eine passende Gelegenheit bot, gründeten auch andere unter dem Schutze der Burg sich ein gesicherteres Heim. So war der erste Grund gelegt zur späteren Stadt Eger. Im Jahre 1143 wird bereits eines Pfarrers von Eger erwähnt. Um dieselbe Zeit mögen die deutschen Colonisten muthiger und zahlreicher in die ungeheueren Gebirgswälder eingedrungen sein und größere Strecken derselben ausgerodet, in fruchtbares Ackerland umgeschaffen haben. Viele Ortsnamen lassen erkennen, daß durch Waldausrodungen Platz für ihre Anlage gewonnen worden ist, denn viele Dörfer sowohl auf den westlichen, wie auf den östlichen Abhängen des Fichtelgebirges führen Namen, die auf die Silbe „reut“ endigen, daneben ist auch die Endsilbe „grün“ häufig.

Diepold war der einzige „Bohburger“, der das Egerland besaß. Er wahrte nicht allein die Grenzen desselben mit kräftiger Hand, sondern erweiterte sie auch nach Osten. Das Ländchen dehnte sich damals viel weiter aus, als in späterer Zeit, es reichte vom Waldsteingebirge bis zu den Ausläufern des Kaiserwaldes, vom Weißensteiner- und Fichtelgebirge bis zur „kleinen“ Elster und zur Kornberggruppe, in Böhmen erstreckte es sich das Egerthal abwärts über Falkenau bis etwa nach Elbogen, im Norden wurden die Ortschaften des Bezirkes von Misch noch um 1500 als „im Egerlande“ gelegen bezeichnet. Die Regierung des Bohburgers wurde für das Ländchen überdies bedeutend durch die Gründung der Cisterzienserabtei Waldsassen (jetzt ein Marktflecken im bairischen Regierungsbezirke Oberpfalz) im Jahre 1128. Die ersten Bewohner derselben, die Religiosen sowohl, wie ihr Prior, stammten aus dem Kloster Volkenrode in Thüringen. Im 14. Jahre seines Bestandes sandte Waldsassen schon Mönche aus, um ein neues Kloster einzurichten, nämlich Sedlitz bei Kuttenberg, eine zweite Filiale entstand 1192 in Dffeg.

Nach dem Ableben Diepolds (1146) eignete sich der deutsche König Konrad das Egerland zu. Wahrscheinlich um die Nach-

baren sich geneigt zu stimmen und aller Einsprache gegen diese Besitzergreifung vorzubeugen, trat er einiges Gebiet ab, so an Böhmen das heutige Stück Voigtland und die Schönbacher Gegend. Von Konrad kam das Egerland an dessen Sohn Friedrich, von diesem an den nächsten erbberechtigten Staufer, Friedrich den Rothbart. „So war — sagt Gradl — das Egerland unmittelbares Reichsland geworden und blieb es, bis die Hohenstaufen, die seinen Charakter mächtig in den eines Allodbesitzes umzuändern trachteten, ausstarben.“

Die Ortschaft Eger hatte rasch einen großen Aufschwung genommen. Friedrich Barbarossa (1212—1250) baute die Kaiserburg, die jetzt fast ganz Ruine ist, aber wenigstens vor dem weiteren Verfall nach Möglichkeit geschützt wird, und hielt sich wiederholt und längere Zeit daselbst auf, auch mehrere prachtvolle Reichsversammlungen wurden hier abgehalten.

Nebst den Dienstmännern und Hofleuten hatte sich bald eine große Zahl Höriger angesiedelt, die allerlei Gewerbe trieben und das Ackerland ringsum bebauten. Die Zunahme der Bevölkerung, vor allem aber die Lage des Ortes waren der Handelsthätigkeit förderlich und diese wiederum steigerte den allgemeinen Wohlstand. Von Frankfurt und Würzburg her führte die alte Mainstraße nach Eger, auch mit Nürnberg knüpfte sich frühzeitig ein lebhafter Handelsverkehr an, der wichtigste Handelszug aber gieng nach der Hauptstadt Böhmens und zwar das Egerthal hinab bis Lann und von da südostwärts über Schlan nach Prag, aber auch dem Laufe der Eger fort zog sich ein Handelsweg bis zur Mündung des Flusses, gegenüber welcher Leitmeritz liegt, von wo die Waaren weiter die Elbe hinab verfrachtet wurden. Reich gewordene Hörige erkaufte sich mit ihrem Gelde die Freiheit, die Einwohnerschaft vermehrte sich durch den Zuzug solcher, die ihren Landbesitz verloren hatten und nun versuchten, durch Gewerbe sich zu ernähren, so bildete sich nach und nach ein neuer Stand aus, der der Bürger. Die erste Nachricht von einer Bürgergemeinde (civitas) stammt aus dem Jahre 1234. Die Gemeinde hatte einen eigenen Stadtrichter (iudex civitatis). Die Bürger wohnten aber damals noch nicht

viel besser, als die leibeigenen Bauern. Ihre Häuser waren im 13. Jahrhunderte noch allesammt aus Holz und mit Stroh gedeckt, auch bildeten sie noch keine Zeilen, geregelte Gassen, sondern standen einzeln und waren von Gärten, bisweilen sogar von Feldern umgeben.

Wie Eger seine erste Blüthe, so verdankt ein nahe bei Elbogen gelegener Ort allen Angaben nach seine Entstehung Kaiser Friedrich II. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge (1228) die Falkenjagd nach Deutschland mitbrachte, soll Falkenau als sein Falkenhof angelegt worden sein.

Bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts war im ganzen Egerlande die Seelsorge in den Händen von Weltgeistlichen. Im Jahre 1258 aber verließ Konradin das Patronat an den deutschen Ritterorden. Dieser bekam dadurch die Hauptkirche St. Niclas mit ihren alten und neueren sechs Filialen und drei Capellen, wie auch die sechszehn Pfarr- und Filialkirchen des platten Egerlandes. Die Egerer Ordenskomthurei fügte sich der deutschen Ballei Thüringen ein, deren Sitz in Swägen bei Jena war.

Konradin wollte bei seinem Abzuge nach Sicilien das Egerland seinem Oheime, Ludwig von Baiern, überlassen, allein der Böhmenkönig Ottokar II., der Tochtersohn Kaiser Philipps von Hohenstaufen, bemächtigte sich des Landes. Die Besitzergreifung durch Ottokar vollzog sich ohne Blutvergießen, der deutsche König Richard von Cornwallis hatte dem mächtigen Fürsten zum Danke für die Anerkennung seiner Königswürde den Schutz der Reichsgüter auf der rechten Seite des Rheines mit der ausdrücklichen Hinweisung auf die Anmaßungen Konradins und seiner Partie übertragen*), Ottokar benützte die Ohnmacht des deutschen Königs und die traurigen Zustände des Reiches, durch Wegnahme von Reichsländern eine mächtige Monarchie zu begründen. Das Gebiet von Eger wurde nicht sogleich für einen integrirenden Bestandtheil Böhmens erklärt, Ottokar bestätigte den Egerern am 4. Mai 1266 alle Privilegien und Rechte und suchte zunächst durch An-

*) Eger und Böhmen. Von Dr. Franz Kürschner, Wien 1870.

kauf von Burgen und festen Plätzen die neue Erwerbung zu sichern, auch setzte er einen eigenen Landvogt in Eger ein und beseitigte dadurch thatsächlich die kaiserlichen Provincialrichter. Das Burggrafenamnt von Eger scheint auch zugleich mit dem von Elbogen vereinigt gewesen zu sein. Elbogen war im 13. Jahrhunderte noch eine königliche Grenzburg, keine Stadt, und gehörte zum Zettlitzer Gaue, welcher unter der Regierung Ottokars fast vollständig germanisirt wurde. Schon der Vater Ottokars hatte das von der zweiten Gemahlin Wladislaw's im Jahre 1144 am Unterlaufe der Eger gegründete Nonnenkloster Doyan im Jahre 1234 sammt allen Klostergütern von der Zupengerichtsbarkeit eximirt und den eifrig colonisirenden Nonnen die Aussetzung von Dörfern nach deutschem Rechte gestattet. Noch eifriger als das Doyaner Kloster waren in der Neubegründung emphiteutischer Dörfer die Cisterzienser von Dffeg und die Prämonstratenser von Tepl. Am umfangreichsten aber war der Grundbesitz des Königs selbst. Wie planmäßig dieser die Berufung von deutschen Colonisten betrieb, ist schon wiederholt angemerkt worden.

Rudolf von Habsburg, zum deutschen Könige gewählt, war entschlossen, die zerrüttete Ordnung im Reiche wiederherzustellen und die entrissenen Lehen und Güter wieder heimzuholen. Deshalb mußte er vor allem die bedrohliche Macht des widerstrebenden Vasallen von Böhmen brechen. Ottokar unterlag, verlor auf dem Marchfelde sogar das Leben, Eger kehrte nach zwölfjähriger Trennung „unter des deutschen Königes und des römischen Reiches milde Herrschaft“ zurück. Rudolf bestätigte den Bürgern von Eger alle Privilegien und Freiheiten, welche ihnen von römischen Kaisern und Königen, Herzogen und anderen Reichsfürsten verliehen worden waren, begnadete sie überdies mit Zoll- und Mauthfreiheit im ganzen Reiche und der Bestätigung ihrer Lehenschaften. Die 26 Artikel der betreffenden Urkunde sind die erste vollständige Aufzeichnung des Egerer Stadtrechtes. Dieses stand mit dem Nürnberger in alter Stammverwandtschaft, wofür schon der Umstand spricht, daß die Egerer Rathmannen sich mehrmals an die von Nürnberg als ihre „lieben Ältväter“ in schwierigen Rechts-

fällen um Unterweisung wandten. Die verschiedenartige historische Entwicklung der beiden Städte brachte es freilich mit sich, daß im Laufe der Zeit die von einander gesonderte Ausbildung der beiden Stadtrechte die ursprüngliche Gleichheit immer mehr verwischte, so daß sie in ihrer urkundlichen Fassung nur wenig Vergleichungspunkte darbieten. Das Egerer Stadtrecht fand eine weite Verbreitung, es wurde fast im ganzen Elbogener Kreise eingeführt, sein Bezirk berührte im Westen den Bereich des Nürnberger Stadtrechtes, im Osten den des Magdeburger. Eger wurde Mutterstadt und Rechtsinstanz für Elbogen, Wunsiedel, Schönbach, 1370 auch für die königlichen Städte Grassitz und Karlsbad, 1375 für Ruditz und Buchau, 1387 für Schlackenwerth, Schlaggenwald und Petschau, 1397 für Falkenau. Zum erstenmal wird eines Bürgermeisters von Eger (*magister consulum*) im Jahre 1281 erwähnt, der 1282 zum ersten und letzten Male Schultheiß (*scultetus*), nachher aber immer Bürgermeister genannt wird. Die erste genauere Organisation der Gemeinde ist — nach H. Gradls Auseinandersetzungen — aus dem Jahre 1384 bekannt. An der Spitze der Gemeinde stand ein „Rath“ von 19 Mitgliedern, aus welchen eines (oder zwei?) für ein Jahr zum Bürgermeister gewählt wurde, ferner 13 Schöffen, welche unter dem vom Könige ernannten Stadtrichter alle criminellen und civilrechtlichen Angelegenheiten entschieden, und drittens aus den sogenannten „Sechszunddreißigen“, welche, an Zahl wechselnd, die eigentliche („äußere“) Gemeindevertretung darstellten. Zwei Rathmannen besorgten die finanziellen Geschäfte, besonders die Einhebung der Stadtsteuer oder Losung (daher „Losunger“), zwei oder drei andere die Eintreibung der Land- oder Klostersteuer („Klosterherrn“), ein Rathsmitglied hatte das Bauwesen („Bauherr“), eines das Leihamt („Pfandherr“) und meist auch eines die Münze („Münzherr“).

Die neuerlangte Reichsunmittelbarkeit sollte für das Egerland nicht von Dauer sein. Rudolf zwar behauptete die Reichsfreiheit Egers, nur wurde das Gebiet durch Verpfändung der Märkte Misch und Selb an Heinrich Vogt von Plauen verringert. Bald

nach Rudolfs Tode (15. Juli 1291) ergriff König Wenzel Besitz vom Egerlande. Dem neu erwählten deutschen Könige Adolf von Nassau war an der Freundschaft des Böhmenkönigs zu viel gelegen, als daß er diese Verkleinerung des Reichsgebietes hätte hindern wollen. Wenzel wandte sich später dem nach der deutschen Krone strebenden Albrecht von Österreich zu, wodurch er sich nicht allein den Besitz des Egerlandes, sondern auch anderen Reichsgebietes sicherte. Das gute Einvernehmen mit dem Könige Albrecht wurde bald gestört, weil Wenzel sich um die ungarische Königskrone bewarb, ja Albrecht eröffnete sogar den Reichskrieg gegen Böhmen. Dieser blieb unentschieden. Nach dem Tode Wenzels II. (21. Juni 1305) fiel Eger wiederum an das Reich zurück, um nach kurzer Zeit für immer von demselben getrennt zu werden. Ludwig von Baiern hatte Johann von Luxemburg, um dessen Stimme bei der Königswahl zu gewinnen, nebst anderen Zugeständnissen die Verpfändung von Stadt und Land Eger zugesagt. Nach erfolgter Wahl bestätigte und erneuerte Ludwig die gemachten Zusagen, die Verpfändung konnte aber nicht eher in Wirksamkeit treten, als bis der Kampf zwischen den beiden Gegenkönigen Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich entschieden war. Die Entscheidung erfolgte zu Gunsten Ludwigs durch die Schlacht bei Mühldorf (28. September 1322). Die Bürger von Eger erkannten den König von Böhmen als Pfandherren an, huldigten ihm und empfingen durch eine am 23. October 1322 zu Prag ausgestellte Urkunde das Gelöbniß des Königs, daß derselbe alle von römischen Kaisern und Königen hergebrachten Rechte wahren wolle, ferner, daß das Egerer Gebiet allzeit ungemindert bleiben und die Bürger von Eger mit keinem Kämmerer von Böhmen zu schaffen haben sollen, sondern nur mit dem Könige und dem Hauptmanne oder Richter, den er ihnen geben werde. Durch diese letztere Bestimmung war Eger jeder Einflußnahme der böhmischen Stände entrückt und unmittelbar unter den König von Böhmen gestellt. Die nächstfolgenden Könige, selbst ein Georg von Podiebrad, ließen das Egerland im ungestörten Genuße seiner Freiheiten und Rechte, wenn sie die Zügel der Regierung mit starker Hand hielten, ange-

taftet aber wurde die Selbständigkeit Egers zur Zeit der wachsenden Ständemacht. Das Egerer Gebiet hatte mittlerweile wieder Einbuße erlitten. Die Abtei Waldsassen war selbständig und in Folge dessen das Waldsassener Stück abgelöst worden. Seit die Dynastie Habsburg wie die Herrschaft von Böhmen, so den deutschen Kaiserthron inne hatte, war von einer Auslösung Egers keine Rede mehr, doch blieb die staatsrechtliche Sonderstellung in der Gestaltung der Rechtsverhältnisse der Stadt bis in das 18. Jahrhundert hinein erkennbar. Der ausdauernde Widerstand der Egerer brachte manchen Versuch der Einverleibung zum Scheitern, aber da die Lage sich gründlich änderte, die Habsburger die staatsrechtlichen Verhältnisse ihrer Länder einheitlicher zu gestalten und endlich eine einheitliche Monarchie daraus zu schaffen unternahmen, mußte endlich die privilegierte Sonderstellung des Egerlandes in der österreichischen Staatsidee aufgehen.

In die durch Hus hervorgerufene religiöse und politische Bewegung in Böhmen ließ sich Eger nicht hineinziehen, es stand als Reichsstadt zu Kaiser und Reich und reichte seine Söldner unter die Reichstruppen, welche gegen die Hussiten aufgeboten und in's Feld geführt wurden. Im Jahre 1430 kaufte es sich mit 1700 Gulden bei Prokop dem Großen los. Dem Könige Georg von Podiebrad, der mehrmals in Eger weilte, bewies die Stadt treue Anhänglichkeit, in der sie nicht einmal durch das im Jahre 1470 über sie verhängte päpstliche Interdict wankend gemacht wurde. Erst nach drei Jahren wurde der Kirchenbann aufgehoben.

Die Lehre Luthers fand in Eger bereitwillige Aufnahme, jedoch später, als in den Nachbarorten Hof und Msch. Durch 300 Jahre hatten die deutschen Ordensherren das Patronatsrecht über das ganze Egerland ausgeübt, durch den Einfluß des damaligen Landeskomthur von Thüringen, von Holdingshausen, wurde im Jahre 1564 das protestantische Bekenntnis in der Stadt eingeführt. Der Magistrat erwarb sich das deutsche Haus zu Eger und wurde Patron im ganzen Ländchen. Hiedurch vermeinte er, die vermöge seines landesherrlichen ius reformationis eingeführte

neue Lehre gesichert zu haben, allein nach 65 Jahren wurde der katholische Cultus auf Befehl des Kaisers wieder hergestellt.

Während des dreißigjährigen Krieges war das Egerland in Folge seiner Lage zwischen Sachsen und der Pfalz einer- und den österreichischen Ländern andererseits so recht eine Durchzugsstraße der verschiedensten Kriegsvölker, wodurch der Bevölkerung beispiellose Opfer aufgelegt und das Land bis zur völligen Erschöpfung ausgezogen wurde. Eger ist ja auch der Ort, wo der berühmteste Feldherr des ganzen Krieges, Albrecht von Wallenstein, einen unrühmlichen Tod fand. Man zeigt heute noch im Stadthause das Zimmer, in welchem er am 25. Februar 1634 ermordet wurde. Mit dem gänzlichen Ruine des Volkswohlstandes stellte sich eine maßlose Roheit und Sittenverwilderung ein, noch lange Zeit nach dem Kriege war die Sicherheit auf Straßen und Wegen, ja selbst in den Ortschaften durch Wegelagerer und Räuberbanden gefährdet.

Auch nach der Verpfändung Egers an die Krone Böhmens blieb die kirchliche Verbindung des Ländchens mit der Regensburger Diocese unangetastet, erst Josef II. versuchte die Abtrennung und die Einverleibung in das Prager Erzbisthum, allein er scheiterte mit diesem Vorhaben an dem Widerspruche des Regensburger Domcapitel, der um so schwerer in die Waagschale fiel, als selbst der kaiserliche Kanzler, Fürst Kaunitz, diesem Plane des Kaisers im Staatsrathe entgegentrat. Erst unter Kaiser Franz gelang es, mit Zustimmung Roms das Egerland in aller Form von der Regensburger Diocese loszulösen und der Prager einzufügen (1807). Damit war das letzte Band zerrissen, welches Eger mit dem deutschen Reiche zusammenhielt.

Aber länger als die politische Sonderstellung hat sich die Eigenthümlichkeit des Volksstammes in Sitte, Sprache und Tracht erhalten. Heinrich Gradl hat auch den Dialect der Egerländer untersucht und ist zu folgendem Resultate gekommen: Während die Bewohner des südlichen Erzgebirgshanges genau so sprechen, wie diejenigen jenseits desselben, die Riesengebirgler ihrer Sprache nach entschieden Schlesier sind, die südlichen und südwestlichen Deutsch-

böhmen durch ihre Mundart auf Österreich und Baiern weisen: ist die Sprache des Egerländers eine von allen Nachbardialecten verschiedene, mit keinem derselben verwandte, sondern im Gebiete Süddeutschland vereinzelt. Der Ausgangspunkt derselben scheint am Mittelrhein gesucht werden zu müssen und zwar in jenem Striche, der sich, mit dem Rheingau als Basis, gegen Nordwesten ausdehnt und die Gegenden des alten Herzogthums Nassau, das Siegerland und die nordöstliche Rheinprovinz umfaßt. Dort sind, theils vereinzelt, theils allgemein auftretend, alle jene Momente wiederzufinden, die des Egerländischen Verschiedenheit den Dialecten seiner jetzigen Umgebung gegenüber begründen.

Adam Wolf hat eine Sammlung von 56 Volksliedern aus dem Egerlande veröffentlicht und sagt von diesen im Allgemeinen: „Viele der Volkslieder, welche am Rhein, in Thüringen und Schwaben heimisch waren, sind eingewandert, wurden vermehrt, umgeformt und haben neue Dichtungen veranlaßt. Noch in unserem Jahrhundert war der Volksgefang lebendig. In den Spinnstuben, im Hofe, im Wirthshause wurden von heimischen Leuten und Bänkelsängern mehrstrophige Lieder gesungen. Heutzutage ist der alte Volksgefang ausgestorben.“ Heinr. Gradl und Ed. Reichl sind Wolf im Sammeln von Volksdichtungen nachgefolgt. Obwohl wir auf das Volkslied in Deutschböhmen überhaupt noch zu sprechen kommen, sei es hier doch gestattet, eine Probe aus den Volksreimen, welche die zwei Letztgenannten im „Egerer Jahrbuche 1873“ publicirten, zu geben:

Dou brunt in dean Gründla brinna
 dau stah r i zwaa Löchtala brinna —
 döia Löchtala brinna sua schleat —
 vüllleicht is ma" Maidl niat reat.

Dou brunt in dean Gründla, wea's waißt,
 bin i oft za main Schatzala g'raißt;
 how i oft um si g'raißt u" g'schlogn:
 böga wül sa mi nimma hobm.

Ai, Maidl, vagiß niat af maina,
 stah, schau, wo i laidn mou wegn daina.

I vagiſ' niat af di, herzis Ding,
aa"s Fingerl ſteck da dean Ring.

Af Amatsgräi" gäih i nimma huzn
's kaa" ma nex ſchodn u" nex nuhn
as kaa" ma nex nuhn, nex ſchodn —
ſi hobm = ma zwaa Schrankla vüa g'ſchlogn.

Döia Schrankala how i weeg = g'riſſn —
hobm ſi denkt, ſi wean mi da = wiſſhn,
hobm ſi denkt, ſi wean mi glai hobm
u" wean mi ban Nichta va = klogn.

Da Nichta, dea haut drüwa g'ſprochn:
„dös Frai = gäih", dös koſt' di fünf Groschn!"
fünf Groschn, döi zohl i ja glai
u" gäih wida zan Schakla r am Frai.

Die eigenthümliche Egerländiſche Tracht iſt im Schwinden, man trifft ſie hie und da faſt nur noch bei alten Leuten. Die Weiber tragen leuchtendrothe Wollröcke, grüne oder ſchwarze Schnürleibchen und Jacken mit engen, unten geſtickten, oben mit vielen Falten verſehenen Ärmeln. Um den Kopf knüpfen ſie ein ſchwarzes, bisweilen am Rande verziertes Seidentuch in der Weiſe, daß zwei Enden deſſelben oberhalb der Stirn liegen, ein drittes den Nacken herabhängt. Die Männer haben Bluderhosen, hohe Stiefeln und kurze dunkle Jacken, welche aber niemals zugeknöpft werden, wohl ſchon des großen, glänzenden Hoſenträgerknopfes („Quaſ'toudara“) wegen, das Haupt iſt bedeckt entweder mit einer ſamtenenen, pelzverbrämten Mütze oder mit einem flachen, breitkrämpigen Hute.

Die freundliche und fruchtbare, von Ortschaften überſäete Hochebene deſ Egerlandes zwiſchen den ſchon genannten Ausläufern von vier verſchiedenen Gebirgszügen iſt mit Saatsfeldern, Moorgründen und Wiefen bedeckt. Teiche ſind ſelten, zuſammenhängende Wälder nur an den Hängen der Gebirge. Felſer und Wiefen ſind wohlbeſtellt, der Viehſchlag (die im Nordweſten Böhmens, im ſächſiſchen Erzgebirge und im Böhmerwalde verbreitete „Egerer Raſſe“) iſt vortrefflich. Auffällig erſcheint der Mangel an faſt

aller Baucultur. Auf den Feldern und an den Feldwegen stehen vereinzelt, aber äußerst selten, wilde Birnbäume, auch viele Ortschaften sind fast baumleer. Der größte Theil des urbaren Grundes und Bodens ist Eigenthum der Bauern, größere Adelsgüter gibt es nur wenige. Der Egerer Landmann hatte sich schon zu einer Zeit, wo Robot und Frohne noch überall in Blüthe standen, losgekauft: das gab ihm Selbstgefühl und einen unabhängigen Sinn und heute noch erscheint der Egerer Bauer als selbstbewußter, stolzer Mann. Doch ist seine solide Wohlhabenheit wohl noch mehr der Grund seiner Selbständigkeit und inneren Festigkeit, als die Erinnerung an seine ehrenwerthen Vorfahren. Betreten wir einmal ein Bauernhaus; nicht leicht tritt uns Dürftigkeit und Noth entgegen, der Bauer wohnt behaglich und Stube und Kammer sind mit mancherlei Hausrath angefüllt. Damit das Haus nicht frei am Wege stehe, findet sich unmittelbar vor demselben ein Gemüse- und Blumengarten, doch wird der Blumenzucht im allgemeinen nur wenig Sorgfalt zugewendet*). In den Hof führt gewöhnlich ein Thor zwischen Haus und Schuppen. Anstoßend an den Schuppen oder dem Wohngebäude gegenüber steht die Scheuer. Das Wohnhaus selbst macht einen recht freundlichen Eindruck. In dem Fachwerke, aus welchem das Obergeschöß besteht, heben sich die rothangestrichenen Bäume kräftig von dem Weiß der Mauer ab. Der First ist bunt angestrichen, die Fensterläden, an der Außenseite angebracht, zeigen einen bunten farbigen Stern in der Mitte, die Fenster haben quadratische Form. Treten wir in die geräumige, aber nicht gar hohe Stube, so finden wir freilich manches schon modernisirt. Der gewaltige Kachelofen, der von außen geheizt werden muß und die Ofengabel zu einem oft benötigten Instrumente macht, hat einem viel kleineren mit einem Sparherde Platz gemacht, nur in entlegenen Gebirgsdörfern ist er noch nicht ganz verdrängt. Über dem Ofen befindet sich eine Bretterverschalung zum Trocknen der Leinwand, rings herum die Ofenstange, an der allerlei zum Trocknen

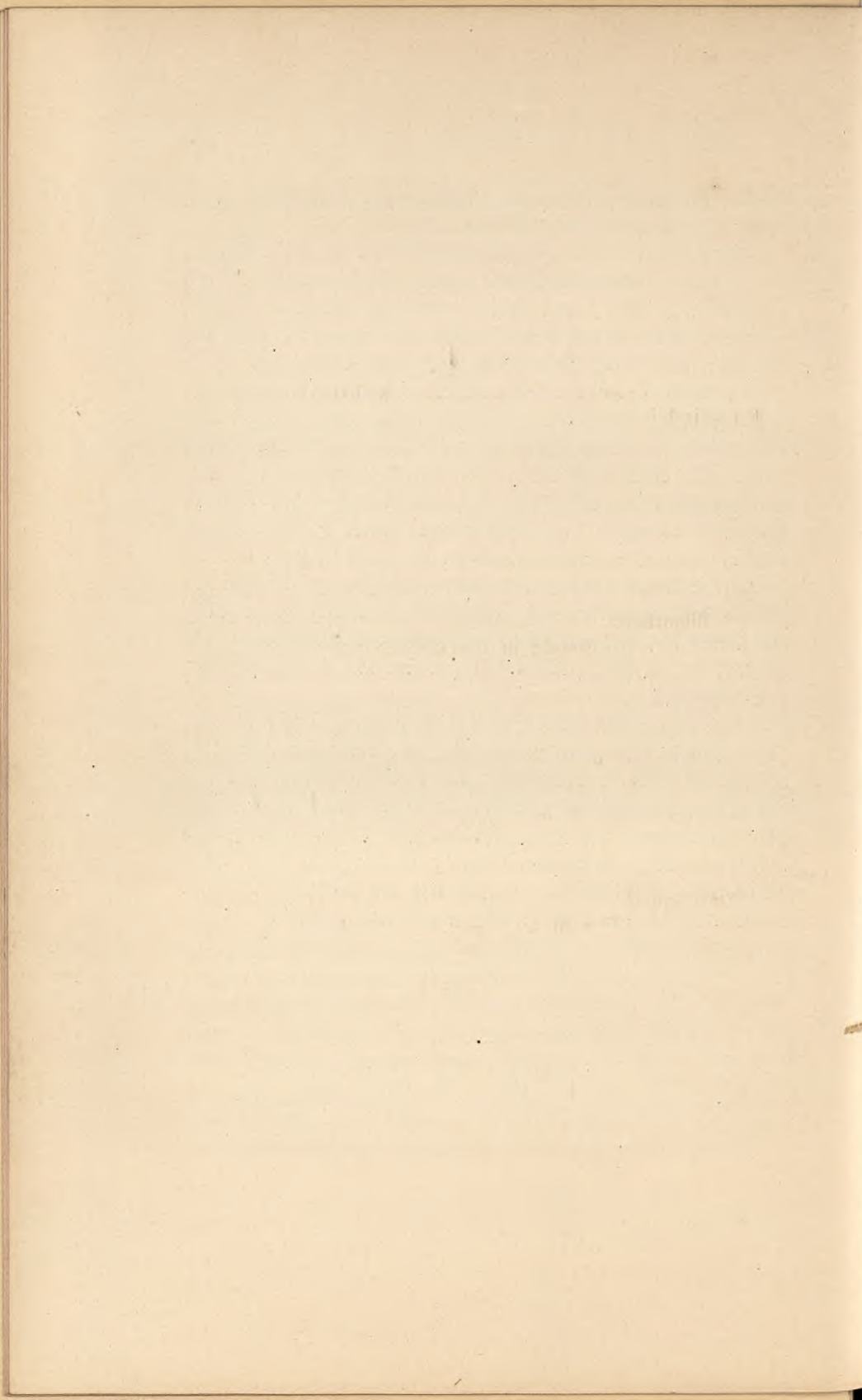
*) Egerer Jahrbuch 1875.

aufgehängt wird. Den Ofen selbst umgibt an drei Seiten eine Bank, unter welcher meist ein Gefäß für Tureltauben hergerichtet ist. Der Kreuzschnabel und die Tureltaube ziehen nach dem Volksglauben gesundheitschädliche Stoffe an sich. Die Stubenthüre ist in vier Felder getheilt, jedes derselben trägt auf dunkelrothem Grunde eine ähnliche Malerei, wie die Fensterläden. An der Wand neben der Thüre steht die Geschirrbank. Sie hat mehrere Stagen und reicht bis zur Decke. Eine Fortsetzung derselben über der Stubenthüre enthält eine Reihe von bemalten Porzellanbechern, aus welchen der Kaffee, der aber noch nicht alltägliches Frühstück ist, getrunken wird. Unter der Geschirrbank ist eine Hühnersteige, die jedoch nur im Winter in Verwendung kommt. An den Wänden herum läuft eine Sitzbank, oben zieht sich eine Reihe von Heiligenbildern herum, in einer Ecke der Stube steht der blankgeseuerte massive Tisch, über demselben hängt jetzt in den meisten Stuben eine Petroleumlampe, an der Wand stecken in den Fugen derselben oder in Lederräumen die Eisbestecke der Hausgenossen. An der Vorderseite des Tisches stehen die Stühle für den Bauer und sein Eheweib, an der zweiten freien Seite eine Bank (Vorbank) für die Mägde. Zwischen den Fenstern einer Wand ist eine Tischplatte angebracht, die herabgelassen werden kann. Auf ihr wird dem Nachtwächter, wenn er auf seinem Rundgange sich einfindet, dem Executionssoldaten, der sich hin und wieder als unwillkommener Gast einstellt, und sonstiger Einquartierung aufgetischt. Das Himmelbett, das früher die zweite Ecke der Stube einzunehmen pflegte, ist verschwunden. Die hintere Hälfte der Stube ist gebiegt, die vordere mit Steinen oder Ziegeln belegt. Neben der Wohnstube, mit ihr oftmals so verbunden, daß der Ofen beiden Räumlichkeiten gemeinsam ist, liegt das Stübchen des Auszüglers, ein besonderer Anbau an dem Hause. Von der Hausflur, an welche die Borrathskammer und der Backofen stoßen, führt eine Stiege in den oberen Stock und auf den Boden. In der großen Kammer über der Stube steht ein Glaschrank mit goldverzierten Kaffeefservicen und Gläsern, mehrere große Truben, in welchen neben den Hochzeitsgeschenken der Hausfrau auch die

Ausstattung für die heranwachsenden Töchter aufbewahrt wird, an den Seiten hochaufgebauchte Betten.

Obwohl die Teiche im Egerländchen nicht so zahlreich sind, wie in anderen Theilen Böhmens, und auch kein größerer Fluß das Gebiet bewässert, so besitzt es doch einen ziemlichen Wasserreichthum, denn es hat viele Quellen und zwar alkalische und Eisensäuerlinge. Unter ihnen nehmen die erste Stelle ein die Heilquellen von Franzensbad. Sie gehören ihrer chemischen Beschaffenheit nach zu den eisenhaltigen Glaubersalzwassern und besitzen eine zwischen 8 bis 9 Grad Réaumur wechselnde Temperatur. Die ersten Nachrichten über dieselben stammen aus dem 16. Jahrhunderte. Erst 1707 fieng man an, dieselben auch zu Bädern zu benutzen. Der Begründer der Bäder ist Dr. Bernard Adler. Benannt wurden sie nach Kaiser Franz I., unter welchem der Ort im Jahre 1793 zum Badeort erhoben wurde. Die Quellen und Moorbäder wirken sehr erfolgreich namentlich gegen Blutarmut und ihre Folgen in den verschiedenen Nervensystemen. Im Jahre 1881 waren daselbst 4.689 Parteien mit 7.978 Personen zum Curgebrauche.

Die Egerländer haben sich ihr Volksthum in scharf ausgeprägter Weise in guten und bösen Zeiten bis auf unsere Tage bewahrt und an der Culturarbeit des deutschen Volkes stets redlich und nach Kräften mitgeholfen. Durch den Gang der Geschichte sind ihre eigenen Interessen auf das Engste mit denen des ganzen deutsch-böhmischen Volkes verschmolzen worden, möge darum das Gefühl inniger Zusammengehörigkeit mit den übrigen Deutschen des Landes sich von Tag zu Tag stärken und wachsen!



Die Erzgebirgsbewohner. *)

Das Erzgebirge war, soweit geschichtliche Erinnerungen reichen, allzeit rein deutsch. Die wenigen, von den Lobkowitzen auf Hassenstein angelegten, slavischen Colonien wurden bald mit deutschen Ansiedlern durchsetzt und germanisirt. Doch waren die Slaven nahe an den Fuß des Gebirges vorgerückt, namentlich in der Gegend von Graupen. Teplitz z. B. war noch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts czechisch. Vor der Entdeckung der Erzschätze hieß das Gebirge „Mirkwidi“ (Schwarzwald), dann auch „der sächsische und böhmische Wald“. Den dichten, schier undurchdringlichen Urwald, der es bedeckte, durchbrachen hie und da nur mächtige, meilenweite Moorflächen. So schien die Natur selbst eine sichere Schutzwehr errichtet zu haben für das fruchtbare Land, das sich im Süden des Gebirges ausbreitet. Einzelne, aber keinesfalls bedeutende Ansiedelungen mögen frühzeitig an den alten Steigen und Pässen des Gebirges entstanden sein. G. C. Laube zählt vier solcher Pässe auf: einen, der von Eger bei Graslitz, den zweiten, der von Raaden über Březník, den dritten, der etwa von Laun über Ropitz, Langewiese, Fleh über das Ge-

*) Die wichtigsten Quellen sind: Die Erwerbsverhältnisse im böhmischen Erzgebirge. Bericht an das Centralcomité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner von dessen Mitgliedern Marnilian Dormitzer und Dr. Edmund Schebek. Prag, Heinr. Mercy 1862. Die Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, darunter besonders die vortrefflichen Aufsätze von Prof. Dr. Gustav C. Laube. Erzgebirgszeitung, 5 Jahrgänge. Weymanns Führer durch das Erzgebirge.

birge führt, und als vierten den Graupner oder Geiersberger Paß. Eine zahlreiche Bevölkerung wurde auf dem Erzgebirge erst anfänglich — und zwar auf dem östlichen Theile früher, als auf dem westlichen — als die Entdeckung des reichen, unerschöpflich scheinenden Bergsegens Tausende von deutschen Bergleuten in die rauhe, an Ackerbauerträgnis äußerst karge Gegend gelockt hatte. Der Beginn der meisten Bergbaue läßt sich nicht durch Urkunden nachweisen. Historisch festgestellt ist aber, daß man schon im zwölften Jahrhunderte hier nach Erzen grub. Bald nach der Auffindung der Silbergänge auf dem Harze wurden (um das Jahr 1160) die Erzlager bei dem heutigen Freiberg in Sachsen entdeckt. In dieselbe Zeit fällt die Aufnahme des Bergbaues bei Graupen. Die Oßegger Äbte ließen frühzeitig schon in Klostergrab, Riesengrund und wahrscheinlich auch zu Niklasberg schürfen. Im Jahre 1272 wurden die Herren von Plauen von Ottokar II. mit dem Kupferbergbaue und mit „Gräslas unter dem neuen Hause“ befehlt. Sie zogen tüchtige Arbeiter aus dem Voigtlande und Meißen herbei, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach Graslitz gegründet worden ist, das bereits von Kaiser Karl IV. zu einer Bergstadt erhoben wurde. Auf den südwestlichen Ausläufern des Gebirges bei Graslitz und Neudorf, dann auf den nordöstlichen Endpunkten: Klostergrab, Oßegg und Zinnwald, sowie in der Umgegend von Preßnitz und Hassenstein hatte der Bergbau schon vor dem sechzehnten Jahrhunderte Ausbreitung gewonnen. Neben den Herren von Plauen, Burggrafen von Meißen, welche nach Urkunden die ersten Bergherren gewesen sein dürften, zeichneten sich durch Förderung des Bergbaues noch aus die Herren von Riesenburg, deren Stammschloß unweit des Stiftes Oßegg stand, die Herren von Hartenberg, die schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Bleibergwerke inne hatten, ferner die Herren Lobkowitz auf Hassenstein, welche sich im fünfzehnten Jahrhunderte auf der Höhe des Gebirges ansetzten, nachdem die Luxemburger Johann und Karl IV. in der Nähe des heutigen Preßnitz den Bergbau auf Silber bereits mit so großem Erfolge unternommen hatten, daß daselbst eine Münzstätte errichtet werden konnte, dergleichen die Pflug, welche sich um den Auf-

schwung der Zinnbergwerke von Schlaggenwald und Schönfeld verdient machten und auch längere Zeit im Besitze der Bergorte Graslit, Schönwerda und Schönau waren. Die Wirksamkeit aller dieser aber ward überboten durch die Thätigkeit der Grafen Schlick. Weder vor noch nach ihnen ist der Bergbau im Erzgebirge in gleicher Weise durch Heranziehung von Intelligenz, Kapital und Arbeitskraft, durch tüchtige Gesetzgebung und Gründung von Städten gehoben worden. Sie waren reichbegütert und zahlreich, voll Thatkraft, Beharrlichkeit und Unternehmungsg Geist, daß sie sogar wagten, lediglich auf die eigene Kraft sich stützend, von 1471 bis 1505 sich von der Krone Böhmens loszureißen und sich mit dem Kurfürstenthume Sachsen zu verbünden. Folgende Herrschaften und Güter waren im sechzehnten Jahrhunderte ihr Eigenthum: Falkenau, Elbogen, Neudorf, Heinrichsgrün, Graslit, Schönbach und Frankenhammer, Schönwerda und Schönau, Hauenstein, Himmelstein, Lichtenstadt, Schlackenwert, Raaden, Duppau, Königsberg, Mostau, Plan, Hartenberg.

Dieselbe Zeit, in welcher der Humanismus den finsternen Aberglauben und die wesenlosen Gespenster der Scholastik zu verschrecken begann, und die Völker Europas nach langem und tiefem geistigen Schlafe freudig das aufgehende Licht der Wissenschaft und den erfrischenden Morgenhauch der Freiheit des Gedankens und der Überzeugung begrüßten, sollte auch das Antlitz des Erzgebirges umgestalten und dort, wo bislang fast überall finsterner, nur von Wild aller Art belebter Urwald sich ausbreitete, freundliche Städte und Dörfer, von einer zahlreichen, rührigen Bevölkerung bewohnt, hervorrufen. Der Bergbau allein brachte eine so gewaltige Umänderung zu Stande und machte Gegenden von mehr als 600 m Seehöhe, in denen der unfruchtbare Boden und das rauhe Klima dem Ackerbau fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, zu den bevölkerstn und wohlhabendsten.

Um das Jahr 1470 ward ein Görkauer, Namens Sebastian Kommer, der mit Schustergeräthe, das er aus Steier in Osterreich geholt hatte, nach Zwickau handelte, durch Zufall Entdecker der Silbergänge auf dem Schneeberge. Die Ausbeute übertraf die

höchsten Erwartungen, die Münze reichte nicht aus, das gewonnene Silber zu prägen.

„Der Kaiser Friedrich ist ein mächtiger Herr, aber solch' einen Tisch, daran wir sitzen, hat er doch nicht,“ sagte Herzog Albrecht von Meissen zu seinem Gefolge, als er im Jahre 1477 in der Grube zu Schneeberg auf einer Silberstufe, aus der man dann 400 Centner Silber schmolz, Tafel hielt. Der Bergzehent und das Schlägelgeld des Schneeberges boten die Mittel zum Baue der majestätischen Albrechtsburg zu Meissen. Bald erblühten die Städte Anna-berg, Marienberg und Jöhstadt (Josefstadt). Der Reichthum der Silbergänge schien unerschöpflich zu sein, aber er war es nicht. In kurzer Zeit waren die zu Tage austreichenden Gänge abgebaut, die meisten Gewerke verlotterten, und da überdies im Jahre 1511 ein großer Wassereinbruch in die Schneeberger Gruben erfolgte und die besten Baue ersäuften, schien dies Ereignis die Bedeutung einer Katastrophe fast für den gesammten Bergbau auf dem oberen Erzgebirge erhalten zu sollen. Allein um das Jahr 1516 verbreitete sich eine selbst für die, welche in dem Schneeberge geschürft, unglaublich klingende Kunde von unermeßlichem Silberfegen, der anderwärts angebrochen war. In hellen Haufen strömte das leicht bewegliche Bergvolf von allen Seiten dorthin. Graf Stefan Schlick war, während er eben zu Karlsbad weilte, benachrichtigt worden, daß bei Konradsgrün, wo eine Mühle und ein Hammer die einzigen, von wenigen Menschen bewohnten Stätten waren, mit Glück gebaut worden sei. Er begab sich sofort selbst mit einigen Freunden an Ort und Stelle. Der Bergbau erwies sich schon in den ersten Jahren sehr ergiebig und eine Menge Gewerken waren angezogen worden. Graf Schlick beschloß eine Stadt anzulegen (1516). Schon im Jahre 1520 wurde dieselbe zur freien Bergstadt erhoben. Bis dahin schlechtthin „das Thal“ genannt, erhielt sie nun zu Ehren des heiligen Joachim den Namen „Joachimsthal“. Hiemit waren alle Glieder der heiligen Familie Patrone von Bergstädten geworden, Annaberg, Marienberg und Josefstadt standen unter dem Schutze der übrigen. Die Bevölkerung, welche sich niederließ, huldigte aber nicht vollzählig der

Heiligenverehrung, sie war aus aller Herren Länder zusammengelaufen, die ganze Gährung des Reformationszeitalters spiegelte sich in ihr im Kleinen wieder. Es waren Wiedertäufer darunter, ebenso zahlreiche Anhänger des Schwärmers Karlstadt, von denen viele Amt und Stand verlassen hatten, um nach der Lehre ihres Meisters ihr Brot zu verdienen, und sonst auch Abenteurer aller Art. Die Verlockung zur Niederlassung war auch groß genug: der Arbeitslohn war nicht gering, die erlassene Bergordnung erklärte auch Leibeigene für frei, sobald sie als Knappen aufgenommen waren, überdies begnadete der Kaiser die Bürger der Bergstädte mit ausgedehnten Privilegien. Allein dies bunt zusammengewürfelte Volk im Zaume zu halten, bedurfte es einer starken Leitung und weisen Gesetzgebung. Aufstände und Tumulte waren trotz alledem nicht ganz hintanzuhalten. Arbeiterstrikes waren kaum etwas Selteneres, als in unseren Tage. Das schnelle Wachstum der Stadt gemahnt an die Städtebildungen in Amerika. Nachdem sie kaum mehr als zehn Jahre bestand, zählte sie schon 1200 Häuser, die von weit über 20.000 Menschen bewohnt wurden. Eine stattliche Kirche erhob sich inmitten der neuen Häuser, zu ihrer Ausschmückung hatten hochberühmte Meister, ein Albrecht Dürer und Lukas Kranach, beigetragen. Im Jahre 1544 standen 915 Berggebäude, mit 9000 Bergleuten belegt, im Baue. Und überall sah man Rührigkeit und rüstiges, energisches Vorwärtstreben. Bald blühte auch eine Lateinschule, deren Gedeihen einen Gegenstand der wärmsten Fürsorge des Stadtrathes bildete. Ein Lehrer derselben erwarb sich einen hochgeachteten Namen bei den Zeitgenossen, und auch die Nachwelt hat seiner nicht ganz vergessen. Im Jahre 1532 hatte die Leitung der Schule Johann Mathesius. Er war 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren und war an der Universität Wittenberg Schüler Dr. Luthers, Philipp Melancthons, Johannes Buggenhagens und M. Aurogallus' (Goldhahn), eines im Hebräischen hochgelehrten Komotauers, gewesen. Er waltete mit viel Einsicht, mit allem Eifer und aller Liebe seines Amtes, die Anerkennung blieb nicht aus. In der Vorrede zu seiner vielgelesenen und weitverbreiteten „Sarepta oder Bergpostille“ schreibt

er: „Unser lieber Gott hat mir durch meiner Schüler dankbare Eltern etliche Kügelin zugeworfen, davon ich zwei Jahre zu Wittenberg zum andernmale studiert und eine schöne kleine Liberei erzeugt habe.“ Bei seinem zweiten Aufenthalte in Wittenberg wurde er Luthers Tischgenosse und schloß sich innig an Melanchthon an. Durchglüht von Hingebung für die Ideen Luthers und durch den täglichen Umgang mit dem Reformator und hervorragenden Anhängern desselben in alle Erlebnisse, Kämpfe und Erfahrungen des großen Mannes eingeweiht, besaß er, wie wenige, die Eignung, das Leben Luthers niederzuschreiben. Die Bürger von Joachimsthal aber vergaßen ihres ehemaligen Schulmeisters nicht: nachdem sie ihn schon brieflich um Übernahme des Predigeramtes ersucht, sandten sie im Jahre 1541 noch eine stattliche Deputation an ihn ab, welche zugleich einen Brief der Grafen Hieronymus und Lorenz Schlick überbrachte. Mathesius folgte der Einladung und zog nach Ostern desselben Jahres wieder nach Joachimsthal. Wie wohl er sich hier fühlte, davon gibt abermals eine Stelle aus der Vorrede zu seiner Sarepta Zeugniß: „Darneben hat mir Gott in diesem Gebirge unter den Herren Schlicken gnädigen Herren gute und beständige Freunde, gehorsame Pfarrkinder und gottselige fleißige Collegen, einestheils gute Nachbarn, dankbare Schüler, die vielen Städten mit Ehren dienen, gegeben. Überdies eine bequeme und lustige Wohnung und ein tugendliches Weib aus ehrlicher Freundschaft, liebe Kinder, treues Gesinde, und darneben mit gelehrten Leuten große Kundschaft machen lassen, und feinen Hausfrieden und manche ehrliche Freude in diesem Thale mit vertrauten Leuten bescheret.“ Allein eine bittere Erfahrung wenigstens sollte ihm nicht erspart bleiben. Im Jahre 1545 mußten die Grafen Hieronymus, Lorenz, Heinrich Kaspar und Mauriz Schlick, wahrscheinlich wegen Streitigkeiten, wegen Verweigerung des Zehent und individueller Meinungsverschiedenheit in Glaubenssachen, Joachimsthal und alle ihnen zugehörigen Bergwerke Ferdinand I. übergeben. Mathesius ließ sich zu aufreizenden Reden gegen die kaiserliche Regierung hinreißen, die Bürgerschaft zeigte sich gegen die kaiserlichen Commissäre, als sie Dienste verlangten, widerspenstig. So nachsichtig

auch die Regierung gegen die Bewohner von Joachimsthal verfuhr, offene Widerseßlichkeit konnte sie nicht dulden: der Rath und der Pfarrer wurden zum Kaiser nach Prag befohlen. Es mag ein schwerer Gang für die Väter der Stadt und den Prediger gewesen sein. Ein scharfer Verweis jedoch war die einzige Strafe, welche die Rathsherren traf, und von Mathesius, der allein zum Kaiser beschieden wurde, verlangte der milde Herrscher nichts anderes, als er solle sein Unrecht in derselben Weise wieder gut machen, wie er es angestellt, sich aller aufreizenden Reden wider die Obrigkeit enthalten, das Evangelium recht und christlich predigen und ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung sich nicht aus dem Thale entfernen. Dann reichte er dem Pfarrer die Hand und entließ ihn in Gnaden. Trotz mehrerer lockender Anträge, worunter ein Ruf an die theologische Facultät zu Leipzig war, blieb Mathesius, mehrmals von Melanchthon besucht, bis zu seinem am 8. October 1565 erfolgten Tode in Joachimsthal.

Früher als Mathesius im Jahre 1532 das erstemal nach der in jeder Hinsicht im Aufschwung begriffenen Bergstadt gekommen war, hatte dieselbe einen anderen berühmten Mann beherbergt. Georgius Agricola (Bauer), der Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie, war daselbst von 1527 an durch einige Jahre Stadtarzt.

Von dem Reichthume Joachimsthals erhalten wir eine Vorstellung aus einer Notiz in Mathesius' Chronik der Stadt. Daselbst wird die Ausbeute des Bergbaues in den ersten 44 Jahren, von 1515 bis 1560, auf 40 Tonnen Goldes, das ist auf 4,049.568 fl. nach damaligem Silberwerthe geschätzt. Die im Jahre 1518 daselbst erbaute Münze prägte Silberstücke, eines im Werthe von 24 weißen Groschen, welche schnell eine weit und breit bekannte und gangbare Geldsorte wurden. Sie trugen auf der einen Seite das Bildnis des heil. Joachim, auf der anderen das des Königs Ludwig und des Grafen Schlick oder den böhmischen Löwen. Man nannte sie nach dem Orte ihres Ursprunges „Thalergroschen“ oder kurz „Thaler“, auch „Schlickenthaler“ oder „Löwenthaler.“ Der Name „Thaler“ für eine größere Silbermünze gewann bald

nicht nur in ganz Deutschland das Bürgerrecht, er wurde als „Dollár“ sogar in der neuen Welt, als „Talar“ oder „Talarí“ in der Levante heimisch.

Joachimsthal war in dieser Zeit die wichtigste Bergstadt nicht allein im Erzgebirge, sondern in ganz Böhmen, da Kuttenberg schon im Sinken begriffen war, als Joachimsthal aufblühte.

Und noch zehn andere Bergstädte waren in dem kurzen Zeitraume von 1516 bis 1550 gegründet worden: Ubertsham, Wäringen, Gottesgab, Katharinaberg, Kupferberg, Platten, Sebastiansberg, Sonnenberg, Weipert und Wiesensthal. Der Zuzug des Bergvolkes war so stark, daß an manchen Punkten die Bevölkerung damals dichter als heutzutage gewesen sein dürfte. Auch schon bestehende Städte gelangten in diesem Zeitraume erst zu ihrer eigentlichen Blüthe, so Grasslitz und Schlaggenwald. Grasslitz, in dessen Nähe reichhaltige Kupferminen entdeckt worden waren und wo der schon genannte Hieronymus Graf von Schlick die für Joachimsthal geltende Bergordnung einführte, hatte zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts eine vollständige Berghauptmannschaft wie Joachimsthal, mit einem Berghauptmanne, einem Bergmeister, Geschworenen und anderem Personale. In Schlaggenwald wurde um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Lateinschule errichtet. Betreffs ihrer Organisation war Philipp Melancthon zu Rathe gezogen worden, die Lehrer wurden, da die ganz Stadt protestantisch geworden war, aus den religionsverwandten Theilen Deutschlands berufen, ebenso die Seelsorger und Stadtärzte. Der Stadtrath hatte die Aufsicht über die Schule, welche nicht bloß Kindern bemittelter Eltern zugänglich war, die Zahl der armen Schüler war sogar unbestreitbar die größere, sie fanden im Schulgebäude selbst unentgeltliche Wohnung.

Die Bergstädte haben entweder eine einzige lange Gasse zu beiden Seiten eines Thalgrundes, wie Joachimsthal und Graupen, oder ihre Anlage gleicht derjenigen, die wir schon als den deutschen Städten eigenthümlich kennen gelernt haben: die Straßen und Gassen münden an den vier Ecken eines ziemlich großen, meist quadratischen Marktplazes. Die Städte auf der böhmischen Seite

des Gebirges, in ihrem Ausbaue und ihrer Entfaltung bald durch gewaltige historische Ereignisse gehemmt, lassen den ganzen Plan, der ihren Gründern vorgeschwebt, selten so deutlich und vollständig erkennen, wie die sächsischen, über denen ein viel gnädigeres Schicksal gewaltet. Unter den Dorfschaften, die jetzt insgesammt deutsch sind, lassen sich die von den Slaven gegründeten heute noch von den deutschen Anlagen unterscheiden; bei letzteren sind Häuser und Gehöfte über eine weite Fläche regellos zerstreut, dort, wie in Zobietitz, Gaischowitz, Tribitsch, Zieberle, stehen die Häuser, dichter an einander gedrängt, mit der Giebelseite gegen den meist halbrunden Dorfplatz. Grueber macht darauf aufmerksam, daß der deutsche Fachwerkbau, der nördlich von Taus beginnt, sich über Kladrau, Mies gegen Technitz verzweigt, dann der Egerlinie folgend bei Leitmeritz die Elbe übersezt und in einem allmählig dünner werdenden Streifen über Reichenberg durch das Riesengebirge hinzieht, im Egerlande und einigen Partien des Erzgebirges eine sehr beachtenswerthe Durchbildung gewonnen hat. Besonders schöne Gebäude dieser Bauart weist Graupen auf. Die Häuser, gewöhnlich mit der Längseite gegen die Straße gekehrt, haben ein oberes, über das Erdgeschoß etwas vorgekragtes Stockwerk, oft mit Erker und Erkerthürmchen geziert, und ein sehr steiles Schindeldach, das Erdgeschoß ist manchmal bis zur Höhe von etwa 9 Fuß aufgemauert. Aber diese alterthümlichen und doch so freundlichen Gebäude sind im Allgemeinen schon sehr selten geworden. Verheerende Brände haben zu wiederholten Malen ganze Häuserzeilen vernichtet, andere Gebäude wieder sind niedergerissen worden, weil sie haufällig waren oder die Ansprüche der Gegenwart nicht befriedigten. Die modernen, oft recht nüchternen Steinbauten überwiegen.

Für den Platz, wo eine Stadt oder ein Dorf angelegt wurde, war der Bergbau allein entscheidend. Mochte auch eine Niederung oder ein Thal eine recht passende Stätte bieten, man kümmerte sich nicht darum, sondern allein um die Nähe der Gruben. Selbst Bäche ließ man abseits liegen und siedelte sich auf dem Scheitel der Berge an, wo die Communication mit den Nachbarorten oft

große Schwierigkeiten bereitete, wenn die Lage nur für die Bergarbeit bequem war. So liegt z. B. Katharinaberg auf einem Berge, an dessen Fuße ein starker, Mühlen und zahlreiche Drehwerke treibender Bach vorüberfließt, und muß das Wasser auf eine weite Entfernung durch eine kostspielige Wasserleitung sich zuführen lassen. Kupferberg muß sich mit Stollenwasser begnügen. Während sonst im Gebirge die Ortschaften sich in geschützten, warmen Thälern lagern, sind sie hier meist auf dem Ramm des Gebirges aufgebaut. Vielleicht in keinem anderen Theile Europas wohnen auf so bedeutender Höhe so zahlreiche Menschen, ja die Dichtigkeit der Bevölkerung wächst in gewissem Maße mit der Höhe, statt abzunehmen. Das gilt selbstverständlich vom ganzen Erzgebirge, nicht bloß von dem böhmischen Theile desselben. Das Städtchen Gottesgab liegt 1172 Meter über dem Meere, nicht viel niedriger mehrere kleine Ortschaften; zwischen 950 und 790 Meter Seehöhe Wiesenthal, Abertham, Platten, Fribuß, Forstehaus, Hengstererben, Bärigen, Kupferberg, Weipert, Bärenstein; zwischen 790 bis 630 Meter Joachimsthal, Katharinaberg, Elsterlein, Scheibenberg, Höchstadt, Annaberg, Sanda, Frauenstein, Albenberg; zwischen 630 und 440 Meter Schellenberg, Zwonitz, Elsnitz, Auerbach, Schneeberg, Falkenstein, Adorf, Marienkirchen, Schwarzenberg, Elster, Buchholz, Marienberg, Zöblitz, Geyer, Zschoppau, Thun, Wolfenstein. Im Böhmerwalde sind nur zwei größere Ortschaften in so außergewöhnlicher Höhe gelegen: Außergefild (1017 m Seehöhe) und Eisensträß (850 m).

Der Bergwerksbetrieb war nicht nur ein überaus reger, sondern auch ein außerordentlich mannigfaltiger. In der Zeit von Karl IV. bis Rudolf II. erfreute sich eines großen Rufes das Goldbergwerk zu Gule. Gold scheint auch in der Umgebung von Gottesgab gewaschen worden zu sein. Silber wurde schon vor dem sechzehnten Jahrhunderte in der Gegend von Graslitz und Silberbach, Schlaggenwald und Schönfeld, Graupen, Katharinaberg und Preßnitz, am reichlichsten aber später bei Joachimsthal gegraben. Die Gruben von Weipert und Wiesenthal boten auch Kupfer. Zinn ist in 3 Gruppen gelagert: 1. in den süd-

lichen Ausläufern um Schönfeld, Schlaggenwald, Lauterbach, Meudel, Triebitz und Graslitz, 2. an dem nördlichen Ausgange des Gebirges um Graupen und Zinnwald, wo überall der Zinnbergbau tief in die Vergangenheit reicht, und 3. auf der Höhe des Gebirges bei Platten, Bäringen, Abertham, Gottesgab, Hengst und Raff. Letztere Zinngruben datiren erst aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Auf Kupfer wurde gebaut bei Bergstadt, Kupferberg, Katharinaberg, Sebastiansberg und Sonnenberg, Schlaggenwald und bisweilen auch bei Graupen; Blei bei Meudel, Heinrichsgrün, Graslitz, Falkenau und Bleistadt; Zinnober bei Ober-Schönbach, Quecksilber bei Schönbach, Kobalt bei Platten und Joachimsthal. Zwischen den Jahren 1540 und 1580 entstanden nach und nach die Alaun- und Vitriolwerke bei Görkau, Ossegg, am Weidenbache, Kupferberg, an mehreren Orten bei Elbogen und — die wichtigsten unter allen — bei Komotau. Heute noch gemahnen an die Alaungewinnung die kahlen, rothen Erdhügel zwischen dem üppigen Grün in der Nähe dieser Stadt gegen Eisenberg hin, auf denen nur hier und da eine knorrige Eiche oder eine buschige Birke wächst, ferner die mit alaunhaltigem Wasser gefüllten Gruben, darunter die größte der „Hüttensee“ bei Komotau.

Das ganze Erzgebirge widerhallte im sechzehnten Jahrhunderte von geschäftigem und frohem Leben; eine so heitere und glückliche Zeit hat es nicht wiedergesehen und sie kann auch, man möge welche Erwerbsquellen immer erschließen, niemals wiederkehren. Unter der Erde wurde gegraben und gehämmert und die gewonnenen Erzschätze zu Tage gefördert, in den Wäldern klang die Art des Holzhauers und das Krachen und Prasseln der niederstürzenden Bäume, man benötigte des Holzes die Fülle zu Stollenbau und in den Schmelzhütten, an den Bächen entstand ein neues Pochwerk um das andere, Schmelzhütten und Drahthämmer. Der Bergbau brachte überhaupt eine gewisse mit ihm zusammenhängende Industrie auf. Was lag daran, daß Feldbau und Viehzucht nur ein sehr geringes Erträgnis abwarfen, man dachte kaum an solchen Erwerb, gab nur das Innere der Erde die

edlen Erze reichlich, dann war alles zum Leben Unentbehrliche leicht zu beschaffen. Die entkräftende Noth und der hohläufige Hunger, die in späteren Jahrhunderten und noch in unseren Tagen so häufig als unwillkommene Gäste in den Hütten der Erzgebirgsbewohner sich einstellen, mieden jenes glücklichere Geschlecht oder suchten es höchstens auf kurze Zeit heim als ernste Mahner nach Tagen leichtsinniger Verschwendung und übermüthigen Genusses. Die Bevölkerung war dabei in fortwährender Fluctuation. War irgendwo der Erzreichtum erschöpft oder bot die Gewaltigung größere Schwierigkeiten, da gab es bald unständige Gesellen genug, die leichten Sinnes auszogen, um an einer anderen Stätte leichteren und reichlicheren Verdienst zu suchen. Wie im Frühlinge des Blühens kein Ende werden will, so schien damals der Bergsegen auf dem Erzgebirge unerschöpflich. Lohnte an einer Stelle der Bau nicht mehr recht, war an anderen mit überraschendem Erfolge gegraben worden. Zu sparen und vorzusorgen in den Tagen des Überflusses für die des Mangels, das verstanden nur wenige, und wozu hätten sie auch die schwere Kunst des Maßhaltens und der besonnenen Vorsorge für die Zukunft lernen sollen?

Nur immer heiter,
Gott hilft schon weiter!

das ist heutzutage noch der Wahlspruch der Erzgebirgler, der in großen Lettern in vielen Stuben prangt. Kopfhängerische, ängstliche und kleinmüthige Naturen sind noch eine Seltenheit, obzwar die Verhältnisse viel ungünstiger sind, wie hätte jenes glücklichere Geschlecht nicht sorglosen Muthes und hoffnungsfelig sein sollen! Sie brauchten nur an einem anderen Orte sich niederzulassen, und Gott half schon weiter, ohne daß sie nöthig hatten, selbst viel beizutragen. Freilich gefiel dies Wanderleben nicht jedermann, die neue Ansiedlung war vielen zur liebwerthen Heimat geworden, sie hielten aus, wo sie einmal ihren Herd gegründet, und trugen lieber Entbehrungen, als die Trennung von ihrem Eigenwesen und den Verlust des in einer Stadt erworbenen Bürgerrechts, in der Brust Vieler lebte wohl auch die Hoffnung,

es werde auf den Rückgang des Bergbaues dereinst wieder ein Aufschwung folgen. Diese Hoffnung war trügerisch. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gerieth der Bergbau fast überall in Verfall — aus mancherlei Gründen. Das ganze Betriebssystem war irrationell, die Regel war ein durch Privilegien geschützter Raubbau, ein planmäßiger Abbau kam nur ausnahmsweise vor. Die Verwaltung war höchst schwerfällig, Unordnung und Verwirrung herrschte in allen Zweigen, Betrug und Bestechlichkeit waren etwas gleichsam Selbstverständliches, die Disciplin etwas fast Unbekanntes geworden. Auch setzte die Mangelhaftigkeit der technischen und chemischen Kenntnisse dem ausgiebigen Betriebe des Bergbaues manchmal recht enge Schranken. Ferner sind, wie Laube hervorhebt, die Silbergänge im oberen Erzgebirge außerordentlich unzuverlässlich, die Erzlagerstätten an ganz bestimmte Glieder der krystallinischen Schiefer geknüpft, wodurch sie stellenweise eine nur geringe Entwicklung erhalten. Auf der böhmischen Seite ist der Gebirgsbau ungünstiger, als auf der sächsischen. Und nicht genug mit all diesen Uebelständen, von noch verderblicherer Wirkung waren historische Ereignisse: die Gegenreformation und der dreißigjährige Krieg. Das ganze Erzgebirge war protestantisch. Wo es nun galt zu wählen zwischen Verbannung und Abfall vom Glauben, mußte vielen die Wahl um so leichter fallen, als die sächsische Regierung die Auswandernden bereitwillig aufnahm und allen ihren Wünschen nach Kräften entgegenkam. Die Grenze war nicht weit und vornehmlich die vermögenderen Familien mögen selten gezögert haben, zum Wanderstabe zu greifen und eine neue Heimat zu suchen, kaum einige Meilen von der alten entfernt und in einem Lande, woher sie ihre Seelsorger, Lehrer und Ärzte zum großen Theile berufen hatten und mit dem sie im mannigfachsten, regsten Verkehre gestanden, unter Menschen, die ihnen verwandt waren, wie im Glauben, so fast in allen Lebensverhältnissen, in Sitten und Gewohnheiten. Dann kam der dreißigjährige Krieg. Der Freund hauste kaum minder arg, als der Feind, kaiserliche und sächsische Kriegsvölker plünderten, sengten und brannten, wo ihr Zug ging. Aber all das schien noch

erträglich gegen die schonungslosen Räubereien, die aberwitzige Grausamkeit und unmenschliche Zerstörungswut der Schweden, die 1640 unter Baner, dann 1648 unter Torstenson das Erzgebirge überfluteten und selbst die geheimsten und unzugänglichsten Schlupfwinkel der flüchtigen Einwohner aufspürten. Mit dem Abzuge der Schweden waren jedoch noch nicht alle Leiden beendet. Nach der rohen Soldateska trieb sich marodirendes Gesindel herum, nicht vereinzelt nur, sondern in ganzen Schaaren. Gegen diese Räuberbanden frommte bisweilen Selbsthilfe, mancher verlassene Schacht wurde mit den Leichen solcher Landstürzer angefüllt, oder man ließ die Erschlagenen zum warnenden Beispiele unbeerdigt an der Straße liegen. Der Bergbau war so viel wie vernichtet und hat sich nie mehr zu einer größeren Bedeutung erhoben. Vergebens war alle Unterstützung der Regierung bei uns und in Sachsen. Nur wandelte sich jenseits der Grenze manche Bergstadt ohne besondere Störung und ohne daß erst ein schwerer und langwieriger Nothstand der Bevölkerung eingetreten wäre, in eine wohlhabende Industriestadt um. Als die Silbergruben erschöpft waren, warfen sich manche Unternehmer und Arbeiter auf den Eisensteinbergbau, der neue Industrien in's Leben rief: Drahtzieherei, Blechhämmer, die Löffel-, Nägel- und Gewehrfabrication. Aber das war bei weitem kein entsprechender Ersatz. Kallich, Neudorf und ROTHAU sind gegenwärtig die Hauptstätze der Eisenindustrie. Der Zinnbergbau steht noch an beiden Enden des Erzgebirges in Betrieb, zu Schlaggenwald und Schönfeld, bei Graupen und Zinnwald, aber die Ergiebigkeit ist viel geringer. Die Zinnbergwerke von Graupen wurden von Ferdinand II. dem k. k. Generalfeldmarschall Johann Grafen von Albringen geschenkt. Sie sind heute im Besitze des Fürsten CLARY-Albringen, eines Nachkommen aus einer Nebenlinie des genannten Grafen. Bleierze treten stärker nur in den westlichen Ausläufern des Gebirges auf, der Hauptpunkt ist noch immer Bleistadt. Kupferbau wird am Eisenberge auf der Herrschaft Grasslitz betrieben. Ein Aufschwung des Bergbaues, abgesehen von dem Kohlenbergbau, auf den wir noch zu sprechen kommen — steht nicht zu

erwarten, eher das vollständige Erlöschen, ist er ja längst nicht mehr der Concurrrenz mit dem Auslande gewachsen.

Neue Ansiedlungen haben nach dem sechzehnten Jahrhunderte im Erzgebirge keine stattgefunden, die gesammte heutige Bevölkerung stammt von jenen ab, die der blühende Bergbau in oder vor dem genannten Jahrhunderte in's Land geführt. Gustav C. Laube sagt in einer ausführlichen und höchst interessanten Abhandlung über Land und Leute im böhmischen Erzgebirge: *) „Obzwar gleichartige Lebensverhältnisse bei gleichartiger Abstammung auf die gesammten Bewohner des böhmischen Erzgebirges nivellirend einwirken mußten, so erkennt man doch heute die Gemarkung, welche die letzten Einwanderer zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nach und nach einnahmen, recht deutlich, und vermag auch die älter besiedelten Striche zu unterscheiden. Der Dialekt ist hiefür ein vorzüglicher Wegweiser. Von Schönbach über Grasslig herab nach Neudorf und den Gehängen des Gebirges entlang, bis wo sich unter Schlackenwerth das Egertal verengert, herrscht der egerisch-fränkische Dialekt. Von Sachsen herüber über Freibuß, Hirschenstand nach Platten gegen das Salmthal über Werksgrün bis Joachimsthal und von hier wieder gegen den Keilberg umbiegend, am Ramm hin bis nach Sonnenberg und Sebastiansberg herrscht der eigenthümliche erzgebirgisch-thüringische Dialekt. Er schneidet an den Wäldern zwischen Preßnitz und Katharinaberg ab und bezeichnet in seiner Ausdehnung noch heute ziemlich genau das zuletzt besiedelte Gebiet. Von Katharinaberg bis hinüber an den Höherrücken, der vom Wieselstein gegen Georgendorf verläuft, begegnet man dem Dialekt, wie er ähnlich, nur weniger prononcirt, auch auf dem Lande um Brüx und Komotau gesprochen wird. Vom Wieselstein hinab bis an den Schneeberg ist der Dialekt wieder ein anderer, er wird ebenso bis hinab in's Land um Tepliz herum gesprochen, er klingt sehr an den in Sachsen hier zunächst gesprochenen an, und es mag wohl sein, daß die Bevölkerung von hier aus landeinwärts vorrückte.“

*) Mittheilungen des Vereines f. Gesch. d. D. i. B. XXI. Jhrg. S. 18 u. 19.

An den ehemals so großartigen Bergbau erinnern die oft mächtigen Halben und die tiefen, durch den Zusammenbruch unterirdischer bergmännischer Baue entstandenen Gruben und Löcher, Pingen genannt, welche in der Nähe der meisten erzgebirgischen Städte und Dörfer, aber auch bisweilen fern von ihnen, halbversteckt unter Waldbäumen, anzutreffen sind. Vom Urwalde ist keine Spur mehr vorhanden, denn schon der Bergbau hat eifrig an der Entwaldung des Gebirges mitgearbeitet, und zwar nicht sowohl wegen des Bedarfes an Grubenholz, als in Folge der Besiedelung mit einer zahlreichen Bevölkerung, die zu ihrem täglichen Unterhalte auch auf den Feldbau angewiesen war. Am besten bewaldet sind die Gehänge des Gebirges, auf den Höhen, die ja, wie erwähnt, am stärksten besiedelt worden sind, bei weitem stärker als die Abhänge und Thäler, wechseln mit dem Walde weite Grastriften, Felber und Moorstrecken ab, eine weite Fläche nimmt er nur zwischen Preßnitz und Katharinaberg ein. Die Waldcultur ist zumal auf den Besitzungen des Fürsten Clary und des Fürsten Lobkowitz eine sorgfältige. Laubholz, Buche und Birke, war auf dem Erzgebirge schon in alter Zeit viel seltener, als anderwärts, die Fichte ist seit jeher der fast ausschließlich herrschende Baum. Der Wildstand ist gering, die Holzpreise sind in Folge der starken Ausfuhr nach Deutschland hoch. Darum gewähren auch die Waldarbeiten einen ziemlich einträglichen Erwerb. Andererseits tragen die hohen Holzpreise zur Vertheuerung des Lebens im Erzgebirge bei. Seinen ganzen Bedarf an Holz für den langen Winter zu kaufen wäre der arme Erzgebirgler nie im Stande, und wenn er auch, wie es anderwärts gleichfalls Brauch ist, das Nöthige sich heimlich früh morgens, in der Abenddämmerung oder zur Nachtzeit zu seiner Hütte zu schleppen entschlossen ist, so kann er doch auch auf diese Weise sich nicht immer den unerläßlichen Vorrath beschaffen. Da kommt ihm der Torf als billiges Brennmaterial sehr zu Statten. Weite Moore breiten sich auf vielen Theilen des Erzgebirges aus, so bei Abbertham, Neuhammer, Hirschenstand, Kalich, Katharinaberg, Schmiedeberg, Preßnitz, Gottesgab, auch in den Niederungen um

Franzensbad, Schlaggenwald und Tepl. Der mächtigste ist der bei Sebastianenberg. Er nimmt eine Fläche von mehr als zwei Quadratmeilen ein und wird gegen Südwesten und Nordosten von hochstämmigem Fichtenwalde begrenzt. Er ist mit Haide und Sumpfpflanzen bewachsen, die oft dichte Büschel bilden, zwischen denen braunes Wasser blinkt. Einige Abwechslung in das einförmige, traurige Aussehen eines weiten Moores bringen die blaugrünen Büsche der Sumpfkiefer. Der Sebastianberger Moor ist mit Stämmen von 6—16 Meter Höhe und 30—86 Centimeter Durchmesser erfüllt. Diese müssen gewachsen sein, als hier noch eine Mulde, ein seichtes Thal war, aus dem das Wasser einen leichteren Abgang fand, als jetzt. Um die Stämme der Kiefern und Fichten, die in dem feuchten Grunde Wurzel geschlagen hatten, legte sich bald dichtes Moos, welches das Wasser auffog und die Feuchtigkeit vermehrte. Jedes Jahr sproßte neues Moos aus dem alten hervor, aber die Stengel starben unten ab und bildeten ein dichtes, von braunem Wasser durchtränktes Filzwerk. So ging es fort, das Moos überwucherte alles, kroch immer höher an den Stämmen hinauf, absorbirte immer mehr Wasser, die Bäume starben, stürzten um, das Moos überkleidete die gestürzten Stämme sammt den Ästen, und so geht der Proceß weiter, dauert die Torfbildung fort. Die Ausnutzung der ungeheuren Moore ist noch heute eine verhältnißmäßig unbedeutende, und doch eignet sich der Torf nicht allein zum Heizen, sondern ist auch ein vortreffliches Düngemittel und läßt sich zur Erzeugung von Leuchtstoff verwenden. Neben Holz und Torf dient namentlich die Braunkohle als Brennmaterial, ja sie bildet im Industrialbetriebe bereits einen sehr wichtigen Factor. Die ersten Braunkohlen wurden um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Becken der Eger entdeckt. Das Braunkohlenrevier von Falkenau-Eger liefert noch bedeutende Mengen. Außerordentlich ergiebige Braunkohlenfelder erstrecken sich ferner von Aufsig bis Komotau.

Der Feldbau erobert sich stetig ein größeres Terrain, obzwar der Boden nur wenig fruchtbar und das Klima recht rauh ist. Selbst in den Sommermonaten weht auf den Höhen eine kühle

Luft und sind Nebel und Regen häufig. Frühling und Herbst währen nur kurz, der Winter dagegen lang, ist aber selten sehr streng und meistens schneereich. Am allgemeinsten werden Kartoffel und Kraut angebaut, daneben Hafer und Sommerforn und wenig Flachß. Der Getreidebau dringt immer weiter auf die Höhen des Gebirges vor, denn er erweist sich in trockneren Jahren leidlich lohnend, in nassen und kalten jedoch kommen Korn und Hafer nicht zur vollen Reife, auch trocknen sie wegen häufiger Nebel nur langsam. Ebenso wenig wie in früheren Zeiten bildet heute der Ackerbau die Hauptnahrungsquelle auch nur eines geringen Theiles der Erzgebirgsbewohner. Die Bedeutung, welche früher der Bergbau hatte, muß die Industrie sich zu erringen trachten. Größere Wirthschaften gibt es in einem Orte selten mehr als zwei oder drei, und selbst diese sind nicht in den Händen von eigentlichen Bauern, sondern von Müllern, Holzhändlern, Brettmühlenbesitzern oder Handelsleuten, auch viele Pfarreien sind mit ausgedehnterem Grundbesitz ausgestattet. Die Zerstückelung des Grundbesitzes datirt von alten Zeiten her und ist eine für die Verhältnisse im Erzgebirge ganz vortreffliche Einrichtung. Die Freiheitbarkeit und freie Vererblichkeit von Grund und Boden war den Erzgebirglern von jeher schon durch die Bergfreiheiten und Privilegien gesichert. Es ist eine große Wohlthat für eine Familie, die durch Hausindustrie, Bergbau oder durch Fabrikarbeit kümmerlichen Lebensunterhalt erwirbt, wenn sie nebenbei den unentbehrlichen Bedarf an Kartoffeln und Kraut und das Futter für ein oder zwei Stück Rindvieh, für ein Schwein, oder für eine Ziege und einiges Geflügel selbst anbauen kann. Da der Feldbau sich immer weiter ausbreitet, wird auch immer mehr und mehr Weideland in Feld für Kornfrüchte umgewandelt, macht also die Viehzucht, in der ohnehin die böhmische Seite wieder weit hinter der sächsischen zurücksteht, keine Fortschritte, sondern bleibt unbeträchtlich, und doch liefern die weiten Bergwiesen mit ihren würzigen Kräutern ein ganz treffliches Viehfutter. Hervorragend ist sie nur in dem weiten, von Grasmaten bedeckten Kessel unter dem Wieselsteine, in dem „Butterlande“ des Erzgebirges, das

weit und breit die köstliche Butter versendet, in den Dörfern Fleh, Grünwald, Molsbau, Uebelßen, Willersdorf und anderen.

Um den Werth der Industrie für das ganze Gebirge richtig zu schätzen, wo weder der Ackerbau noch der Bergbau hinreichenden Lebensunterhalt gewährt, muß man die Dichtigkeit der Bevölkerung in Betracht ziehen.

Das Erzgebirge und der Fuß desselben umfaßt 17 Gerichtsbezirke mit einer Bevölkerung von 409.925 Personen, 398.184 Deutschen und 11.741 Tschechen. Letztere bilden nennenswerthe Minoritäten nur in den Gerichtsbezirken, die nicht ganz im Gebirge liegen, so wurden im Gerichtsbezirke Dux 3.582, Teplitz 2.476 und Brüx 3.166 Tschechen gezählt. Auf einen Quadratkilometer entfallen Bewohner: im Gerichtsbezirke Teplitz 248, Dux 154, Brüx 130, Görkau 80, Katharinaberg 100, Sebastianenberg 107, Pörsnitz 160, Joachimsthal 78, Platten 134, Grassitz 151, Neudorf 116, Wildstein 111, Falkenau 122, Elbogen 126, Karlsbad 180, Raaden 98, Komotau, 115. Viel dünner ist der Böhmerwald bevölkert: von seinen Gerichtsbezirken hat Neuern 63, Hartmannitz 43, Schüttenhofen 94, Bergreichenstein 69, Winterberg 61, Wallern und Prachatitz je 73, Krummrau 75, Ralsching 45, Oberplan 41, Kaplitz 58, Hohenfurt 54, Grazen 73 Einwohner auf einer Quadratkilometer. Dergleichen haben keine so dichte Bevölkerung die Gerichtsbezirke, welche südlich an die Erzgebirgischen gränzen: Luditz (56), Buchau (70) Duppau (56) Bilin (99), Postelberg (86), Tepl (67). Damit lassen sich auch vergleichen die Gerichtsbezirke: Plan (67), Pörsnitz (58), Tachau (80), Mies (64), Stab (84), Tuschau (57). Bemerkenswerth größer als im Erzgebirge ist die Dichte der Bevölkerung nur in den hervorragendsten Industriebezirken. Auf einen Quadratkilometer kommen im Gerichtsbezirke Wernsdorf 400, Rumburg 334, Schlackenau und Gablonz je 305, Umgebung von Reichenberg 270, Tannwald 234 Einwohner. Gleichstellen lassen sich, was die Bevölkerungsdichte betrifft, mit denjenigen des Erzgebirges die Gerichtsbezirke: Auzig (195), Leitmeritz und Zwickau (je 171), Kratzau (165), Benzen (157), Karbitz (153), Böhmisches-Kamnitz

(151), Wildenschwert (149), Tetſchen (146), Braunau (138), Arnau (132), Eger (131), Böh.-Leipa (129), Grulich (121), Landskron (115), Gabel (114), Senftenberg (112), Friedland (111), Saaz, (108), Loboſitz (107), Hohenelbe (106), Auzſcha (100).

Wenn von der Industrie des Erzgebirges geſprochen wird, denkt jedermann zuerſt an die Spizenklöppelei. Dieſe fällt jedoch mehr in's Gewicht bei der geſchichtlichen Betrachtung der Induſtriezweige dieſes Gebirges als bei der Würdigung der gegenwärtig in Blüthe ſtehenden.

Den Friedhof der ſächſiſchen Bergſtadt Annaberg ſchmückt ein Denkmal, das eine weibliche Geſtalt darſtellt, die, von einem Genius mit Lorbeeren bekränzt, auf einem Bienenſtocke, dem Sinnbilde des Fleißes, ſißt und Spizen klöppelt. Auf dem Sockel des Denkmals lieſt man folgende Inſchrift: „Hier ruht Barbara Uttmann, geſtorben den 14. Jänner 1575. Sie ward durch das im Jahre 1561 von ihr erfundene Spizenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.“ Die andere Seite des Sockels enthält folgenden Verſ:

„Ein thätiger Geiſt, eine ſinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland.“

Der Name der trefflichen Frau verdient bei den Bewohnern des Erzgebirges in gutem Andenken zu bleiben, denn ſie erſchloß eine Erwerbſquelle für Tauſende und für mehrere Generationen. Daß das Spizenklöppeln von ihr erfunden worden ſei, dürfte der Wahrheit nicht ganz entſprechen, aber Barbara, die Gattin des Bergherren Chriſtoph Uttmann, hat es eingeführt und für die Ausbreitung deſſelben unabläſſig und aufopfernd bis an ihr Lebensende geforgt. Eine vornehme proteſtantiſche Brabanterin, die wegen der Wirren in ihrem Vaterlande in die Fremde ſich geſlüchtet und bei Barbara freundliche Aufnahme gefunden, ſoll ihre Lehrerin in der Kunſt des Spizenklöppelns geweſen ſein.

Bis zum dreißigjährigen Kriege war die Klöppelei eine Kunſt, welcher nur die weibliche Bevölkerung in den Städten als einer Nebenbeſchäftigung oblag; was die Männer durch den Bergbau verdienten, das erhielt die Familie. Je mehr aber der Bergbau

zurückging, desto mehr hob und verbreitete sich das Spitzenklöppeln. Seit dem dreißigjährigen Kriege bildete es die Hauptbeschäftigung, die ergiebigste und verlässlichste Erwerbsquelle eines großen Theiles der Erzgebirgler und wurde zu einem freien Gewerbe. Der Gebirgsstrich von Raaden bis Kulm war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Hauptsitz desselben. Noch zu Anfang unseres Säculums wurden im böhmischen Erzgebirge 16.743 Klöpplerinnen, im Jahre 1819 im Elbogener Kreise 12.000, im Saazer gegen 3000 Menschen gezählt, deren Gewerbe die Spitzenmacherei war. Und in diesen Zahlen sind wahrscheinlich nur diejenigen inbegriffen, deren ausschließliche Beschäftigung die Klöppelei war, jene, welche nicht durch sie allein ihren Unterhalt erwarben, scheinen nicht eingerechnet worden zu sein. Aber um dieselbe Zeit war der Vervollständigung von Spitzen durch die Hand mit Hilfe des Klöpplersackes ein Widerfacher erstanden, der ihr bald das Feld ganz streitig zu machen drohte, dem die Klöppelei höchstens theilweise, nimmer vollständig und ganz obliegen konnte. Das war die in England von Heathwath im Jahre 1809 erfundene Bobbinetmaschine, die bald verbessert wurde und durch die Anwendung des Dampfes eine Massenproduction erzielte, so daß die Handarbeit bald vollständig entwerthet war. Der Lohn, der früher schon nicht gar hoch gewesen, sank jetzt so tief, daß die Bezeichnung „Hungerlohn“ ihre volle Berechtigung hat. Ganz überflüssig konnte allerdings die Maschine die Handarbeit nie machen, weil die Geschicklichkeit der Hand sich nie ganz ersetzen läßt, aber es hatte nicht mehr sein Bewenden mit der hergebrachten Weise des Klöppelns. Aller Versuche ausführlich zu gedenken, die eine Verbesserung und einen zeitgemäßen Fortschritt herbeiführen sollten, hieße die diesem Gegenstande in unserem Buche gesteckte Gränze weit überschreiten. Josef Stocklöw hat im 10. Jahrgang der Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen ausführlich und gründlich darüber gehandelt. Die österreichische Regierung hat der Spitzenklöppelei alle Aufmerksamkeit geschenkt und mancherlei gethan, um sie zu fördern, die gesunkene aufzurichten, allein die Resultate ihrer Bemühungen waren keine erfreulichen. Zuerst war es die

unvergessliche Kaiserin Maria Theresia, die ja überall energisch eingriff, um Industrie, Handel und Verkehr in Aufschwung zu bringen, die volkswirthschaftlichen Zustände zu verbessern. Auf ihren Befehl wurde im Jahre 1767 eine Meisterin aus den Niederlanden berufen und in Prag eine Spizenklöppelschule nach niederländischer Art eröffnet, aber das Unternehmen scheiterte bald, weil es gar nicht kaufmännisch betrieben wurde. Über Anordnung des Kaisers Franz wurde im Jahre 1806 eine Ararialspizenmanufaktur in Wien unter Leitung der Frau des Stabsarztes Vandencruys begründet, vier Jahre später wurden 32 Mädchen aus dem Saazer und Elbogener Kreise auf Staatskosten in Wien unterrichtet, damit sie dann die erlernte Fertigkeit in der Heimat weiter verbreiteten. 1813 wurden zu Graslitz, Joachimsthal und Elbogen Spizenschulen eröffnet. Sie erhielten sich bis 1818, so lange, als das Arar den erforderlichen Zwirn unentgeltlich verabreichte und den Lehrerinnen ein Taggeld von 2 fl. W. W. ausbezahlte. Die Hauptlehranstalt der Brüsseler Spizenfabrication war von Wien nach Prag verlegt worden. 1818 wurden die Spizenschulen im Elbogener Kreise zum dritten Male neu organisiert und bis auf 15 vermehrt, in Folge allerhöchster Entschliessung vom 8. Juli 1822 aber wieder aufgelöst. „Wir glauben uns nicht zu irren,“ heißt es in dem Buche von Dormitzer und Schebek, „wenn wir die Hauptschuld an dem geringen Erfolge dem Mangel an tüchtigen Unternehmern beimessen. Es fehlte jenes Element, welches die Arbeit erst zur Industrie erhebt, indem es die Mittel der Production, Werkzeug, Roh- und Hilfsstoff, Muster u. s. w. herbeischafft, für einen geregelten Absatz sorgt, dadurch eine ununterbrochene Thätigkeit ermöglicht und durch Beachtung alles dessen, was die wechselnde Conjunction erheischt und der nie ruhende Erfindungsgeist zu Tage fördert, die Industrie stets auf der Höhe der Zeit erhält.“ Sachsen hat einen großen Vorsprung in der Spizenindustrie vor Böhmen. Dort ergriff man die richtigen Mittel: den Fachschulen standen unermüdlische Unternehmer zur Seite, durch besondere Zeichner wurde der Weg zu geschmackvollen Mustern angebahnt, so gelang es, nicht nur

die alten Absatzgebiete zu behaupten, sondern auch neue, wie: Amerika, Agypten u. s. w. zu erwerben, wogegen das böhmische Erzgebirge ausgebreitete Spitzenmärkte verlor. In der neuesten Zeit hat sich große Verdienste wie um die Hebung der Industrie im Allgemeinen, so auch dieses Zweiges insbesondere das Centralcomité zu Prag zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der Erzgebirgs- und Riesengebirgsbewohner erworben. Obmann desselben ist Richard von Dohauer, „der Vater des Erzgebirges“, welchen Ehrentitel er sich durch seine rastlose Sorge, Thätigkeit und Opferwilligkeit für das Wohl der Bewohner des Erzgebirges, seiner Heimat, erworben hat.

Der Maschine gegenüber kann sich die Handarbeit nur behaupten, wenn sie die feinen Muster auswählt, z. B. die durch die Maschine nicht herstellbare Brüsseler und Valenciener Spitze. In Grassitz, Neudorf, Bleistadt, Gossengrün, Schönfeld und an anderen Orten werden Spitzen verfertigt, die an geschmackvoller Ausführung und Feinheit der Arbeit den belgischen und französischen den Rang streitig machen.

Der Fortschritt ist aber nur ein langsamer, das Klöppeln ist so zur lieben Gewohnheit geworden, daß das Spitzennähen nur schwer dagegen aufkommen kann.

Die Spitzen werden entweder aus Zwirn, oder aus Seide, oder aus Baumwolle hergestellt, seit 1850 auch aus thierischer Wolle, aus Schafwolle, Kameelgarn und Roßhaar. Die „echten“ Spitzen — so genannt zum Unterschiede von den auf dem Posa-mentir- oder Bobbinestuhle gewirkten — werden von der Hand mittelst Klöppelns oder mittelst Nadeln erzeugt. Die letztere Erzeugungsart, das Spitzennähen, ist noch nicht lange eingeführt. Bei den Brüsseler Spitzen — der „Blumenfabrication“, wie sie der Erzgebirgler nennt — wird das Spitzenmuster (dessin) abgefondert auf einem Pergamentstreifen genäht (Points=Spitzen) oder geklöppelt (Plats=Spitzen) und dann erst auf den Grund oder Boden (fond, reseau) gebracht, welchen man nach verschiedenen Mustern klöppelt. Bei den gewöhnlichen Spitzen werden Grund und Muster unter Einem angefertigt.

Die Arbeit des Klöppelns beschreibt Eduard Heger folgendermaßen: „Die Klöpplerin hat vor sich ein zwanzig bis vierundzwanzig Centimeter langes, mit Rattun umhülltes cylindrisches Riffen, Klöppelsack genannt, auf welchem eine Menge Stecknadeln aufgepflanzt sind. Um die Mitte des Klöppelsackes ist der „Klöpplbrief“ geschlungen, ein Streifen Cortonpapier, je nach dem Muster von verschiedener Breite, auf dem das Muster durch Nadelftiche vorgezeichnet ist. Die zur Spitze erforderliche Anzahl Fäden sind um ebenso viele, acht bis zwölf Centimeter lange, in Form der Trommelschlägel gebrechelte Holzstäbchen (Klöppel) gewickelt. Um das Beschmutzen des Fadens zu verhüten, ist über den Klöppel eine etwas kürzere hölzerne Hülse, das „Klöppeltütl“ gesteckt. Zu schmalen Spitzen sind zwei bis vier Paare Klöppel, zu breiten wohl an vierzig Paare notwendig. Nachdem die freien Enden der Fäden geschürzt und mit der Stecknadel auf dem Klöpplbriefe befestigt sind, beginnt das Klöppeln. Die Arbeiterin faßt dabei mit der rechten wie mit der linken Hand einige Klöppel, wickelt durch schnelle Drehung etwas Faden ab und kreuzt die Fäden durch äußerst gewandtes Wechseln der Klöppel zu Maschen, welche durch Stecknadeln fixiert werden. Rasch sind die gebrauchten, entbehrlichen Klöppel mit einer großen Aufstecknadel an der Seite des Klöppelsackes befestigt, und schon hat die Hand mit bewunderungswürdiger Sicherheit unter der Menge der Klöppel, die alle gleich aussehen, wieder ihre Wahl getroffen zu weiterer Thätigkeit.“

Wo das Spizenklöppeln das Hauptgewerbe ist, nicht bloßer Nebenverdienst, da ruht die Hauptlast der Sorge um die Erhaltung der Familie auf dem weiblichen Theile derselben, der Mann besorgt das Hauswesen, reinigt, kocht und unterzieht sich allen jenen Verrichtungen, welche sonst den weiblichen Gliedern der Familie zukommen. Hat er das gethan, dann überläßt er sich wohl gar der Faullenzerei, während Weib und Kinder fleißig schaffen. Von großem Nachtheile ist es, daß die Spizenklöppelei die Finger zu anderen weiblichen Handarbeiten untauglich macht. Das Nähen, Sticken und sonstige Handarbeiten erlernt eine Klöp-

plerin viel schwerer, als jedes andere Frauenzimmer, und darum zieht sie das Klöppeln jeder sonstigen Arbeit vor, wenn es nur leidlichen Lohn abwirft. Ein großer Übelstand ist auch das allzufrühe Heranziehen der Kinder zu diesem Gewerbe. Werden doch bisweilen Mädchen und Knaben schon vor ihrem fünften Lebensjahre zur Klöppelarbeit abgerichtet und angehalten. Solche Kinder vernachlässigen später auch den Schulbesuch. Endlich ist das Sitzen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in den engen und niedrigen Stuben dem körperlichen Gedeihen sehr abträglich. Nicht leicht bequemt man sich dazu, selbst nicht an sonnigen und warmen Tagen, die Fenster zu öffnen und die Stube ordentlich zu lüften. Auch anderwärts als im Erzgebirge findet man in Dörfern bei dem heitersten und schönsten Wetter in sehr vielen Häusern die Fenster alle festgeschlossen, die Stubenthüre zu öffnen empfiehlt sich schon gar nicht, weil aus dem Stalle, der gewöhnlich der Stube gegenüber liegt, ganze Schwärme von Fliegen ihren Einzug halten.

Wiewohl das Klöppeln auf einem weiten Striche des Erzgebirges, besonders in dem ganzen oberen Theile bis gegen Sonnenberg hin, dann von Sauerjack-Fribuß herunter nach Heinrichsgrün, Lieblingsbeschäftigung geworden ist, machen ihm doch andere weibliche Handarbeiten schon fühlbare Concurrnz, weil sich durch sie mehr verdienen läßt. Das Sticken mit der Häkelnadel, dann die Weiß- und Buntstickerei verbreiten sich immer mehr, auch die Handschuhmacherei ist ein beachtenswerther Erwerbszweig geworden. Das erstere Gewerbe hat seinen Mittelpunkt in Graslitz und wird in der ganzen Umgebung lebhaft betrieben, das Handschuhnähen ist besonders heimisch in Albertham, Gottesgab und Joachimsthal. In dem Bezirke um Weipert bis hin nach Schmiedeberg und Kupferberg gibt es viele Strumpfwirker und Posamentirer. Der mächtigste Rivale des Spizklöppelns ist das Gornähen geworden. Aus Seidenfäden, Schnüren, mit oder ohne Glasperlen, werden ähnlich, wie die Spizen, nach einem auf einem Polster aufgesteckten Muster durch Nähen und Schlingen Verzierungen für Damenkleider („Gorn“ genannt) hergestellt.

Graslitz und Schönbach sind die Hauptorte der böhmischen Instrumentenfabrication. Das Geigenmachen wurde nach Graslitz aus Deutschland um 1667 verpflanzt. Dazu gesellte sich später das Anfertigen von Saiten, desgleichen von Holzblasinstrumenten, das „Pfeifenmachen“. Jetzt werden in Graslitz vorwiegend Blasinstrumente aus Holz und Blech verfertigt, unter denen die Mundharmoniken ein Graslitz besonders eigenthümliches Fabricat sind. In Schönbach herrscht die Fabrication von Saiteninstrumenten vor. Ihren Absatz finden die Instrumente fast nur in unserer Monarchie, in Prag, Wien, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien. Auch für sächsische Händler wird gearbeitet. Auf der sächsischen Seite umfaßt die Instrumentenfabrication einen Flächenraum von mehr als einer Quadratmeile, mit den Hauptorten Markneukirchen und Klingenthal, und hat sich einen Weltruf errungen. Graslitz und Schönbach erscheinen in dieser Hinsicht wie unbedeutende Filialen jener beiden sächsischen Orte, denn hier und in allen anderen Orten des böhmischen Erzgebirges wird kaum ein Zehnttheil so viel Waare producirt, als im sächsischen Voigtlande, und doch ist aller Wahrscheinlichkeit nach diese Fabrication in Böhmen älteren Ursprunges als in Sachsen, die Sachsen beziehen auch das Rohmaterial zum Theile aus Oesterreich, aus dem Böhmerwalde und aus Tirol.

Die Erzgebirgler üben selbst auch die Musik fleißig. Es gibt zwei Städte, deren Einwohner zum großen Theile in der Musik ihren Haupterwerb suchen und finden, nämlich Preßnitz und Sonnenberg. Fast aus jedem Hause tönt hier dem Wanderer Musik entgegen, da im Vielklang, ein ganzes Orchester, dort wieder eine einzelne Geige oder Harfe. Diese Instrumente herrschen vor. Auf der Gasse begegnet er Mädchen in großstädtischer, bisweilen auffällig eleganter Toilette, auch ihr Gang und ihre Haltung verrathen, daß sie die große Welt kennen und nicht alle ihre Tage in dem kleinen Gebirgsstädtchen zugebracht haben. Und tritt er in's Wirthshaus, dann kann er bald die Bekanntschaft von Männern machen, die viel von fremden Ländern und ihren Sitten zu erzählen wissen, von Italien, von Dänemark und Schweden,

von Rußland, selbst von Konstantinopel und von Ägypten. Allherbstlich wandern Hunderte, in Gesellschaften von vier bis zwölf Personen, in die Fremde, um im nächsten Sommer oder auch in einigen Jahren erst mit reichem Verdienst, der auch für die Daheimgebliebenen genügt, zurückzukehren und nach kurzer Zeit eine neue Reise anzutreten.

Ein so leichtes und glänzendes Einkommen, ein so abenteuerreiches und bewegtes Leben hat viel Verlockendes, und darum hat die Sitte, als Musikanten zu reisen, welche kaum über den Beginn unseres Jahrhunderts zurückreicht, auch in anderen Bezirken Eingang gefunden, so in denen von Joachimsthal und Sebastiansberg. *Les extrêmes se touchent*, dieses französische Sprichwort findet eine merkwürdige Bestätigung beim Erzgebirgler. Er hält einerseits zäh fest an seiner geliebten Heimat, erträgt lieber Noth und Elend, als daß er sich in einer andern Gegend sein Brot suchte, wechselt viel leichter seine Beschäftigung als seinen Aufenthalt, und andererseits finden viele ihr Behagen an einer Art Nomadenleben, dehnen ihre Reisen bis an die äußerste Grenze der civilisirten Welt, ja darüber aus. Von Localpatriotismus begeistert, sehen manche, die über die Zustände und Verhältnisse im Erzgebirge berichten, nur die Lichtseiten. Solche versichern, daß bis auf vereinzelte Ausnahmen alle herumziehenden Harfenistinnen aus Preßnitz und Sonnenberg Muster von Tugend und Sittsamkeit bleiben. Sie weisen mit stolzer Freude auf den Umstand hin, daß manche, die als armes Harfenmädchen aus der Heimat ausgezogen, in Petersburg, oder in Moskau, oder in der Walachei, oder an anderen Orten die Frau eines reichen und vornehmen Mannes geworden; sie erzählen von der treuen Anhänglichkeit der Harfenistinnen an ihre Heimat und ihre Lieben, von den herzlichen Briefen und den Geldsendungen, womit sie die Thren aus der Fremde erfreuen; sie behaupten, der gute Ruf der Preßnitzerinnen werde lediglich von solchen geschädigt, die gar nicht aus dem Erzgebirge stammen und den Namen „Preßnitzer Harfenmädchen“ mißbrauchen, um in der Fremde leichter ihr Glück zu machen. Viele wandernde Mädchen aus Preßnitz mag ihre un-

verdorbene und gesunde Gebirgsnatur, ihr aufgewecktes Wesen, das sie bald die drohende Gefahr erkennen läßt, vor Fehlritten bewahren, aber bei einer solchen Lebensweise sind die Verführungen zu groß und zu häufig, als daß ihr nicht viele zum Opfer fallen müßten, Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung in den kritischsten Lagen sind überall auf der Welt eine Seltenheit, nirgends die Regel.

Wie die verschiedenen Nationaltrachten und Volksgebräuche von Jahr zu Jahr seltener werden, so verwischt sich auch der specielle Charakter, der den Bewohnern gewisser Ortschaften und Gegenden aufgeprägt war, immer mehr und mehr. Er hatte sich ausgebildet in Folge der Abgeschlossenheit der Gegend vom großen Verkehre, in Folge der eigenthümlichen Beschäftigung der Bewohner, die durch mehrere Generationen nicht wechselte, in Folge der Lebensweise, die nicht in allen Stücken der ihrer Nachbarn gleich war, der seltenen Geschießung mit Fremden und dergl. Die Wogen des großartigen Verkehrslebens der Neuzeit schwemmen allmählig alle diese Besonderheiten hinweg, suchen das entlegenste Plätzchen auf, und alles erhält, oft in überraschend kurzer Zeit, eine andere Gestalt. „Bilder aus dem Volksleben“ sind fast immer historische Bilder.

In allen Dörfern an der Eger und Elbe und weit in's Land hinein kannte früher, ja bis über die Mitte unseres Jahrhunderts, jedes Kind einen echten „Reischdorfer.“ Auf allen Straßen begegnete man den schweren, starkgefügtten, wohlaustrüsteten, mit hohen Leinwandplanen überdachten Reischdorfer Fuhrmannswagen, die von drei oder vier starknochigen, hohen Gäulen gezogen wurden. Neben dem Wagen schritt stolz und gewichtig der Besitzer, eine kräftige, trotzige Gestalt im kurzen, dunklen Tuchfoller oder im leichten, blauen, weiten Staubkittel mit dem großen Hute aus grobem Filz, den hohen Kniestiefeln, grünen Strümpfen und mit der ledernen Geldbörse um den Leib. Wo die schweren Lastwagen nicht fahren konnten, da besorgten die Reischdorfer die Frachten auf Saumthieren oder Karren. Sie versahen das ganze Gebirge bis hinab nach Sachsen mit Getreide

aus dem fruchtbaren Gelände am Fuße des Erzgebirges. Durch ihre Betriebsamkeit und ihren Geschäftsgeist waren sie wohlhabende Leute geworden. Weit und breit im Lande bekannt waren sie durch ihren schnellen, schlagfertigen, derben Wit, durch ihre Spässe und Schwänke. In den Straßenschänken und Gasthöfen, wo sie einkehrten und übernachteten, drängte sich bald eine Menge Volkes, denn es wurden nicht allein Geschäfte beim Bierkrug abgeschlossen, es gab auch einen „Unterhalt“, sie wußten viel Neues, mancherlei Schnurren und Anekdoten und sie blieben niemanden etwas schuldig, der sich mit Stichelreden, mit irgend einer vorlauten Bemerkung an sie wagte. Und wie heute noch allerlei lustige Geschichten und zutreffende Antworten von Reischdorfern die Kunde machen, so ist auch ein Lied, das in Reischdorf entstanden, ein in ganz Nordböhmen bekanntes und beliebtes Volkslied geworden. Nach Anton August Naaffs in jeder Hinsicht beachtenswerthen Abhandlung über das deutsche Volkslied in Böhmen, aus der wir auch den Text entnehmen, ist es von P. Örtel, der eine Zeit lang Localist in Reischdorf war, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts verfaßt worden. Es lautet:

Dh, es sei holt schware Zeiten
 Bei uns ormen schlachten Leuten, su, su, su,
 Wann m'r schie in Himml war'n,
 Dos war unser ganz Begahr'n, su, su, su.

Wonn m'r war'n in Himmel kumma,
 Got die Plog a End genumma,
 Darf m'r a ka Fuhrwart treib'n,
 Ko ba'n Weib derham hübsch bleib'n.

Wonn m'r war'n in Himmel wohne,
 Kon m'r seine Glieder schone,
 Wonn m'r will bis Mittich schlofen,
 Derf uns a noch kaner strofen.

S'is ka Dmtmo (Antmann) dact in Himml,
 Der uns haßt: ihr Flegl, Lümml,
 Kane Steuer, kane Gob'n,
 Ka Dkzis (Accis), wie mir'sch jetzt hob'n.

Och, in Himmel is e Lab'n,
 Ist m'r nischts ols Pfonnewab'n,
 Sauerkraut und Schweinebrotten,
 Ziegntas, Brotworscht, Butterfoden.

Honichschnitten, doß se klacken,
 Doß m'r muß de Finger lacken,
 Solot, neugebockene Sammeln,
 Stockfisch, ganz gebrotene Hammeln.

Do stiecht do in großen Butten
 Sochsen-Kümmel, Schnaps von Guten,
 Bier, och je, in hundert Fossen,
 Doß m'r ko de Gurgl woschen.

Nochmittag an Feiertogen
 Kon m'r a von Kurzweil sosen,
 Spiel'n m'r Zwick um Laschetholer (Aigio-Thaler)
 Jeder is a rachter Zohler.

Oder sprechen mir von Psaaren (Pferden)
 Wie sich's thut für Männer g'haren,
 Fuchs und Koppen, Braun und Schimmel,
 Schie und jung gitts dort in Himmel.

Och, jehlt hätt' ich schih vergassen,
 S'g'hart schie bold z'n Mittagassen
 Pfeifen racht mer zu der Floschen,
 Kaner braucht Tobak zu poschen.

Is m'r endlich müd vom Trin'n,
 Druckt im Mogen Fisch und Schinken,
 Streckt m'r seine motten Glieder
 Af der Ufenbank darnieder.

Seht's, dos is dos Himmels-Laben,
 Wird der Herrgott uns es gaben
 Woll'n m'r uns're Mügen schwenken
 Und net mehr af Reischdorf denken.

Die Eisenbahn hat den kräftigen Fuhrmannsgäulen ihre Frachten abgenommen und vermittelt fast allen Getreidetransport nach Sachsen, das mächtige und kunstvolle Knallen und Schnalzen der Peitsche, worin es wenige andere Fuhrleute den Reischdorfern

gleichthaten, ist verhallt vor dem Pfiff der Locomotive, aber der Reichsdorfer ist findig, er weiß sich in die neue Zeit zu schicken und auch die veränderten Verhältnisse zu seinem Vortheile zu benützen. Getreide hat er zwar wenig mehr über das Gebirge zu verfrachten, dafür besorgt er den großen Fabriken, ja selbst den Bahnen ihr Schwerfuhrwerk, den Transport von Zucker, Maschinen, Kohlen, Kalk u. s. w. Heute noch brüstet der Reichsdorfer sich stolz, daß es in seinem Orte keinen Bettler gebe.

Wie die Reichsdorfer sind auch die Sebastiansberger — die „Basberger“, wie sie der Volksmund nennt — viel auswärts und unterwegs. Der Schweinehandel wird im ganzen Erzgebirge zum großen Theil von ihnen besorgt, daneben verkaufen sie auch Bettfedern, Obst und anderes.

Doch wenden wir uns wieder zu der streng sesshaften Bevölkerung, zu jener, die nur selten über das Weichbild ihres Wohnortes hinauskommt.

In Weipert wird die Büchsenmacherei rührig betrieben. Früher hatte die Verfertigung von Gewehrläufen in eigenen Schmieden, den „Rohrschmieden“, in der Gegend eine ziemliche Bedeutung. In den Bezirken von Platten und Neudorf und an einigen anderen Orten finden viele Bewohner ihren Erwerb durch die Fabrication von Blechlöffeln, Blechbüchsen, Feuerzeugen und dergl. Das Schmiedeeisen hiezu liefern die Walzwerke von Neudorf und Rothau, das Zinn wird meistens aus Sachsen bezogen. Das Eisenwerk zu Kallisch hat die Nägelfabrication hervorgerufen, aber diese ist nie von größerer Wichtigkeit geworden. Wie in vielen anderen Gegenden Böhmens finden sich auch im Erzgebirge in mehreren Ortschaften Weber, die bald kleine Aufträge für den Hausbedarf ausführen, bald auf Rechnung eines Händlers arbeiten. Baumwoll- und Mouffelinweberei hatte sich schon im vorigen Jahrhundert eingebürgert, die Mouffelinherzeugung ist wieder eingegangen, die gesammte Weberei hat durch das zunehmende Maschinenwesen eine vollständige Umwandlung erfahren. Eine Fabrik für Sammetweberei besteht in Sonnenberg. Auch Wirkwaaren werden erzeugt, und zwar in Weipert, Klostergrab und Katharinaberg.

Schwunghaft betrieben wird in der Gegend von Katharinaberg und von Einsiedel bis hinab nach Oberleutensdorf die Fabrication von Holz- und Spielwaaren. Oberleutensdorf war im Anfange des 18. Jahrhunderts noch ein unansehnliches Dorf, wurde 1715 auf Ansuchen des Grafen Josef von Waldstein, der daselbst die erste Tuchfabrik Böhmens errichtete, zum Marktflecken erhoben und erhielt erst 1852 Stadtrecht. Es zählte im Jahre 1880 5.727 Einwohner. Die Strumpfwirkerei und Tuchfabrication, welche früher hier blühte, ist von der Baumwollspinnerei und Spielwaarenfabrication abgelöst worden. Die Verfertigung von Spielwaaren bietet über 2000 Menschen in dieser Gegend ihren vollkommenen Lebensunterhalt. Die Arbeitsvertheilung ist sehr geschickt durchgeführt: die einen, die sogenannten Astelhacker, besorgen die Lieferung des Holzes und die erste Zubereitung der Holzstücke, dann unterschieden sich die Arbeiter wieder in Dreher und Schnitzler und weiter nach den verschiedenen Kategorien der Spielsachen. Nicht nur Erwachsene, auch Kinder greifen bei der Arbeit mit zu; die Sachen zu putzen, zu leimen, mit Farben anzustreichen, dazu sind auch kleine Hände geschickt genug. Die Dreherei wird im Großen auf von Wasser bewegten Drehwerken getrieben. Alles, was nur das Kinderherz erfreuen, als Weihnachts- oder Namens-tagsgeschenk beglücken kann, wird durch diese Industrie erzeugt: Häuschen, Bäumchen, allerhand Waffen, Soldaten und dgl., Thiere, Puppenmöbel, verschiedenes Hausgeräthe, Schachteln, Kästchen u. s. w. In der Gegend von Zinnwald bis nach Eichwald hinab und über Graupen bis Ebersdorf hin bietet die Stroh- und Bastflechtereie nothdürftigen Ersatz für den eingegangenen Bergbau. Am weitesten östlich liegt der Bezirk der Knopfmacher, mit dem Mittelpunkte Tyssa und den Grenzstationen Rollendorf und Peterswalde.

Wie wir aus dem Gesagten ersehen, ist es vorwiegend die Hausindustrie, welche die zahlreiche Bevölkerung des Erzgebirges erhält und ernährt, doch gewinnt auch an einzelnen Punkten das Fabrikswesen einige Bedeutung, die wichtigsten Industrieorte liegen jedoch am Fuße des Gebirges: Tepliz, Dux, Brüx, Komotau, die Umgebung von Karlsbad.

Die Erzschätze des Erzgebirges mögen zum größten Theile gehoben sein, der Bergbau bietet gegenwärtig nur eine sehr geringe Ausbeute, aber unvermindert ist der Reichthum an Gesundbrunnen die am Fuße des Gebirges hervorsprudeln. Sie haben durch Jahrhunderte Tausenden zum Wohle und zum Heile gedient, ihre Heilkraft erfährt eine von Jahr zu Jahr steigende Anerkennung, die Zahl der Kranken, die bei ihnen Genesung suchen, ist in stetiger, Zunahme begriffen. Die weltberühmten Badeorte Tepliz und Karlsbad sind in zahlreichen Abhandlungen und ganzen Büchern schon gewürdigt worden, für unseren Zweck müssen einige Notizen genügen.

Die Auffindung der warmen Quelle zu Tepliz wird von der Sage auf den Tag der Enthauptung Johannes' des Täufers (29. August) des Jahres 762 verlegt. Ein Schwein aus der Herde des Ritters Kolostuj soll zufällig in das warme Wasser gerathen sein. Die ersten Bäder wurden im 16. Jahrhunderte errichtet. Jetzt hat Tepliz-Schönau zehn Badeanstalten. Die Zahl der Curparteien betrug im Jahre 1880 in Tepliz 5.702 und in Schönau 2.467. Die warmen Quellen werden fast nur zum Baden verwendet, das Wasser ist hell und farblos, ohne Geruch und von sadem, gering alkalischem Geschmack. Die Urquelle hat $39\frac{1}{2}^{\circ}$ R, die Gartenquellen weisen die niedrigste Temperatur auf, nämlich 23 bis 24° R. Der große Reichthum an freien und im Wasser gebundenen Gasarten, wie Kohlenäure und Stickgas, erhöht die Heilkraft der Teplitzer Thermen. Sie werden mit sehr günstigem Erfolge gebraucht bei gichtischen und rheumatischen Leiden, bei Lähmungen, Neuralgien, skrophulösen Übeln, Geschwüren und insbesondere gegen die Folgen schwerer Verwundungen. Tepliz-Schönau (16.750 Einwohner) besitzt viele industrielle Etablissements: eine Baumwollwaaren-Weberei, Färberei und Druckerei, eine Schaf- und Baumwollenwaaren-, eine Webwaaren-, eine Strumpfwaaren-, Zucker-, Hohlglas-, chemische Producten-, Maschinen-, Posamentir- und Gummiwaarenfabrik u. a.

Karlsbad hat seinen Namen von Kaiser Karl IV., der daselbst ein Jagdschloß errichtete und die Quellen mit großem Nutzen

gebrauchte. Daß Kaiser Karl selbst auch die heißen Quellen entdeckt habe (1347 oder 1358), indem ein Hund bei der Verfolgung eines Hirschens in dieselben gerathen sei, steht mit der Thatfache im Widerspruche, daß diese Thermen schon zweihundert Jahre vor Karl bekannt waren. Alle Quellen, deren 15 gezählt werden, brechen aus Granit hervor. Bis zum 16. Jahrhunderte wurde der Sprudel allein angewendet. Er ist nicht allein die älteste, sondern auch die ergiebigste und wärmste Quelle. Er schleudert sein Wasser, das eine Temperatur von 59° R hat, aus sechs Mündungen (2.200 Liter in der Minute) einen Meter hoch empor. Das Wasser wird von einem rundlichen Becken aufgefangen und theils in die Badehäuser, theils in die Salzfiedereien geleitet, der Überschuß fließt in die Tepl ab. Der Niederschlag aus den Ausdünstungen der Sprudelwässer, der „Sprudelstein“, wird nach und nach steinhart, so daß man ihn schleifen und polieren kann. Seine Farbe ist ein Braun, das in's Graue und Grüngelbe schimmert. Man belegt mit demselben Kästchen, Kassetten, Brieftaschen, Messer und dgl. m. Sämmtliche Quellen Karlsbads gehören in die Classe der heißen, alkalischen Glaubersalzquellen, sie unterscheiden sich nur in ihrer Temperatur, die zwischen 59 und 24° R. variirt, nicht aber hinsichtlich ihrer chemischen Bestandtheile, wirken auflösend in den Verdauungswerkzeugen, schmerz- und krampfstillend und bewähren sich vorzüglich in allen jenen zahlreichen Krankheitszuständen, die aus allzu reicher, üppiger Ernährung bei ungenügendem Stoffwechsel entstehen. Das „Karlsbadersalz“ hat als Hauptbestandtheil schwefelhaftes Natron.

Zur Nachcur gehen viele Karlsbader Badegäste nach Gießhübel-Buchstein. Der Hauptwerth der Gießhübler Sauerwässer liegt darin, daß sie von jedem salzigen und bitteren Geschmacke frei sind und sich angenehm trinken lassen, wie die frischesten und reinsten Quellen des Gebirges, während sie doch eine gewisse Quantität mineralischer Stoffe, aber in so glücklicher Mischung enthalten, daß ihre verdauungs- und lebensanregende Wirkung zwar empfunden, aber nicht unangenehm geschmeckt wird. Die Bäder wirken vermöge ihres großen Kohlensäuregehaltes

kräftig anregend auf die Nerven-, Capillar- und Lymphgefäßthätigkeit, sind also vorzüglich für Reconvalescenten und Geschwächte überhaupt und als Nachcur nach eingreifenden Curen angezeigt. Jährlich werden vier Millionen Flaschen „Gießhübler“ versendet.

Die Teplitzer Curgäste hinwieder unternehmen gern eine Fahrt oder einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Biliner Sauerbrunnen. Dieses Wasser ist ein hervorragender Repräsentant der alkalischen Sauerlinge und hilft besonders gegen Sodbrennen, chronischen Magenkatarrh oder Rheumatismus, Gicht, Scrophulose und ähnliche Krankheiten. Auch bietet der Biliner Sauerbrunn ein vortreffliches diätetisches, — mit Wein oder Citronensaft und pulverisirtem Zucker versetzt — vermöge seines großen Kohlensäuregehaltes hochschäumendes, erfrischendes Getränk und ist dann insbesondere während der heißen Sommermonate zu empfehlen. Über eine Million Glasflaschen kommen jährlich zur Versendung.

Die Erzgebirgler verleugnen in ihrem ganzen Charakter noch heute nicht ihre Abstammung von jenem betriebsamen, aber auch leichtlebigen Bergvolke, das der Schwermuth, dem Bangen und Sorgen für die Zukunft niemals Raum in seiner Seele gegeben. Noch ist ihnen ein Hang zur Ungebundenheit und Freiheit eigen. Freude an Geselligkeit, an Musik, Tanz und anderen Unterhaltungen. Wie sie nicht langsamen und schwerfälligen Geistes sind, sondern sich gerade durch eine besondere Beweglichkeit desselben auszeichnen, so haben sie auch in allen ihren Bewegungen etwas Flinkes und Eilfertiges. Diese beiden Eigenschaften machen sie geschickt zu allen möglichen Künsten, Gewerben und Handwerken. Sie sind aber nicht nur gelehrig und anständig, sondern auch von großer Ausdauer in der Arbeit. Dort allerdings, wo Beschäftigung und Lebensweise den Menschen in die dumpfe Stube bannen, reichen die physischen Kräfte nicht zu schweren Arbeiten aus, aber selbst aus blassen und hohlwangigen Gesichtern leuchten meistens lebhaft und freundliche Augen. Genügsamkeit, Treuherzigkeit und Vertrauensseligkeit sind die liebenswürdigsten Tugenden der Erzgebirgsbewohner. Tausende arme Erzgebirgler können an Fleisch-

speisen kaum zu hochfestlichen Zeiten sich stärken, Kartoffel und Kraut sind die Hauptnahrung. Ehrlichkeit und Biederkeit trifft man überall, auch bei den Armsten und Dürftigsten. Pascherei und Walddiebstahl bringen manchen hin und wieder in Collision mit dem Geseze, höchst selten schwerere Vergehen; eine Schattenseite in sittlicher Beziehung ist an vielen Orten allein der allzu freie Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes. Ist auch vielen eine gewisse Neigung zur Spottsucht nicht abzuspochen, so kommt doch diese nicht aus einem bözartigen Herzen, sie ist vielmehr eine Folge ihrer geistigen Lebhaftigkeit, ihres natürlichen Mutterwizes und ihrer schnellen Auffassung. Das Los der meisten Deutschen in Böhmen, durch gewerbliche und industrielle Thätigkeit sich alle jene Bedürfnisse zu verschaffen, die der karge Boden ihnen versagt, ist vor allen das Los der Erzgebirgler. Trozdem hängen sie mit treuer, inniger Liebe an ihrer Heimat.

Das böhmische Niederland. Der Leitmeritzer und Leipaer Kreis.

Das sogenannte „böhmische Niederland“ nimmt eine gewisse Sonderstellung gegen das übrige Böhmen ein. Es ist durch das Sjer-, Jeschken- und Sandsteingebirge von dem Kessellande Böhmens geschieden und hat in ältester Zeit auch geschichtlich nicht zur Krone Böhmens gehört. Cosmas rechnet das Niederland (das Reißgebiet) nicht zu Böhmen*). Mit dem Ausdrucke „Niederland“ pflegt man die Rumburger, Reichenberger und Friedländer Gegend zu begreifen, hier aber soll zunächst vor allem vom „Rumburger Lande“ die Rede sein. Die Geschichte weiß uns nur von deutschen Bewohnern des Rumburger Landes und der Tanneberge zu berichten. Die zahlreichen Ortsnamen, die sich auf Wald beziehen, wie: Forstwalde, Grafenwalde, Fürstenwalde, Königswalde, Kaiserswalde, Herrnwalde, Georgswalde, Hainspach, Rosenhain, Königshain, Lichtenhain, Sofienhain, beweisen, daß zuerst der Gebirgswald von deutschen Colonisten besetzt wurde**).

In der späteren Zeit sind die Deutschen auch in die Flußthäler der Elbe und der Pulsnitz (Polzen) vorgeedrungen und haben dieselben für sich erobert. Dies geschah jedoch erst, nachdem sie ihre erste Aufgabe erfüllt hatten, nämlich die Wälder zu lichten und eine Gegend, welche den Slaven wegen der geringen Fruchtbarkeit des Bodens und der Rauheit des Klimas durchaus

*) S. L. Schlefingers Geschichte Böhmens, S. 69.

**) Vergl. Die böhmische Nordbahn. Eine volkswirtschaftliche Studie von Constantin von Novicki. Prag, Calve 1871.

nicht als begehrenswerth schien, zu cultiviren. Der Waldbau hat heute noch im Rumburger Lande, in der böhmischen Schweiz, dem Binsdorfer Plateau und der Centralgruppe des Sandsteingebirges einiges Übergewicht über den Feldbau, während das Fersandsteinplateau von Weißwasser und Dauba und das Mittelgebirge rechts der Elbe sich vortrefflich zum Ackerbaue eignet. Von den Nachkommen der Wenden und Sorben, die als Flüchtlinge in den Wildnissen jener Gegend Schutz suchten, sollen die deutschen Anbauer den Flachsbau und die Leinwandweberei gelernt haben. Andere wieder meinen, daß die Leinwandindustrie von Zittau aus sich nach Rumburg und Schluckenau verbreitet habe*). Nürnberger Kaufherren sollen ihre Leinwände anfangs in und um Zittau haben fertigen lassen. Auf der durch Tetschen und das Culauthal führenden Lausitzer Straße sei der Handel mit Leinwand nach Nürnberg vermittelt worden, von wo er sich dann Absatzplätze in England, Frankreich, Holland und anderen Ländern erworben habe. Sehr alt ist auch der Glashüttenbetrieb. Brauchbarer Quarz und weitausgedehnte Waldungen waren die natürlichen Vorbedingungen. So hatten von der ältesten Zeit an die Bodenverhältnisse und die Lage des Landes die Bewohner auf die Entfaltung der Industrie angewiesen, und es wurde frühzeitig ein ganz besonderes Geschick, natürliche und sittliche Eignung zur Industrie großgezogen.

Die Bevölkerung vermehrte sich rasch, der Überschuß derselben stieg auf den fruchtbaren Basaltboden südlich von der Polzen, in das Daubaer Sandsteingebirge und die Hirschberger Niederungen herab, wo die längst sesshafte slavische Bevölkerung dünn gesät war und der Ackerbau frische Arbeitskräfte verlangte. Trotzdem ist das Niederland noch der am dichtesten bevölkerte Theil unserer ganzen Monarchie.

Nicht allein das Niederland, auch ein ziemlich breiter Streifen Nordböhmens war lange vor den Husitenkriegen deutsch geworden,

*) S. Aus dem ältesten Geschichtsgebiete Deutsch-Böhmens. Eine geschichtl. Durchforschung des Elbe- und Culauthales. Von P. Fr. Focke, 2 Bände, 1879.

und zwar nebst dem Erzgebirge das Gebirge zwischen Außig und Tetschen am linken Ufer der Elbe und ebenso nicht bloß alles Gebiet nördlich von der Polzen, sondern auch ein nicht unbedeutendes Stück Landes südlich davon zwischen Tetschen und Leipa auf dem plateauartigen Gebirgszuge, der das genannte Flüsschen auf jener Strecke begleitet. Eine Fortsetzung dieses deutschen Gebietes reicht, schmaler werdend, bis gegen den Teschen hin. Die Grenzen gegen Süden lassen sich zum großen Theile nach den Verzeichnissen der Pfarreien bestimmen, die etwa seit 1350 erhalten sind. Es werden schon damals eine Reihe von Kirchdörfern mit rein deutschen Namen genannt: Arnsdorf (Arnoldi villa), Peterswald (Petri silva), Schönborn (Pulcher fons), Günthersdorf, Rosendorf, Kunnersdorf, Markersdorf, auch schon Mertensdorf und Wernstadt (Wernheri villa). Andere Orte dieser Gegend tragen neben einem czechischen bereits einen deutschen Namen: Komonin und Arnsdorf (bei Außig), Čermna und Leufersdorf, Liporá und Spennersdorf; Skalice und Langenau, Jezvé und Neustadt u. s. w. Das Kloster Drogan besaß seit alten Zeiten unter anderem auch ein beträchtliches Waldgebiet vom Städtchen Graber bis zur Polzen. Hier auf der Südseite dieses Flüsschens werden denn schon 1273 die deutschen Dörfer Johnsdorf und Hermersdorf (Hermannsdorf) als Besitz des Klosters aufgeführt. Und wie vollständig alle diese Gegenden deutsch geworden, dafür zeugen die Namen deutscher Bauern, die uns aus der Leipziger Gegend erhalten sind, weiter besonders das nach 1380 beginnende alte Stadtbuch von Böhmischem-Ramnitz*). Einen Theil des unteren Elbethales hatte König Wladislaw im Jahre 1169 dem Johannitorden geschenkt, sein Sohn und Nachfolger Herzog Friedrich hatte diese Schenkung im Jahre 1186 bestätigt. Die böhmischen Johanniter waren deutscher Zunge, sie zogen deutsche Colonisten zur Urbarmachung der großen Wälder in's Land. Auch die Herrengeschlechter, die in diesem Landstriche geboten, gründeten einige deutsche Ansiedlungen. Den

*) Heße Manuscr. und R. Linke: Gesch. der Stadt B. Ramnitz, Mitth. des Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B. XIX S. 215 u. ff.

zahlreichen Colonisten folgten endlich auch adelige Herren und kauften sich an: so saßen anfang des 14. Jahrhunderts auf Bilin die von Bergau, denen bald im Besitze die Herren von Colditz folgten, zugleich Gebieter auf Graupen und bis gegen Aufsig hin; das Geschlecht der von Mägeln (z Miliny) erscheint seit Mitte des 14. Jahrhunderts im Besitze eines Theiles von Türmitz. Ja die Markgrafen von Meißen selbst suchten ihr Machtgebiet hieher auszudehnen, von anderem abgesehen, hatten sie z. B. Brüx und Riesenburg von 1398 auf lange im Pfandbesitz. Andererseits war das Adelsgeschlecht, das in Leipa (und später in Raminitz) gebot, auch in Sachsen-Meißen begütert; ebenso finden wir die Herren von Wartenberg auf Tetschen u. s. f., die hier von Schreckenstein und Blankenstein an bis nach Gabel hin fast alles ihr eigen nannten, soweit es nicht denen von Duba gehörte, jederzeit in regem Verkehre mit den Nachbarn in Meißen und der Lausitz. Nachbarn der Wartenberge und mit ihnen geschlechtsverwandt waren die Michelsberge. Sie waren im 14. Jahrhundert auf Bensen, Raminitz und Kreibitz ansässig und ihr Besitz reichte im Norden bis an die heutige Landesgrenze, im Osten an die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder*). Johanns von Michelsberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte, Fahrt nach Paris wurde von Heinrich von Freiberg besungen. Das Gedicht führt den Titel „Ritterfahrt Johanns von Michelsberg.“ Heinrich von Freiberg weilte lange am Hofe Wenzel II., wo nebst vielen anderen deutschen höfischen Dichtern auch Ulrich von Eichenbach, der Verfasser eines Alexanderliedes und des Wilhelm von Wenden, gastliche Aufnahme fand.

Heinrich von Freiberg schuf neben der erwähnten Heroldsdichtung ein Gedicht „vom heiligen Kreuze“ und eine Fortsetzung des Tristan Gottfrieds von Straßburg „auf Bitte und Gebot des edlen Herrn Raimund von Lichtenburg in Beheim.“

Wie die Hussitenkriege dem deutschen Bürgerthume in czechischen Gegenden überhaupt den Todesstoß versetzten, so hatten sie auch

*) Wolkau: Heinrich v. Freiberg. Mitth. des nordb. Excursions-Clubs VI. 1.

Außig und besonders Leitmeritz für längere Zeit zu czechischen Städten gemacht.

Auch die deutschen Grenzlandschaften hatten viel zu leiden gehabt. Bereits im Jahre 1421 waren die Klöster Dřezg und Teplitz von den Hufiten erobert worden, 1426 waren außer Bilin und Komotau auch Graupen und Dux geplündert worden, Graupens letzter Rest wurde noch im Jahre 1429 vernichtet. Einer der hufitischen Parteiführer, Jakoubek von Bröhowitz, nahm Besitz von den Städten und Herrschaften Bilin und Außig und von dem Teplitzer Klostereigenthume. Auch der Theil östlich von der Elbe hatte bei Gelegenheit der hufitischen Züge nach der Lausitz mehrfach gelitten, aber wie gleichsam als Schutzherrn des Deutschthums in der Brüx-Außiger Gegend die Markgrafen von Meißßen auftraten, so waren hier im Osten die Herren von Duba auf Leipa, von Michelsberg und von Wartenberg Gegner der Hufiten und so natürliche Bundesgenossen der Sechsstädte in der Lausitz. Wenn sie auch zu schwach waren, ihre Besitzungen zu schützen, so warnten sie doch vor den herannahenden Feinden. Der mächtigste Grundherr der ganzen Gegend war nie Hufit, wenn er auch sonst eine ziemlich eigennützige Politik verfolgte.

Manche deutsche Culturarbeit war durch die Kriege zerstört, die deutsche Einwanderung unterbrochen worden, auch die nächsten Zeiten waren wenig ermunternd zur Wiederaufnahme der deutschen Colonisation, aber vernichtet war das Deutschthum nicht. Die Markgrafen von Meißßen hatten Brüx und Riesenburg behauptet und erst im Jahre 1459 löste sie Georg von Podiebrad im Egerer Vertrage ein. Graupen wurde von Deutschen neu bevölkert. Hallwich*) hat aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von hier und aus der Umgegend nur Namen von deutschen Anzässigen anzuführen. Jakoubek mußte seine Besitzungen theilweise wieder herausgeben, so Bilin an die Colbitz, die auch auf Graupen wieder bis an's Ende des 18. Jahrhunderts geboten. Die Wartenbergischen Besitzungen um Tettschen waren

*) Geschichte von Graupen.

mehr verschont geblieben und dieses Geschlecht erhielt ununterbrochen den regsten Verkehr mit den deutschen Nachbarländern. Ähnliches läßt sich von den Herren von Duba auf Leipa sagen. Bald begann auch die Zuwanderung Deutscher aus Meissen und aus der Lausitz wieder zuzunehmen. Wir können das mit einer gewissen Sicherheit aus dem Umstande schließen, daß von dort eine ganze Reihe adeliger Familien sich hier ankauften. Wir wollen nicht bei der Erwähnung der minder wichtigen, wie der Luttitze, der Schönfelde um Böhmisches-Ramnitz, verweilen, sondern begnügen uns, Folgendes anzuführen: Im sechzehnten Jahrhunderte erwarb das Lausitzer Geschlecht der Herren von Gersdorf großen Besitz in Böhmen; um dieselbe Zeit wurden die Herren von Schleinitz Besitzer des ganzen böhmischen Niederlandes, auch von Lobositz. Als im Jahre 1511 Siegmund von Wartenberg die Tetschen-Bensen-Ramnitzer Herrschaft Schulden halber verkaufen mußte, kaufte sie zwar ein czechischer Herr aus dem östlichen Böhmen, Nicolaus Trčka von Lipa, aber schon vier Jahre nachher verkaufte er sie wieder, wie er selbst sagte: „wegen der schlechten Wege und der vielen Deutschen“ an das sächsische Geschlecht der Herren von Salhausen, das auch anderen Besitz erwarb. Als die von Salhausen die eigentliche Herrschaft Tetschen (Bensen u. s. w. behielten sie) im Jahre 1534 verkauften, gelangte dieselbe an die Herren von Bünau, die bereits seit sechs Jahren auf Blankenstein geboten. Nördlich von Außig saßen schon sehr lange die Herren von Lungwitz. Seit dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts verbreiteten sich von Graupen aus die Kölbel von Geyßing und die Glaz von Altenhof: besonders jene vereinigten im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts einen großen Theil der Gegend zwischen Außig und Graupen in ihren Händen.

Demnach ist anzunehmen, daß das Deutschthum nicht bloß seine alten Positionen behauptet hatte, sondern hie und da sogar langsam vorgebrungen war, so war dies z. B. von Wernstadt und Leipa aus gegen Auscha geschehen. Auch für den Theil des Mittelgebirges rechts der Elbe lassen sich Deutsche nachweisen, doch ganz wurde dieses erst nach dem dreißigjährigen Kriege germanisirt.

Durch den dreißigjährigen Krieg sollte die Sprachgrenze mit einemmale wieder um ein beträchtliches Stück vorgehoben werden, obzwar die Verluste, welche die Deutschen durch die Gegenreformation erlitten, gerade hier an der Grenze, wo sie so leicht in das protestantische Sachsen auswandern konnten, empfindlich genug waren.

In den landtäfflichen Übersichten über den Besitzstand der einzelnen Herrschaften findet man selbst im sechzehnten Jahrhunderte auffallend häufig in den Gebirgsgegenden um Leitmeritz wüste Dörfer erwähnt. Der dreißigjährige Krieg nun verschonte auch diese Gegenden nicht. Die Folge war, daß viele Dörfer ganz verlassen waren, in anderen mindestens viele Höfe leer standen. Als der Frieden wieder hergestellt war (mehrfach aber auch schon früher), begann eine neue Einwanderung von Deutschen, die natürlich den Herrschaftsbesitzern sehr willkommen war. Die Zahl der Zugewanderten wurde endlich größer als die der altansässigen Tschechen, diese lernten die Sprache der Neuangekommenen und wurden, ohne daß irgend welche Gewaltmaßregeln ergriffen worden wären, selbst deutsch. Heute noch gibt es eine ziemliche Zahl von Haus- und Familiennamen, die, so verändert sie sein mögen, ihren czechischen Ursprung nicht verleugnen, ja sogar die meisten Ackerfluren, soweit sie nicht „Neuland“ sind, Wälder, Berge u. s. w. tragen in diesen Gegenden czechische Namen, wie z. B. die Mařna hora, die Kadebeule, Gradischken, Polabe bei Leitmeritz. Die Dörfer haben natürlich auch noch die alten czechischen Benennungen. Am Ende des siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhunderte wurden von verschiedenen Herrschaftsbesitzern durch Auftheilung von Meierhofgütern neue Orte geschaffen, viele derselben heißen „Neudörfer“, „Neuland“ und ähnlich.

Aber das Loß der ländlichen Bevölkerung war ein äußerst drückendes. In Folge dessen brach um das Jahr 1680 der erste Baueraufstand aus, zuerst im Gzaslauer Kreise, und verbreitete sich rasch über den Elbogner, Pilsner und Leitmeritzer Kreis bis über Mähren, Schlesien und die Lausitz. Im nordöstlichen Böhmen gieng der Anstoß zur Erhebung von Friedland aus und die

Bewegung ergriff rasch Grafenstein, Reichenberg, Gabel und Wartenberg und pflanzte sich bis auf die Hainspacher Herrschaft fort. Die Empörung wurde im Kurzen mit äußerster Strenge unterdrückt, die Lage des rechtlosen Bauernstandes nicht gebessert, die einzige Erleichterung sollte ein vom Kaiser erlassenes Gesetz bringen, durch welches der Grundobrigkeit verboten wurde, die Bauern mehr als drei Tage in der Woche zu Hofarbeiten anzuhalten. Sonst blieb die Unterthänigkeit so drückend und schwer, wie früher. Der Bauer war an die Scholle gebunden, durfte ohne einen „Losbrief“ oder „Weglaßzettel“ seines Grundherren nicht an einen andern Ort übersiedeln, dafür konnte er bei dem geringsten Vergehen, auch wohl in Folge falscher Anschuldigung ohne viele Umstände von seinem Besitze gejagt, auf ein anderes Herrschaftsgebiet versetzt werden. Das Kind eines Bauern mußte drei, eines befesetzten Häuslers zwei und eines jeden andern Häuslers ein Jahr auf den herrschaftlichen Maierhöfen dienen. Der Bauer konnte über sein Eigenthum nicht testamentarisch verfügen, er mußte sein Getreide in der von der Obrigkeit bestimmten Mühle mahlen lassen und war den Betrügereien des Müllers wehrlos preisgegeben. Die unmensliche Roheit und Gewissenslosigkeit der obrigkeitlichen Beamten erfand allerlei Mittel und Wege, die „paradiesischen Zustände der guten, alten Zeit“ noch zu erhöhen. Viele behandelten den Bauer weit brutaler als ihren Hund, der arme Leibeigene konnte nicht früh genug auf die herrschaftlichen Felder aufbrechen und dieselben nicht spät genug verlassen; das erkrankte Vieh der Herrschaft, schlechtes Getreide und dergleichen mehr wurde den Unterthanen um einen hohen Preis aufgedrängt, während die Bauern ihr verkäufliches Vieh oder Getreide der Herrschaft zu dem ihr beliebigen Preise überlassen mußten. Beamten und Herrschaften wetteiferten mit einander in der Auffindung immer neuer Lasten und Bürden für das Landvolk, und was einmal erzwungen worden war, das blieb „Gerechtfame“. Was Wunder, wenn die Bauern in der Verzweiflung endlich zur Selbsthilfe griffen! Schon vor 1680 lesen wir von einzelnen Revolten, wenngleich sie nicht eine solche Ausbreitung

erlangten, wie diejenigen im genannten Jahre. Unter den Anstalts-
der erbosten Bauern endete im Jahre 1525 der letzte Wartenberger,
Otto Heinrich, genannt der „Krumme“, auf Rothenhof in Markers-
dorf bei Benzen sein Leben*). Er hatte als kaiserlicher Refor-
mationscommissär zu Außig recht wacker im Sinne der Jesuiten
gearbeitet und war seinen Unterthanen gegenüber von rücksichts-
loser Strenge und gewissenloser Willkür. Die aufrührerischen
Bauern wurden bald wieder zu Paaren getrieben und zugleich
katholisch gemacht, denn sie hingen, wie der bei weitem größte
Theil der Nordböhmen, dem lutherischen Bekenntnisse an. Diese
Revolution war gleichsam der Vorläufer der weit mehr ausgebrei-
teten und drohenderen Rebellion, welche ein halbes Sæculum später
ausbrach.

Erst Maria Theresia erbatte sich des armen Landvolkes
und ordnete wenigstens eine Erleichterung der Robot an. Als
aber das Patent, welches die Herabsetzung der Robot aussprach,
veröffentlicht wurde, meinte das Landvolk, ein von der Grundob-
rigkeit unterschobenes werde ihnen zur Kenntniss gebracht, das
echte enthalte größere Erleichterungen, gewähre mehr Befreiungen,
darum erhoben sich die Bauern im Königgrätzer und Bidschower
Kreise, in der Gegend von Nachod und Wartenberg, um die
Herausgabe des „echten“ kaiserlichen Patentes zu erzwingen. Nach
der baldigen Unterdrückung des Aufruhrs ließ man wenigstens
etwas mehr Milde gegen die Schuldigen und Verführten walten,
als vor hundert Jahren. Wie schon erwähnt, gewährte Kaiser
Josef II. aus dem Antriebe seines edlen Herzens, was die Ver-
zweiflung der Armen nicht hatte von den Machthabern erzwingen
können. Darum ist auch das Andenken an den großen Volkskaiser
mit unvergänglicher Schrift gerade in die Herzen der freisinnigen
deutschen Bevölkerung Nordböhmens eingeschrieben und sind zur
hundertjährigen Feier jener Regierungsacte, durch welche der
unvergessliche Regent sein großes Herz, das mit voller, warmer
Liebe auch für die Niedrigsten seines Volkes schlug, seinen vor-

*) S. Mitth. des nordböhm. Escursions-Clubs. V. 1. S. 28—35.

urtheilsfreien, von den Humanitäts- und Freiheitsideen der Geistesheroen seiner Zeit begeistertem Sinn geoffenbart hatte, überall in Nordböhmen, in den meisten Städten und selbst in Dörfern, Denkmale gesetzt worden. Diese Denkmale sind aber nicht allein ein lautredender Beweis der Dankbarkeit der Nachkommen jener, die Josef von geistigem und leiblichem Drucke und Zwange befreite, sondern auch Wahrzeichen, daß dem Deutschen die Ideen Josefs als ein heiliges Vermächtnis gelten und daß er es in guten und bösen Tagen als seine Aufgabe und seine Pflicht erachtet, die vollständige Verwirklichung derselben zu erstreben.

Unter den Producten des Landbaues genießt der bei Czernosek in der Nähe von Leitmeritz gewonnene Wein einen weitverbreiteten und guten Ruf. Durch wen und wann der Weinbau in Böhmen eingeführt worden sei, läßt sich nicht ermitteln, schon die ältesten geschichtlichen Nachrichten gedenken seiner; vom Weinbaue in der Umgebung von Leitmeritz berichten das erstemal Urkunden aus dem eilften Jahrhunderte*). Deutsche Ordensgeistliche, die aus dem Kloster Steinfeld am Rhein um das Jahr 1140 auf den Strahow bei Prag berufenen Mönche, in deren Besitz Lobositz kam, und die Cisterzienser des Klosters Altzell in Meißen, welche vom Jahre 1250 an durch anderthalb Jahrhunderte die Herren jenes Theiles des Elbthales waren, wandten der Weincultur alle Aufmerksamkeit und alle Sorgfalt zu, die weitesten Flächen aber wurden den Winzern unter Karl IV. zum Anbau zugewiesen. Karl IV. hat das größte Verdienst um die Hebung des Weinbaues in Böhmen im Allgemeinen. Er sorgte nicht bloß für die Förderung des Weinhandels, indem er den Absatz des Weines auf alle mögliche Weise schützte, sondern drang sogar darauf, daß soviel als möglich in ganz Böhmen der sämmtliche, für den Weinbau geeignete Boden ausgenützt werde. Zu diesem Zwecke errichtete er im Jahre 1358 das Amt der Berg- und Weinbergmeister (*magistri montium seu vinearum*). Es war ihre Aufgabe, im Lande herumzureisen und alle Besitzer von

*) J. G. Lippert. Mitth. d. Vereines f. G. d. D. i. B. VI. S. 224.

solchen Verglehen oder Fluren, auf denen der Weinbau ein Erträgnis hoffen ließ, anzuhalten, daß sie binnen vier Wochen durch eigene Arbeit und Kosten Weinreben pflanzten oder, falls sie sich nicht selbst der Mühe unterziehen wollten, die betreffende Flur oder Lehne an andere abtraten, welche sich für bereit zur Einführung des Weinbaues erklärten. Der ursprüngliche Besitzer erhielt dafür jährlich den zehnten Theil der Fehsung. Jenen Eigenthümern, die sich weder entschlossen, selbst Wein zu pflanzen noch unter der erwähnten Bedingung den zum Weinland geeigneten Theil ihres Grundbesitzes an Weinbaulustige abzutreten, wurde jenes Feld oder jene Verglehe ohne irgend welchen Ersatz abgenommen. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Weinbaues, vor dem dreißigjährigen Kriege, waren, wie Lippert anführt, unter den 505 der Bürgerschaft in Leitmeritz gehörigen Feldlosen 350 mit Wein und nur der übrige Theil mit Getreide bebaut. Heutzutage ist das Leitmeritzer Thal fast vollständig Getreideland, nur jene Weinberge bestehen noch, deren Boden für eine andere Cultur schwer oder gar nicht taugt.

Einen besonderen Aufschwung hat dafür in der neueren Zeit nebst dem Getreidebau die Obstbaumzucht genommen. Nicht allein die Umgegend von Leitmeritz, das ganze Elbethal bis hinab nach Tetschen und die Seitenthäler gleichen einem großartigen, wohlgepflegten Obstgarten. Die rege Schifffahrt der Elbe und die beiden an den Ufern der Elbe sich hinziehenden Eisenbahnen befördern jährlich große Massen von Obst aus diesen Gegenden nach Norddeutschland.

Nebst der Wein- und Obstcultur sei auch des Hopfenbaues besonders gedacht. Mittelpunkt für den Hopfenbau und Hopfenhandel bilden neben Saaz Ausha und Dauba. Früher muß auch in manchen anderen Gegenden Hopfen gebaut worden sein. Im Elbethale und an vielen anderen Orten finden sich Fluren, die noch heute den Namen „Hopfengarten“ tragen.

So rationell und sorgfältig auch der Boden überall in Nordböhmen bebaut wird, so hätte doch dieser Theil des Landes niemals so dicht bevölkert werden können, wenn nicht von früher Zeit an

die Industrie neben dem Ackerbaue eine ausgiebige Erwerbsquelle gewesen wäre. Der fruchtbarste Ackerboden Böhmens liegt in Mitten des Landes und ist von den Tschechen besetzt, die Deutschen bewohnen vor allem den minder ertragsfähigen Gebirgsboden, sie waren von jeher auf die Industrie angewiesen, sie haben die Industrie nach Böhmen gebracht und heute noch ist Böhmens Industrie bei weitem vorwiegend in deutschen Händen. F. Schmitt sagt in seiner „Statistik des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates“ (Wien, Gerolds Sohn 1872): „Von den insgemein mit 1600 Millionen, wahrscheinlich zu niedrig, angenommenen Werthe der österreichischen Industrieproducte kommt ein Sechstel auf Böhmen, zumeist auf den deutschen Theil des Landes, und ebenso viel auf Niederösterreich, ihnen folgen Mähren und Schlesien mit schwunghaft betriebener Industrie.“ Diese großartige industrielle Entwicklung Böhmens wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht dieses Land mit so außerordentlichem Kohlenreichthume gesegnet wäre. Nur einige Zahlen seien angeführt, um eine beiläufige Vorstellung von diesem Reichthume zu wecken. Nach dem vom k. k. Ackerbauministerium herausgegebenen statistischen Jahrbuche wurden im Jahre 1883 im Teplitz-Brüx-Komotauer Braunkohlenreviere mit 12.532 Arbeitern 6,354.715 Tonnen gefördert, im Elbogen-Salkenauer mit 3.049 Arbeitern 793.414 Tonnen. Der Geldwert dieser Production betrug im ersteren Reviere 8,448.405 fl., im letzteren 1,495.328 fl.

Ganz deutsch ist Böhmens alt- und weitberühmte Glasindustrie. Die Herstellung des Glases scheint eines der frühesten Gewerbe in unserem Gebiete zu sein. Die Gegend, in welcher diese Industrie sich so außerordentlich entfaltet hat, beginnt östlich von Böhmischemamnitz. Die Hauptrollen spielen beim Glashandel die Orte: Blottendorf, Bürgstein, Gablonz, Haida, Langenau, Meistersdorf, Pargen und Steinschönau. *) Ihren Anfang hat die Glasfabrication auf den Herrschaften Böhmischemamnitz und Bürgstein genommen. Dort bestanden von altersher Glashütten und um dieselben hatten

*) Vergl. Schebef, Böhmens Glasindustrie.

sich die Gewerbe gelagert, welche sich mit der Verfeinerung und Ausschmückung des Glases befassen, mit dem Malen, Vergolden, Schneiden, Reissen. Die Glasraffinerie war in diese Gegend durch Venetianer gebracht worden, sie wird jetzt meist nicht in den Glashütten, sondern als Hausindustrie durch eigene Raffineure betrieben. Für die erste Glashütte glaubt man die unter dem Herrn Peter Berka von Duba und Lipa bei St. Georgenthal erbaute halten zu dürfen. Zu Daubitz soll eine Glashütte im Jahre 1442, zu Kreibitz 1504, zu Falkenau 1530 gegründet worden sein. Eine wahrhaft bahnbrechende Thätigkeit entwickelte die Familie Schürer von Waldheim. Nach allen Richtungen, wo immer es schlagbare Waldungen gab, trugen die Schürer von ihrem Stammsitze Falkenau aus ihre Industrie, in das Fergebirge, in das Erzgebirge, in den Böhmerwald, bis in die Mitte des Landes hinein. Nach Strassky gab es vor dem dreißigjährigen Kriege Glashütten auf den Herrschaften Pürglitz, Heralez, Kreibitz und Bürgstein. Der Krieg vernichtete die Glasindustrie beinahe vollständig, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt sie sich ein wenig aufzuraffen, erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts macht sie einen erfreulicheren Fortschritt. In der Gegend von Haida und Gablonz begann man sich ausschließlich mit der Veredlung der Rohproducte zu beschäftigen und erhöhte durch kunstvolle Arbeit deren Werth nach und nach auf das zehn-, zwanzig-, bis vierzigfache. Deutscher Fleiß, deutsche Geschicklichkeit und Unternehmungslust haben die Glasindustrie so gehoben, daß jetzt in ihr Böhmen nicht nur in der Monarchie allen Kronländern voransteht, sondern auch den obersten Rang unter allen jenen Ländern einnimmt, welche hierin arbeiten. Von dem Gesamtwerthe der Production Oesterreichs an Glaswaaren entfällt die Hälfte — über 10 Millionen Gulden — auf Böhmen, von dieser Summe wieder mehr als zwei Drittheile auf die Arbeit und nicht ganz ein Drittheil auf das Rohproduct.

Einige wenige Beispiele mögen uns den Einfluß veranschaulichen, den dieser Industriezweig auf die Vermehrung der Bevölkerung ausübte. Auf der Herrschaft Bürgstein hat sich vom Jahre

1787 bis zum Jahre 1830 die Anzahl der Wohnhäuser um 637 vermehrt. *) Haida, das im Jahre 1737 noch ein kleines Dörfchen, bestehend aus einem Meierhose und acht Häuschen, war, hat sich zu einem Städtchen von nahezu 3000 Einwohnern emporgeschwungen und ist der Hauptsitz des böhmischen Glashandels mit Niederlagen in Spanien, Portugal, Mexiko, Ostindien u. s. w. Der Haidauer Adresskalender führt 49 Glasraffinerien in Haida und 20 im benachbarten Arnsdorf an. In Gablonz wohnten im Jahre 1686 nur elf Familien, heute hat es über 9000 Einwohner. In Bólaun ließen sich erst vor 180 Jahren die ersten Ansiedler nieder, heute ist es eines der größten Dörfer (4566 Einwohner); ähnlich verhält es sich mit Morchenstern, das im Jahre 1880 5345 Bewohner zählte.

Als Gründer des böhmischen Glashandels wird Kaspar Kittel bezeichnet. **) Dieser stammte aus Schumburg bei Gablonz und hatte seinen Wohnsitz in Blottendorf. In der Umgegend von Blottendorf gab es in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts viele Scheerenschleifer, die weit in der Welt herumkamen. Aus ihren Reisebeobachtungen, die sie, heimgekehrt, zum Besten gaben, entnahm Kittel, daß in all den verschiedenen Städten, wohin jene gekommen, Geschirre von Glas eine große Rarität wären. Das war für den unternehmenden Mann Antrieb genug, es in jenen Ländern und Städten mit dem Verkaufe seiner Glaswaaren zu versuchen. Er sandte Männer von erprobter Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit als Glasverschleifer nach verschiedenen Richtungen in's Ausland. Sie transportirten die Glaswaaren nur mittelst Schubkarren, allein der Handel warf trotzdem einen recht ansehnlichen Gewinn ab. Hiedurch ermuthigt ließ Kittel ganze Frachtwagen mit seinen Waaren beladen. Der Absatz blieb ein sehr günstiger, der Glasexport dehnte sich immer weiter aus. Christian Franz Kautenstrauch, Kittels nachmaliger Schwiegersohn, unternahm die erste Seereise nach St. Petersburg, besuchte im Jahre 1714 mit seinen Waaren Portugal und verkaufte sie in den Städten

*) S. Mitth. des nordb. Excurs.-Clubs, V. 3.

**) S. Mitth. des Vereines f. G. d. D. i. B. IV. S. 101 und ff.

Vissabon und Porto zu bedeutend hohen Preisen. Andere Glashändler folgten seinem Beispiele, Spanien und Portugal wurden ausgezeichnete Absatzgebiete, und von da knüpfte man auch Verbindungen mit Amerika an. Um das Jahr 1740 wurden die ersten festen Niederlassungen böhmischer Glashändler in Spanien gegründet, um dieselbe Zeit fingen auch Großhändler aus Steinschönau an, Factoreien und Niederlagen in der Türkei, u. z. in Konstantinopel und Smyrna, zu errichten. Von dort verbreitete man das böhmische Glas weiter nach Persien und Indien. So hat in der Neuzeit die böhmische Glasindustrie Weltruf, aber auch ihren Höhepunkt erreicht, auf dem sie sich jedoch selbst mit Aufgebot aller Kräfte schwerlich lange behaupten dürfte, denn ihr ist gefährliche Concurrnz in Deutschland, in Frankreich, Belgien und Amerika erstanden. Böhmische Glasarbeiter wurden durch vortheilhafte Anerbietungen in diese Länder gelockt, und mancherlei Umstände begünstigen daselbst die rasche Entwicklung dieser Industrie.

Gehen wir nun über zur Textilindustrie, so finden wir auch hier wieder Böhmen in gewisser Beziehung hervorragend unter den übrigen Kronländern, und in Böhmen ist es insbesondere das Niederland, neben Reichenberg die Städte Warnsdorf und Kumburg, welche die interessantesten und mannigfachsten Producte derselben für den Weltmarkt liefern. Im ganzen Niederlande steht fast jedermann im Dienste der Industrie. Das Land ist sorgfältig bebaut, fast jeder Hauswirth, so arm er auch sein mag, hat seine Beete, auf denen er Kartoffel, Roggen, sowie Hafer bestellt, allein der Ertrag des Ackerbaues deckt kaum den Hausbedarf, er ist nur ein willkommenener und in gar vielen Fällen höchst nöthiger Zuschuß zu dem Einkommen, das die Arbeit in der Fabrik oder die Hausindustrie gewährt. Die Bevölkerung ist, wie erwähnt, äußerst dicht, mehr als 22.000 Seelen wohnen auf einer Quadratmeile. Wer die Gegend besucht, empfängt fast überall den Eindruck von Wohlhabenheit; das kleinste Häuschen ist reinlich und nett und entbehrt nicht mancherlei Zierat. Wohlgepflegte Blumengärtchen vor vielen derselben, oder Blumenstöcke, welche in den der Straße

zugekehrten Fenstern stehen, beweisen, daß nicht alles Sinnen und Trachten nur auf des Lebens Nothdurft gerichtet ist, aber die Noth pocht doch manchmal an die Thüre eines so freundlichen Häuschens, nur die äußerste Genügsamkeit und Sparsamkeit erhält z. B. den armen Weber aufrecht, nur weil er diese Tugend besitzt, wird seine Armuth und Dürftigkeit nicht gleich dem flüchtigen Blicke erkennbar.

Für die Geschichte der Industrie des Niederlandes liegen mehrere sehr schätzbare Vorarbeiten vor, viele Daten geben uns erwünschten Aufschluß über den jetzigen Stand einzelner Industriezweige, dennoch möge dem geneigten Leser hier eine unvollständige Skizze derselben genügen. *)

Der hervorragendste Industrieort in dieser Gegend ist Warnsdorf, das „Klein-Manchester“ des Niederlandes. Noch vor wenig Jahren war Warnsdorf das größte Dorf Österreichs. Die Neuzeit hat zwar dem Orte auch kein städtisches Aussehen zu geben vermocht, denn nirgends trifft man eine Gasse, nirgends Häuserzeilen, sondern fast jedes Haus steht für sich, ist mit Gärten oder Feldern umgeben; es sind viele stattliche und stilvolle Gebäude da, die auch einer Großstadt zur Zierde gereichen würden, aber unmittelbar neben ihnen stehen niedrige, schindelgedeckte Holzhütten, neben den großen industriellen Etablissements einfache Bauerngehöfte. Obzwar das Straßennetz ziemlich ausgebaut ist, stellen doch oft auch bloße Feldwege die Communication her, aber die Gemeinde, welche über 16.000 Einwohner zählt, war nicht zufrieden mit dem Ruhme, das größte Dorf zu sein, sie bewarb sich vor mehr als zehn Jahren um Verleihung des Stadtrechtes, und so gehört sie denn jetzt unter die Stadtgemeinden. Warnsdorf hat an 160 selbständige Fabrikanten; 30 Dampfanlagen, die den verschiedensten Zwecken, als: Spinnerei, Weberei, Druckerei, Zwirnerei, Appretur, Färberei u. s. w. dienen, stehen im Betriebe. Außer den durch Dampfkraft betriebenen 1200 mechanischen Webestühlen stehen im Orte selbst und in der Umgegend noch etwa 10.000 Handwebestühle. Es werden Baum-

*) Vgl. Mitth. des nordb. Excursions-Clubs V. 4, VI. 2. 3 u. 4.

woll- und Halbwollwaaren als: Rock- und Hosenzeuge, Kalmuck, Köper, Moleskin nebst anderen in das Druckgenre gehörigen Artikeln in der verschiedensten Ausführung erzeugt. Eine besondere Specialität und der älteste Industriezweig Warnsdorfs ist die Sammtfabrication. Weltruf genießen die Samnte der Fabrik: J. G. Fröhlichs Sohn. Auch die Druckindustrie verdient hervorgehoben zu werden: es arbeiten 10 Druckfabriken; ferner sind in Warnsdorf 4 Abfallspinnereien, welche ein nicht unbedeutendes Quantum grober Garne liefern. Die unter der Marke „Königsfrickwolle“ in der Fabrik der Firma Gustav Liebisch hergestellte Wolle zählt unter die ersten Producte dieses Genres in der Monarchie. Der jährliche Umsatz der Warnsdorfer Fabricate beträgt über 10 Millionen Gulden, so daß in Nordostböhmen, wenn wir allein von Reichenberg absehen, Warnsdorf als Massenproductionsort den ersten Rang einnimmt. Mechanische Webereien, Rothgarnfärberei und ein reges Geschäftsleben finden wir auch im Nachbarorte Warnsdorfs, in Niedergrund.

Gleich nach Warnsdorf verdient Rumburg genannt zu werden. Vor allem ist hier die Firma Julius Pfeifer eine hochangesehene. Ihre Manufacturwaaren: Gobelins, Möbel- und Wagenstoffe, Draperie- und Phantasie Stoffe, Tisch-, Bettdecken, Sute, Plüsch, Teppiche, Baumwoll- und Leinengradel, Flanelldecken, Hosenzeuge und Damenkleiderstoffe, Abstaubtücher, Oxford, Shirting u. a. m. sind weit und breit bekannt und begehrt; überhaupt brillirt Rumburg in den Fabricaten der Kunstweberei. Im Jahre 1860 wurde daselbst von Förster, Theilhaber der Firma Formanek und Förster, eine Fachwebeschule errichtet, die seit 1880 in staatlicher Regie steht. Ein eigenartiger Industriezweig ist die Perlenweberei der schon genannten Firma Formanek und Förster. Die so geschätzte Rumburger Leinwand wird nicht in Rumburg selbst, sondern im nahen Georgswalde durch Hausweberei verfertigt und durch Rumburger Großhändler in Umsatz gesetzt.

In Schönlinde und der Umgebung dieser Stadt nähren sich mehr als 5000 Personen von der Leinenzwirnfabrication. Österreichisches, deutsches, englisches und belgisches Leinengarn wird

hiez zu verwendet, mittelst Hand- und Maschinenkraft wird ein zwei-, drei- auch vierfacher Zwirn zum Nähen, Häkeln, Stricken, Weben u. s. w. fertiggestellt. Seit einigen Jahren gewinnt auch die Wirkwaarenfabrication Bedeutung. Aus Baumwoll-, Leinen-, Schafwoll-, Seiden-, Bigogne-Garnen werden Leibchen, Unterhosen, Unterröcke, Socken, Strümpfe, Tricots, aus Double Florfachen auf Hand-, Rund- und mechanischen Kraftstühlen, desgleichen auf Strickmaschinen reine Strickwaaren hergestellt. Renommirt sind die in und um Schönlinde gelegenen Leinengarn- und Zwirnbleichen. Nördlich von Schönlinde liegt der kleine Ort Zeidler mit der großartigen Wirkwaarenmanufaktur der Gebrüder Klingner.

Wie in Schönlinde wird auch in Kreibitz Leinenzwirn erzeugt, überdies producirt Kreibitz weiße, wie rohe Leinenwaaren, baumwollene Hosenzeuge, Nanings, Tüffel, Barchent. Kreibitz-Neudörfel hat eine bedeutende Glashütte (Michel und Meier), in welcher Hohlglas nebst Glaskurzwaaren erzeugt werden.

Die Webeindustrie blüht auch in Schluckenau, das ebenso, wie Rumburg, eine staatliche Webeschule hat.

Nixdorf (ehemals „Nickelsdorf“) hat einen weitverbreiteten Ruf durch seine Stahlwaarenfabrication. Die angesehenste Firma ist Ignaz Közler, deren Fabrik seit dem Jahre 1817 besteht. Die Stahl-Gürtler- und Messingbijouteriewaarenfabrication hat sich auch in die Umgegend, so namentlich nach Margarethendorf verbreitet. Nixdorf zeichnet sich überdies durch seine Strumpf- und Wirkwaarenproduction aus, ferner durch Herstellung von Bandwaaren und künstlichen Blumen. Eine Baumwollspinnerei mit 10.000 Spindeln besteht seit 1862 im nahen Wölmsdorf.

In ganz Deutschland waren ehemals die Nixdorfer Scheerenfleischer bekannt. Aus Nixdorf und den Nachbarorten, desgleichen aus Böhmischem Kamnitz, Kreibitz und der Umgebung dieser Städte zogen jährlich zahlreiche Scheerenfleischer aus nach Sachsen, Preußen, Baiern und besonders in die Mecklenburgischen Herzogthümer, weshalb sie in ihrer Heimat gewöhnlich „Mecklenburger“ genannt wurden. Neben ihren Schleifkarren führten viele, je nach ihren Mitteln, auch verschiedene Waaren zum Verkaufe mit. Diejenigen,

welche gute Geschäfte machten und mit ihren Einnahmen hauszuhalten verstanden, schafften sich dann größere Waarenlager an und sandten von ihren Standorten Knechte aus, daß sie mit denselben hausirten.

Ein eigenthümlicher Industriezweig des Niederlandes ist die Holzweberei oder Sparterie. Der Hauptort derselben ist Ehrenberg im Schluckenauer Bezirke. Aus weichem und elastischem Holze, meistens aus Espenholze, das zum größten Theile aus dem Inneren Rußlands bezogen wird, hobelt man Fäden und webt diese auf eigens dazu gebauten Stühlen zu Platten. Auch versendet Ehrenberg die gehobelten Fäden in großen Mengen, die im böhmischen, wie auch im sächsischen Erzgebirge verslochten werden und dann zur weiteren Verarbeitung nach Ehrenberg zurückkommen. Aus dem Erzgebirge kam im Jahre 1878 die Holzflechterei auch nach Rosendorf und in die umliegenden Ortschaften. Jung und alt, Kinder, die noch nicht reif zum Schulbesuche waren, wie auch Greise, denen zu einer schwereren Arbeit die Kräfte fehlten, fanden einen immerhin lohnenden Verdienst. Allein durch diesen massenhaften Betrieb der Flechtereie wurde bald der Preis der Waare so herabgedrückt, daß er auch den allerbesehesten Ansprüchen nicht mehr genügte. So schloß denn diese Hausindustrie, welche für die arme, ziemlich unfruchtbare Gegend eine große Wohlthat zu werden versprach, bald wieder ein. In Ehrenberg werden die Fäden oder die fertigen Platten gefärbt und appretirt, die Platten auch mit verschiedenen Mustern bedruckt, und dann werden aus ihnen Tischdecken und Fenstervorhänge bereitet. Außer in Ehrenberg gibt es auch in Schluckenau, Nixdorf und Zeidler einige Firmen, welche elegante Sparteriehitte nach der neuesten Fagon fabriciren. Wegen des hohen Zolles werden jetzt auch in einigen Nachbarorten Sachsens solche Hitte verfertigt. In und um Ehrenberg selbst verwendet man in neuester Zeit das Holz auch zu Korbflechtereien.

Südlich von Kreibitz liegt Schönfeld, in welchem Dorfe das Stammhaus der größten Kaffeesurrogat-Fabrikanten der ganzen Monarchie steht, der Söhne August Tschinkels. August Tschinkel hatte die Kaffeesurrogate und Cichorienmassen in Baiern kennen

gelernt, sie hatten dort, wie anderwärts, während der napoleonischen Kriege, als die Continentsperre den Preis des Kaffees in ungeahnter Weise in die Höhe trieb, erwünschten Ersatz geboten. Heute gehören den zwei Firmen „August Tschinkels Söhne“ und „Brüder Tschinkel“ die Cichorienfabriken zu Schönfeld, Lobositz und Wien, eine Chocoladefabrik zu Schönfeld und eine amerikanische Kunstmühle daselbst, eine Dampfmaschine zu Proßmiz, eine Brodbäckerei zu Lobositz, eine Canditenfabrik, eine Zuckerfabrik und Zuckerraffinerie in derselben Stadt, ein Bräuhaus zu Tschischkowitz bei Lobositz, Kohlenwerke u. a. Die Zahl ihrer Arbeiter erreicht 4000.

Ein hervorragender Großindustrieller ist ferner Franz Preidl in Böhmisches-Ramnitz. Er hat drei Baumwollspinnereien in der Nähe von Ramnitz, die unter dem Namen „Rabsteiner Fabriken“ bekannt sind, eine 4. Baumwollspinnerei in Unterkamnitz und ist Besitzer der Herrschaft Brunnersdorf-Hagensdorf am Fuße des Erzgebirges, des landtäflichen Gutes Lischnitz und zahlreicher anderer Realitäten.

In der Stadt Böhmisches-Ramnitz ist auch sonst eine nicht unbedeutende Industrie: schwunghaft betriebene Hohlglasraffinerie, Strumpfwarenfabrication, Eisengießereien und Maschinenfabriken, eine Papierfabrik u. a.

Was Franz Preidl für Böhmisches-Ramnitz und die Umgegend, das ist die Firma „Friedrich Mattausch und Sohn“ für Benzen und das Polzenthal. Dieselbe hat eine Baumwollspinnerei in Benzen, eine zweite auf der Teichwiese in Franzensthal, eine dritte unter der Ruine Scharfenstein, eine vierte in Franzensthal und beschäftigt an 700 Arbeiter.

Mit einigen Worten sei auch der Rattundruckerei in Nordböhmen gedacht! Die größten Rattunfabriksgeschäfte sind die Rosmanofer Fabrik Franz Leitenbergers und die Reichsstädter Eduard Leitenbergers. Josef Leitenberger aus Wernstadt hatte in Augsburg als Färbergeselle die Rattundruckerei erlernt und schon seine beiden Söhne, Ignaz und Franz, erwarben der böhmischen Kunstdruckerei einen europäischen Ruf. Die erste Rattundruckerei war im Jahre 1763 in Bürgstein durch den Grafen Rinsky errichtet

worden, die zweite durch den Grafen Bolza in Josefsthäl bei Rosmanos. Letztere erwarb Josef Leitenberger, sein Sohn Franz erweiterte das Geschäft durch Ankauf des Rosmanoser Klaristenklosters. Sein Bruder Ignaz übernahm die von A. Stark errichtete Druckfabrik in Niemes.

Wenn wir von den Industriestädten Nordböhmens sprechen, so könnten wir füglich alle deutschen Städte und Städtchen nennen, wir wollen der Kürze wegen nur noch dreier Orte Erwähnung thun: Tetschen, Bodenbach und Außig. Tetschen hat mehrere chemische Fabriken; in der ganzen Monarchie gekannt sind die Chokolade und die Kaffeesurrogate aus den Fabriken der Firma „Jordan und Timäus“ in Bodenbach und Ulgersdorf an der Biela; der Familie Münzberg gehören fünf große Baumwollspinnereien mit 60.000 Spindeln: eine in Bodenbach, die zweite in Theresienau, die dritte in Eleonorenhöhe, die vierte in Elisenthal, die fünfte in Gulau. Die Firma „Joh. Bachhaibl sel. Witwe“ hat eine Spinnerei in Tetschen mit 12.000 Spindeln.

In Außig steht die großartige, von einer Actiengesellschaft im Jahre 1857 gegründete Fabrik für chemische und metallurgische Production. Sie ist eine der größten in Europa und beschäftigt mehr als 1300 Arbeiter, ferner befinden sich hier: eine Lederfabrik, zwei Siderolithwaarenfabriken, eine Baumwollspinnerei, Glas-, Paraffin-, Webwaaren-, Bandfabrik u. a. Besonders wichtig ist aber Außig als Hauptstapelplatz für das Kohlengeschäft: werden doch jährlich an 3 Millionen Tonnen Braunkohle allein auf der Außig-Teplitzer Bahn verfrachtet. An der Elbe befindet sich ein besonderer Kohlenhafen, in welchem die auf einer besondern Bahnlinie herbeigeführten Kohlen auf die großen Elbkähne verladen werden. Vor fünfzig Jahren zählte Außig kaum 1.500 Einwohner, im Jahre 1880 bereits 16.524.

In einer Gegend, welche nach allen Richtungen nicht allein von Straßen, sondern auch von Eisenbahnen durchschnitten ist; wo eine so bedeutende Industrie sich findet; wo sich oft Dorf an Dorf reiht und zugleich der Verkehr mit dem Nachbarlande so außerordentlich lebhaft und mannigfach ist: in einer solchen Gegend

kann sich kein Volksthum erhalten mit eigenthümlichen Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuchen. Wie von der ursprünglichen heimischen Volkstracht kaum noch bei alten Leuten eine Spur zu finden ist, sondern jedermann auch auf dem Lande der städtischen Mode huldigt, die freilich nicht immer in den geschmackvollsten Formen verbreitet und fast nie so kleidsam ist, wie die alte Volkstracht: so ist auch aus Sitte und Lebensweise fast alles Besondere und Eigenartige geschwunden. Die Bildung ist im Allgemeinen eine ziemlich hohe und erfreuliche, die Bedeutung der Schule wird überall gewürdigt, es wird darum hier selten von den durch die Schulnovelle gewährten Erleichterungen im Schulbesuche jener Kinder, die das zwölfte Lebensjahr überschritten haben, Gebrauch gemacht werden. Stärker als irgendwo vielleicht in ganz Oesterreich hat sich gerade hier und zumal in der jüngsten Zeit das deutsche Nationalbewußtsein entwickelt und gehoben, auch der Landmann nimmt am politischen Leben regen Antheil, und es scheint, daß die nationale Bewegung noch nicht ihren Höhepunkt erreicht habe.

Wie sich hie und da mitten unter den nüchternen Steinbauten unserer Städte, zwischen casernenartigen Fabrikgebäuden und stattlichen Industriepalästen ein alterthümlicher Holzbau oder sonst ein Baudenkmal aus jenen Tagen erhalten hat, wo nur der schwere Fuhrmannsgaul die Producte der altheimischen Industrie verfrachtete, und gar manches stille Thal, das jetzt der Eisenbahnzug durchbraust, nicht einmal durch eine Straße mit dem großen Verkehrsleben verbunden war: so haben sich auch einige volksthümlichen Feste und Gebräuche mit ihrer urwüchsigem Lust und Heiterkeit mit herübergerettet in die Tage der Turn-, Gesangs- und anderer Vereinsfeste und Commerce mit ihren oft ermüdenden und fast endlosen Reden und Toasten.

Am meisten verbreitet ist und gleichermaßen gefeiert wie in dem benachbarten Sachsen wird das Fest des „Vogelschießens“. Einmal im Jahre gibt es in den meisten bedeutenderen Orten Nordböhmens, besonders des Niederlandes, eine „Vogelwiese.“

Das erste Armbrustschießen nach einem hölzernen Vogel auf der Stange soll auf Anordnung Herzog Bolcos oder Boloslaus,

Bellicosus am Pfingsttage des Jahres 1286 zu Schweinitz stattgefunden haben. Alle Städte Schlesiens folgten nach. Auch in den Städten anderer Länder wurden Schießbäume errichtet und nach dem Vogel um einen Preis geschossen. Von einem großen Schießen zu Schluckenau wird aus dem Jahre 1536, zu Rumburg aus dem Jahre 1576 berichtet. Es ist eine uralte Sitte, daß derjenige, der das letzte Stück des Vogels abschießt, „Schützenkönig“ für dieses Jahr wird und mancherlei Auszeichnung genießt. Hatte ja z. B. die königlich böhmische Kammer zu Prag auf kaiserlichen Befehl im Jahre 1578 die Verordnung erlassen: „daß in denen sechs Städten (der Lausitz) derjenige, so an Pfingsten mit dem Armbrustschießen das Beste thun wird, dieses Jahr steuerfrei sein sollte.“ Die Steuerfreiheit des Schützenkönigs wird wiederholt bestätigt. In Benzen hatte der Schützenkönig einen Hain und eine Wiese zum unentgeltlichen Nutzgenusse. Professor A. Paudler in Böhmischem-Leipa, der unermüdliche Forscher in der Geschichte Nordböhmens und aufmerksame Beobachter aller interessanten Erscheinungen des Volkslebens, der Sitten und Gebräuche dieser Gegenden, schildert die Feierlichkeit des Schützenkönigs-Einzuges in Böhmischem-Leipa beiläufig folgendermaßen: Sobald das letzte Stück des Vogels gefallen ist, drängt sich jedermann herbei und gratulirt dem Glücklichen, der diesen Schuß gethan, die Musik spielt und zahlreiche leichtfüßige Boten tragen die Nachricht von der Beendigung des Schießens in die Stadt. Zwei Schützenbrüder werden beordert, die Herren Stadträthe von dem fröhlichen Ausgange des Schießens in Kenntniß zu setzen. Inzwischen wird von der Altane des Schießhauses Marcipan unter die Menge geworfen und richten einige Schützen das Schützenzimmer, stellen einen weißgedeckten Tisch auf und belasten ihn mit Weinflaschen, Weingläsern und Zuckerbrod. Dem Könige aber wird von demjenigen, der am vorhergehenden Tage den letzten Span geschossen, ein Kranz aufgesetzt und die hoch in Ehren gehaltene Königsfette mit dem daran blizenden und funkelnden Goldstücke umgehängt. Nachdem alles wohl vorbereitet ist, versammeln sich die Schützen und die Ehrengäste in dem Schützenzimmer, jeder

nimmt ein Weinglas zur Hand und der neue König bringt, ohne erst eine Festrede vorangehen zu lassen, ein Hoch auf den Kaiser und das Kaiserhaus aus, ein zweites auf die Fahnenpathin, ein drittes auf alle weltlichen und geistlichen Obrigkeiten, ein viertes auf den Bürgermeister und die ganze Stadtvertretung, ein fünftes auf den Vorstand der Schützen mit dem ganzen Vereine, ein sechstes auf den früheren König und endlich bringt ein Mitglied der Schützengilde noch ein siebentes Hoch auf den neuen König aus. Nach jedem Hoch spielt die Musik einen Tusch und trinken die Anwesenden aus ihren Weingläsern. Hierauf erfolgt der feierliche Einzug in die Stadt. An der Spitze des Festzuges schreitet die Musik, dann tragen Knaben den festlich bekränzten Königsspan und die ebenfalls bekränzte Armbrust, ihnen folgt der Fahnenträger mit der Schützenfahne und unmittelbar hinter ihm der neue Schützenkönig, von zwei Herren aus dem Stadtrathe begleitet, dann der „alte“ König, die Ehrenmitglieder des Schützenvereines und Gäste und endlich sämtliche Schützenbrüder. Kommt der Zug in der Stadt an, dann treten aus manchem Hause, Gebäck und Zuckerwerkaufsätze auf Tellern tragend, festlich geschmückte Frauen und Jungfrauen, von einem Tusch der Musik empfangen, und reihen sich in den Zug — zwischen der Fahne und dem Könige. Auf dem Ringplatze machen die Damen mit ihren Ehrengaben halt, bilden Spalier und lassen den Schützenzug passiren. Hierauf werden die Ehrengeschenke in den Saal des Gasthofes „zum Adler“ getragen. Eine Stunde nach dem Festzuge beginnt im Schießhause bei der Vogelstange das Fest- und Königsschießen.

Es ist bekannt, daß die größten kirchlichen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten mit den großen religiösen Feierlichkeiten, welche die heidnischen Deutschen zu Ehren ihrer Naturgottheiten begingen, zusammenfallen und daß manche Gebräuche aus vorchristlicher Zeit sich mit diesen christlichen Festen unlöslich verbunden haben. Nicht bloß als ein Kirchenfest, sondern als ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes wird in unseren Gegenden Ostern gefeiert. Charfamtstag Abends, wenn in den Kirchen der Auferstehungsgottesdienst abgehalten wird und besonders am frühen Morgen

des Ostersonntages erdröhnen selbst bei den kleinsten Dörfern auf Anhöhen Mörsergeschüsse und spielt die Musik lustige Weisen, welche wohl auch mit den fröhlichen Auferstehungsliedern, die von den Mädchen des Dorfes angestimmt werden, wechseln. An Pracht und Großartigkeit übertrifft alle Auferstehungsfeierlichkeiten die zu Niemes, zu welcher denn auch Tausende von Fremden, oft aus weiter Entfernung, herbeiströmen. Man hat dieselbe nicht ganz mit Unrecht als ein Seitenstück des berühmten Oberammergauer Passionspieles hingestellt. Wir geben den Bericht eines Augenzeugen, wie ihn die Prager „Bohemia“ am 22. April 1882 brachte: „Die Auferstehung wird mit einer eigenen Maschinerie möglichst getreu dargestellt. Zu diesem Zwecke ist auf einem eigenen Friedhofe, der sich am unteren Ende der Stadt befindet, das „heilige Grab“ genau nach dem Grabe Christi in Jerusalem, an einen Hügel angelehnt, aufgebaut. Um 8 Uhr Abends beginnt die Auferstehungsfeierlichkeit. Von der Kirche aus geht ein imposanter Zug durch die reich illuminirte Stadt; einzelne Häuser sind in reicher und geschmackvoller Weise decorirt, und an vielen Fenstern, insbesondere des gräflich Hartig'schen Schlosses, sind Kunstwerke angebracht. Die umliegenden Höhen strahlen im Feuer-scheine. Der Zug bewegt sich auf den Friedhof, wo unter dem kirchlichen Ceremoniell die Auferstehungsfeier vor sich geht. Das Grab öffnet sich, und Christus, das Haupt mit einem Heiligenscheine umgeben — der durch eine elektrische Sonne hervorgebracht wird — steigt empor und tritt unter die entsetzt zurückprallenden Grabeswächter. In diesem Momente entzündeten sich an vielen Punkten der Stadt große Feuerwerke und andere künstliche Lichteffecte, welche von der stets nach Tausenden zählenden Volksmenge selbstverständlich gebührend angestaunt werden. — Diesmal hatte sich aus der ganzen Umgebung eine so ungewöhnliche Anzahl von Menschen eingefunden, daß sie der kleine Ort kaum zu fassen vermochte. Man schätzte die Menge auf 20.000 Köpfe. Als die Feier um halb zehn Uhr Abends zu Ende war, bewegte sich von Niemes bis Reichstadt eine unabsehbare Wagenreihe mit heimkehrenden Festbesuchern.“

Die geschilderte Feier trägt ein rein christliches Gepräge, eine heidnische Sitte, welche freilich durch das Christenthum eine nicht unwesentliche Umgestaltung erfahren hat, dürfte der Umzug der „Osterreiter“ sein. *) Bevor noch der Morgen graut, reiten Landleute, Fähnchen in den Händen, auf geschmückten Rossen oft von weit entlegenen Dörfern her nach Losdorf bei Tetschen. Nachdem sie sich dort gesammelt und sich paarweise zum Zuge geordnet, setzt sich der stattliche Reiterhaufen, von Musikbänden, die Märsche und Tanzweisen spielen, begleitet, unter dem Krachen der Böller und unter Flintenschüssen nach Heidenstein in Bewegung. An der Spitze des Zuges sitzt auf einem Schimmel ein Mann, der eine kleine Statue des Auferstandenen trägt, zwei andere Schimmelreiter folgen unmittelbar hinter ihm, dann kommt die übrige Schaar, alle laut betend. Jede Martersäule, die am Wege steht, ist bekränzt und decorirt, an mehreren Stellen sind Triumphbogen über der Straße errichtet. In Heidenstein wird vor einem mit farbigen Lichtern umgebenen und festlich geschmückten Crucifixe die Morgendämmerung erwartet. Bei Anbruch derselben kehrt der Zug nach Losdorf zurück und setzt von hier ohne Unterbrechung seinen Ritt weiter nach Tetschen fort. In Tetschen sind die Gassen, welche der Zug passirt, besetzt und reisergeschmückt, und harret der Reiter eine ansehnliche Menge. Durch die Straßen der Stadt geht es auf den Marktplatz und nach einem Umritt um die mitten auf dem Markte stehende Lorettokapelle zur Stadtkirche. Vor der Kirche hält der Zug an und wartet daselbst eine Messe ab. Dann löst sich die Schaar auf und jeder reitet auf dem kürzesten Wege in sein Heimatsdorf. Die Vermuthung Schuldes', daß auf der Höhe von Heidenstein, wo des beginnenden Tages entgegengeharrt wird, und von wo der Zug nach Tetschen hinabreitet, einst ein heiliger Hain gestanden und die heidnischen Vorfahren das Fest der Sonnenwende gefeiert, hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn sich die Osterfeier, allerdings, wie gesagt, christlich umgestaltet, aus jener Zeit her erhalten hätte,

*) Vgl. Julius Schuldes', Nordböhmische Volksagen, Tetschen 1879.

dann wäre auch bewiesen, daß eine deutsche Urbevölkerung dort festhaft geblieben und nicht alle Deutsche in der Gegend um Tetschen von Colonisten abstammen. Wie dem auch sei, es ist hier nicht der Ort, Vermuthungen auszusprechen, nur auf den Umstand sei noch hingewiesen, daß die heiligen Rosse der alten Deutschen stets Schimmel waren, wie auch beim Osterreiten die Statue Christi auf einem Schimmel getragen und von zwei Reitern auf Schimmeln begleitet wird. Diese ganze sonderbare Feier steht aber in Deutschland sehr vereinzelt da.

An eine altheidnische Mythe, an deren Stelle erst später eine Sage getreten ist, dürfte die in Schluckenau übliche „Jagd auf den wilden Mann“ erinnern. Auf einen Vermummten, der so schrecklich als möglich aussieht, wird von jung und alt, einer zahlreichen Menschenmenge, vor der Stadt und in der Stadt unter Lärmen und Geschrei Jagd gemacht, bis er endlich in der Dresdner Gasse umringt und erschlagen wird. Damit das Spiel der Wirklichkeit so viel als möglich gleiche, trägt der Vermummte eine mit Blut gefüllte Blase, welche von den Verfolgern unbarmerzig durchstoßen wird. Diese Volksbelustigung findet nicht alljährlich, sondern nur in mehrjährigen Intervallen statt. Vom „wildem Manne“ geht nach A. Paudler folgende Sage.

In alter Zeit wohnte auf der Burg Tollenstein ein Ritter aus dem Geschlechte der Herren Berka von Duba, welcher einen sehr bössartigen Knappen, namens Knaut, in seinen Diensten hatte. Seiner Gemahlin Luitgarde hinwieder diente ein sehr schönes Mädchen, namens Hildegarde, als Kammerzofe. Auf diese richtete Knaut seine frechen Begierden. Als aber alle seine Anträge zurückgewiesen und seine Anschläge vereitelt wurden, stahl er der Burgfrau einen kostbaren Halschmuck und verbarg ihn im Zimmer der Zofe. Nur durch einen Zufall entgieng Hildegarde dem Gefängnisse, irrte Tage lang in den Urwäldern der Gegend umher und wurde endlich, ermattet und erschöpft, von einigen Holzfällern aus Schluckenau aufgefunden und gerettet.

In Schluckenau wurde sie bald sehr beliebt, heiratete einen jungen Mann und lebte mit ihm recht glücklich. Inzwischen hatte

ein Unhold, den manche als den leibhaftigen Gottseibeiuus schilderten, in der Gegend sein Unwesen zu treiben begonnen. Er schonte weder jung noch alt und mordete alles, was in seine Hände kam.

Einst hatte Hildegardens Ehemann eine Reise unternommen. Am Tage, als er heimkehren sollte, war ihm sein Söhnlein entgegengeeilt, aber vom rechten Wege abgekommen. Die Eltern verfolgten angst erfüllt die Spur ihres Kindes, bis sie endlich zu ihrem Entsetzen den berüchtigten Wilden erblickten, wie er eben ihr Kind an einem Baume zerschmettern wollte. Verzweiflungsvoll sprangen Vater und Mutter auf den Wilden los und entlangen ihm, da auf ihr Geschrei einige Holzhauer mit geschwungenen Äxten zu Hilfe gekommen waren, das geliebte Kind. Der Wilde entsprang in die Büsche, aber Hildegard hatte doch ihren Todfeind, den Knappen Knaut, erkannt, welcher bald nach dem oben erwähnten Schurkenstreiche vom Tollensteine hatte fliehen müssen.

Von dieser Zeit an wüthete der Wilde noch ärger und grausamer als zuvor und seinem Überwinder wurden Preise und Belohnungen verheißen. Da traf es sich, daß eben, als Ritter Berka von Duba bei einer Festlichkeit in Schluckenau anwesend war, ein fremder Wandersmann schreckensbleich verkündete, er habe im nahen Walde einen Wilden gesehen. Unverzüglich scharten sich unter des Ritters Führung die Bürger und die Knappen zusammen und zogen vor die Stadt zum Walde. Bald erblickten sie ein Wesen von entsetzlichem Aussehen, langen, verworrenen Haaren, zerzaustem Barte, halb nackt, nur mit einem Felle umhüllt, die Hand mit einem Knittel bewaffnet. Rasch wurde ein Kreis gezogen, eine förmliche Treibjagd veranstaltet und der „wilde Mann“ allmählich bis nach Schluckenau hineingehehrt, wo er, wie die Sage versichert, in der oberen Dresdner Gasse mit dem Schwerte getödtet wurde.

Groß war die Freude der von ihrer Angst erlösten Bürgerschaft, größer noch Hildegardens, deren Unschuld nun völlig beglaubigt war. Die Schluckenauer aber erhielten vom Grundherrschaft die Erlaubnis zur bleibenden Erinnerung von Zeit zu Zeit den wilden Mann zu jagen.

Das nordöstliche Böhmen.

Mit dem „Kumburger Lande“ wetteifern in industrieller und gewerblicher Thätigkeit die weiter östlich gelegenen Bezirkshauptmannschaften Reichenberg und Gablonz. Nach den Ausweisen der letzten Volkszählung sind im Kumburger Bezirke 43.236 Personen (nahezu 72 Procent der Gesamtbevölkerung), im Reichenberger (Stadt und Umgebung) 67.382 (70 Procent), im Gablonzer 43.698 (über 75 Procent) mit der Industrie und dem Gewerbe beschäftigt, während die Land- und die Forstwirtschaft in der Bezirkshauptmannschaft Kumburg nur 3.509 (etwa 6 Procent der ganzen Bevölkerung), Reichenberg (Stadt- und Landbezirk wiederum) 12.309 (an 13 Procent) und Gablonz 6.951 (12 Procent) Menschen ernährt.

Reichenberg nimmt, was die Bevölkerungszahl betrifft, unter allen Städten Böhmens die dritte, unter den deutschen Städten dieses Landes die erste Stelle ein. Jedoch nicht einmal die Gesamtsumme der Einwohner Reichenbergs erreicht jene der deutschen Bevölkerung Prags. Aber noch aus anderen Gründen muß Prag die Metropole auch für Deutschböhmen genannt werden, so planvoll und rücksichtslos energisch gerade in der jüngsten Zeit daran gearbeitet wird, dieser Stadt ein rein czechisches Gepräge zu verleihen und alles zu beseitigen, zu verdecken oder zurückzustellen, was augenfällig an die Thatsache erinnert, daß die Deutschen in der Geschichte der Landeshauptstadt eine kaum weniger rühmliche Rolle gespielt haben, als in der des ganzen Landes. Die höchsten Unterrichts- und Bildungsanstalten für die

Deutschen des Landes befinden sich in Prag: die Universität, die technische Hochschule und andere schon genannte höhere Lehranstalten, ferner das deutsche Landestheater, das nicht allein eine ruhmvolle Vergangenheit hat, sondern seinen Rang unter den ersten deutschen Bühnen heute noch behauptet. Der Großhandel Prags ist vorwiegend in deutschen Händen und auch die Industrie bei weitem noch nicht vollständig czechisirt. Endlich ist Prag auch der Sitz des Landtages und der höchsten Landesbehörden. Allein als Factor im politischen Leben kommen die Deutschen Prags — ob mit oder ohne ihre Schuld, das zu erörtern ist hier nicht der Platz — fast gar nicht in Betracht, obzwar sie zum großen Theile erbgesessen und nicht erst zugewandert sind, obzwar sie zu dem in Bezug auf das geistige Leben der Stadt, wie in Handel und Industrie maßgebenden und führenden Theile der Bevölkerung gehören. Sie haben weder im Gemeinderathe, noch im Landtage, noch im Reichsrathe einen Vertreter und sind vor Kurzem auch in der Handelskammer zu einer fast einflußlosen Minderheit herabgedrückt worden. Es ist daher von Wichtigkeit für alle Deutschen Böhmens, daß wenigstens Reichenberg seinen deutschen Charakter in jeder Hinsicht wahre und vertheidige; in der zweitgrößten Stadt des Landes, in Pilsen, liegen die Verhältnisse für die Deutschen ohnehin nicht viel günstiger als in Prag, und auch in Budweis wird die Position der deutschen Bevölkerung eine täglich bedrängtere. Leider ist auch für Reichenberg nicht alle Gefahr ausgeschlossen, daß ähnliche Verhältnisse, wie in den beiden letztgenannten Städten, Platz greifen. Schon sind die deutschen Handwerker in der Minorität gegenüber den czechischen, deutsche Diensthoten sind gar selten, die Czechen besitzen auch bereits mehrere Kindergärten und eine in die Verwaltung der Commune übergegangene Volksschule, ein gutes Drittel der jährlichen Trauungen fällt auf die Czechen*), und schon heute dürfte der Procentsatz der Bevölkerung für die Deutschen nicht

*) S. Führer durch Reichenberg und Umgebung von Fr. Hübler. Reichenberg 1883.

ganz so günstig mehr stehen, wie noch im Jahre 1880. Dieses Los, daß das Czechenthum unleugbar an Boden gewinnt, theilt Reichenberg mit den anderen bevölkerten Städten des Landes, ja mit dem gesammten deutschen Gebiete Böhmens. Die statistischen Daten der nationalen Verhältnisse, welche dieses Buch bieten kann, sind theilweise schon antiquirt, obwohl seit der letzten Volkszählung noch nicht vier Jahre verflossen sind. Wie im Böhmerwalde, so tauchen auch am Riesen- und Erzgebirge überall czechische Ansiedler auf, die, unter einander auf's Engste verbunden, sich sogleich auf den Fuß einer oppositionellen Minderheit stellen und in jedem Ort ihre Beseda als Unterhaltungslocal und politisches Hauptquartier einrichten. Hierauf gehen sie an die Gründung einer Privatschule, deren Übernahme durch die Gemeinde sie bald durchzusetzen wissen.

Die ersten deutschen Colonisten berief in das obere Meißenthal und das weiter östlich gelegene Gebiet das Přemnower Kloster, welchem Přemysl Ottokar I. in diesen Gegenden ausgedehnten Besitz geschenkt hatte. *) Die Mönche dieses Klosters gründeten die beiden Städte Politz und Braunau und setzten eine ganze Reihe deutscher Dörfer in emphitentischer Weise aus. Schon vor 1260 geschieht des Marktflückens Lupa Erwähnung, aus dem die spätere Stadt Trautenau sich entwickelte. Er war schon damals umgeben von den Dörfern Altbendorf, Döberle, Goldenöls, Berndorf u. a. Auch die Gründung Arnau's und Königinhofs erfolgte bereits im 13. Jahrhunderte. Ottokar II. erhob Zittau zur königlichen Stadt und verlieh Görlitz Stadtrechte. Um dieselbe Zeit wurden Grottau, Kraßau, Liebenau und Turnau gegründet. Der Strom der Einwanderer drang naturgemäß aus der Niederung bis an den Ausgangspunkt der Görlitzer Meisse vor. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts dürften jene ersten deutschen Niederlassungen erfolgt sein, aus denen allmählig die Stadt Reichenberg erwuchs. Die Nachbarländer, die Lausitz und Schlesien, mögen die meisten Colonisten entsandt haben. Derselbe Dialect, wie in Schlesien

*) Vgl., auch für das Folgende: Dr. H. Hallwich's Reichenberg und Umgebung. Eine Ortsgeschichte. Reichenberg 1874.

und der Lausitz, wird heute noch in Reichenberg und der Umgegend, desgleichen im ganzen Riesengebirge, hier allerdings mit einigen Nuancirungen, gesprochen. Ottokar II. hatte auch Tuchmacher aus Flandern berufen, die sich in fast allen Städten, besonders zahlreich in Nimburg und Braunau und in der Friedländer Gegend, niederließen.

Ottokar II. verkaufte die Herrschaft Friedland, zu welcher Reichenberg gehörte, als Erblehen an Hulco von Biberstein. Durch fast drei Jahrhunderte blieben Friedland und Reichenberg der Familie Biberstein, die auch in der Lausitz begütert war, unterthänig. Im Jahre 1410 soll die Tuchmacherzunft in Reichenberg gegründet worden sein. Etwa zur selben Zeit wurde der Bürgerschaft von Johann II. von Biberstein die Braugerechtigkeit verliehen. In der nahen und weiteren Umgebung entstanden neue deutsche Bauerncolonien: Neundorf, Schwarau, Röchlitz, Weßwalde (Wenzelswalde), Ratschendorf, Wittig und Schönborn. Bald darauf kam die Zeit der czechisch-nationalen Reaction, der Hussitenkriege. In den zwanziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts wurden bis nach Görlitz hin alle offenen Orte eingeeichert, die Burg Friedland jedoch hielt jedem Ansturme der Hussiten Stand. Auch wurde ein hussitischer Heereshaufen am 11. November 1428 in der Nähe Reichenbergs bei Machendorf von den Lausitzer „Sechs-Städten“ in einem hitzigen Gefechte auf's Haupt geschlagen.

Sobald der furchtbare Krieg ausgetobt hatte, kamen von Norden und Süden neue Ansiedler, ergriffen Besitz von der entvölkerten Gegend, gründeten neue Ortschaften, oder räumten den Schutt auf und begannen mit dem Wiederaufbau der eingeeicherten. Neugründungen waren: Ober-Verzdorf (Bertholdsdorf), Harzdorf (Hartmannsdorf), Hennesdorf (Heinrichsdorf), Kurersdorf (Konradsdorf), Minkendorf, Porschwitz, Rosenthal, Kuppersdorf, Schimmsdorf. Reichenberg war wieder neu aufgebaut worden. An der Stelle des zerstörten Wratislawitz erhob sich Waffersdorf. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurden die deutschen Ortschaften: Habendorf, Hanichen, Paulsdorf, Reinowitz und Voigtzbach von den Bibersteinen angelegt.

Mit den neuen deutschen Einwanderungen begann auch bald wieder eine rege Gewerbsthätigkeit. Die Husitenstürme hatten das Gewerbe fast überall gründlich ruinirt; um es wieder einigermaßen emporzubringen, dazu bedurfte es großer Geduld und rastloser Emsigkeit, denn es galt ja nicht, die unterbrochene Entwicklung nur neu wieder aufzunehmen, weiter zu bauen auf dem Grunde, den die Vorfahren gelegt, nachdem der Plan von Schutt und Ruinen gereinigt: man mußte vielmehr zumeist wieder von Grund aus anfangen; auch lebte in dem neuen Geschlechte, das zum großen Theile zugewandert war und nicht von der früher hier ansässigen Bevölkerung abstammte, kaum eine Erinnerung an die früheren Zustände dieser Gegenden. Dennoch sehen wir in Reichenberg bald die alten Gewerbe, die Leinweberei und Tuchmacherei, wieder aufblühen. In allen gemeinnützigen Bestrebungen erfreuten sich die Bürger der weisen Förderung und väterlichen Fürsorge ihrer Obrigkeit, der Herren von Rädern, welche als Nachfolger der Bibersteine auf der Herrschaft Friedland-Reichenberg vom Jahre 1558 bis 1622 geboten. Vor allem aber unterstützte und begünstigte den gewerblichen Aufschwung und die Zunahme des Wohlstandes eine unparteiische, vortreffliche Rechtspflege. Die Einführung eines geregelten Schulunterrichtes selbst in den Dörfern trug zur Hebung der allgemeinen Volksbildung bei; überall zeigte sich Rührigkeit und rüstiges, hoffnungsvolles Vorwärtstreben, aus der Ferne kamen Arbeiter und Gewerbsleute und siedelten sich an, mehrere neue Dörfer entstanden: Lurdorf, Lubofai, Grenzendorf, Friedrichswald, Katharinberg, Mühlscheibe, Nieder-Wittig und Nieder-Hanichen.

Nach der Schlacht am weißen Berge kam ein neuer, im wahrsten Sinne des Wortes „gestrenger“ Herr auf Schloß Friedland, Albrecht von Waldstein. Das Geschlecht derer von Rädern war wegen seiner Parteinahme für den Winterkönig vom böhmischen Boden verbannt, seine Güter waren confiscirt worden.

Wallenstein entzog den Städtchen Reichenberg und Friedland viele Privilegien, unter anderen nahm er ihnen auch die Braugerechtigkeit, die größte Einnahmsquelle. Im Jahre 1628 gab er

den Befehl, alle Protestanten sollten binnen sechs Wochen das Herzogthum Friedland gänzlich räumen.

Am 5. Juni 1622 war Wallenstein mit den Besitzungen Christophs von Rädern belehnt worden, schon am 12. März 1624 wurde die ansehnlich vergrößerte Herrschaft Friedland zum Fürstenthume erhoben, am 13. Juni 1625 erhielt der mächtige Heerführer die Herzogswürde. Sein Herzogthum erstreckte sich, die Herrschaft Friedland-Reichenberg mit inbegriffen, über 65 ehemals selbständige, land- und lehentäßliche Herrschaften und Güter und war in judicieller und legislativer Hinsicht von dem übrigen Böhmen vollständig losgelöst, ja der neue Herzog von Friedland und Sagan erhielt noch eine große Anzahl der wichtigsten Thronrechte, z. B. das Recht, Gold- und Silbermünzen zu prägen.

So gewaltthätig und tyrannisch das Vorgehen Waldsteins gegenüber der Bürgerschaft Reichenbergs war, was die Bestätigung ihrer Privilegien betrifft, so kann andererseits nicht geleugnet werden, daß unter seiner Regierung Handel und Gewerbe keineswegs vernachlässigt wurden. Die Tuch- und Schafwollindustrie erfreute sich der thätigen Fürsorge des Herzogs, er führte die Seidenweberei neu ein, errichtete Eisenwerke und Saliterhütten, erbaute Brettmühlen. Auch sorgte Waldstein angelegentlich für die Hebung des Schulwesens und erwies sich als einen Freund der deutschen Sprache. „Ich will nicht, daß bei der Kanzlei etwas solle böhmisch tractirt werden,“ verordnete er unter Anderem am 5. August 1625.

Nach Waldsteins Tode gieng Friedland-Reichenberg an den Grafen Gallas über und blieb in dem Besitze dieser Familie länger als hundert Jahre. Es war eine höchst traurige Zeit. Im Jahre 1625 hatten auf der Herrschaft Reichenberg nach amtlicher Zählung 481 Feuerstellen bestanden, im Jahre 1640 existirten nur mehr 30. Und nach den schweren Heimsuchungen des Krieges kam die trostlose Zeit pfäffischen und junkerlichen Übermuthes, erbarmungsloser Drangsalirung und bornirter Bevormundung. Die Gegenreformation hatte eine Art Völkerwanderung zu Wege gebracht, das nahe Sachsen und besonders die Stadt Bittau —

die beiden Lausitze waren im Jahre 1635 an Sachsen abgetreten worden — war der Zufluchtsort jener charakterfesten Familien denen ihre Überzeugung höher stand als ihr Hab und Gut, ja selbst als die Heimat. Am 9. Mai 1650 wurden mehr als zwölf ehemals Reichenberger Meister [in Zittau in die Tuchmacherzunft aufgenommen, zwanzig andere am 24. Juli 1651. 7000 Unterthanen der Herrschaft Reichenberg-Friedland, größtentheils Handels- und Gewerbsleute, hatten zum Wanderstabe gegriffen, andere folgten etwa 20 Jahre später nach. Der Verlust an Einwohnern zwar, den Reichenberg, wie andere Städte und Ortschaften, erlitt, wurde im Laufe weniger Jahre durch Einwanderungen ersetzt, die zum größten Theile aus anderen Bezirken Böhmens erfolgten, nicht wiederhergestellt aber wurde zugleich der alte Wohlstand, auch nicht die Grundlage hiezu, die alten Stadtfreiheiten und die Privilegien, deren die deutschen Colonisten uranfänglich genossen. Rücksichtsloser Despotismus war die allgemeine Signatur der Zeit. Die Obrigkeit sorgte fast nirgends und fast niemals für etwas anderes, als für die Vermehrung ihrer Einkünfte und ihrer Vorrechte, von patriarchalischem Wohlwollen für die Unterthanen finden sich höchst selten Beispiele. Auch um das Schulwesen war es recht traurig bestellt. Seit 1650 stand Reichenberg durch lange Zeit unter der geistigen und geistlichen Vormundschaft der Jesuiten, die Gallas aber bemächtigten sich widerrechtlich des Schulpatronates, und nun sollte es jemand wagen, den Ruf nach Aufklärung des Volkes, nach allgemeiner Bildung zu erheben. Mit der Unwissenheit aber wuchs die Sittenlosigkeit des Volkes, nahm die Verrohung der unteren Classen der Gesellschaft zu.

Das Zunftwesen war durch die strengste, peinlichste Beaufsichtigung von Seiten der „gnädigen“ Obrigkeit und allerlei Chicanen in seiner Entfaltung möglichst eingeengt. Das Tuchmacherhandwerk aber war trotz alledem wieder das ansehnlichste und ausgebreitetste Gewerbe geworden und hatte sich in Reichenberg und in der Umgebung eine ähnliche Stellung gegenüber den anderen Städten und Bezirken des Landes errungen, wie die Reichenberger Tuchfabrication sie heutzutage inne hat. Da entstand der

Tuchmanufactur unerwartet eine gefährliche Concurrnz. Im Jahre 1710 hatte Johann Baptist Fremmrich die erste Tuchfabrik Oesterreichs im Städtchen Planitz des Klattauer Kreises und im Jahre 1717 eine zweite in Böhmisches-Leipa errichtet. Die Fabriken gingen allerdings bald ein, denn ein Bürgerlicher mußte im Kampfe mit dem Brotneide der Zünfte und der patrimonialen Gewaltthätigkeit des Grundherren unterliegen, allein die Versuche Fremmrichs bestimmten den Grafen Johann Josef Waldstein im Jahre 1715 zu Oberleutensdorf gleichfalls eine Tuchfabrik zu errichten, einem Grafen aber konnte man nicht ähnliche Hindernisse bereiten, wie einem bürgerlichen Privatmanne, seine Fabrik hielt sich einige Jahrzehnte.

„Der Ausgang des achtzehnten und noch mehr der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet in allen Industriestaaten den Übergang vom Gewerbe zur Fabrication, von der Handarbeit zum Maschinenbetriebe.“ Für die Tuchmacherei wie für die Leinenweberei war noch ein anderes Ereignis von epochemachender Bedeutung.

Als nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Holländer die Brauchbarkeit der ostindischen Baumwolle kennen lernten und große Mengen derselben nach Europa führten, entstanden in Holland, Frankreich, England und Deutschland Baumwollfabriken in größerer Zahl. Im böhmischen Niederlande, hauptsächlich in Warnsdorf, Rumburg, Schluckenau, Schönlinde, Nixdorf, trat zur Zeit Josefs II. durch die Einführung und rasche Entwicklung der Baumwollindustrie ein ungeahnter gewerblicher Aufschwung ein, ein langsamere in Reichenberg. Josef II. hatte durch Decret vom Jahre 1786 die Einfuhr englischer Baumwollgarne gegen Entrichtung eines Zolles gestattet und einwandernden geschickten Baumwollwebern verschiedene Begünstigungen gewährt.

Die erste Tuchfabrik, um zu diesem Industriezweige zurückzukommen, baute in Reichenberg am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts Johann Georg Berger. Sein Schwiegersohn und Compagnon Ferdinand Römefeld brachte schon in den Jahren 1800 bis 1803 die ersten Spinn- und Scheermaschinen nach Reichen-

Berg, bald auch die ersten Schafwollkrempen. Solche Neuerungen rüttelten an den Grundpfeilern des starren, äußerst engherzig gewordenen Zunftwesens und bereiteten den Übergang aus demselben zum freien Gewerbe vor.

Eine recht günstige Geschäftsperiode für die Tuchmacherei waren die Jahre 1806 bis 1810. Das Decret Napoleons I. vom 21. November 1806 und eine Reihe späterer Verordnungen bis auf den Tarif von Trianon hatten für die Reichenberger Industrieproducte sehr fühlbare, und zwar günstige Folgen. Es wurde nämlich Rußland als Absatzgebiet für dieselben erschlossen und die Nachfrage war bald so stark, daß ihr nicht mehr in vollem Maße entsprochen werden konnte. Darum fanden es eine Anzahl von Hilfsarbeitern der Tuchmacher für angezeigt, bei ihren Meistern auszutreten und sich als selbständige Gewerbetreibende in Gablonz niederzulassen, hatten sie ja ohnehin keine oder nur sehr geringe Aussicht, in Reichenberg Meister zu werden, da selbst Bürgerzöhlner der Stadt das Meisterrecht versagt wurde, wenn deren Väter nicht Tuchmachermeister waren. Obrigkeit und Gemeinde von Gablonz dagegen nahmen die Tuchmacher gern auf und kamen allen ihren Wünschen entgegen, mochten auch mehrere von ihnen sogar Ausländer sein. Um das Jahr 1830 bestanden in Gablonz an 100 Tuchmacherwerkstätten.

In Reichenberg nahm die Tuchfabrication einen so großartigen Aufschwung, daß sogar Brünn beinahe in den Schatten gestellt wurde. Im Jahre 1826 legte Johann Liebieg den Grund zu seinen ausgedehnten Fabriken, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten und den Namen Reichenbergs auf dem Weltmarkte zu einem bekannten und geachteten machten. Im Jahre 1843 begann Franz Liebieg, der ältere Bruder Johanns, den Bau der im Laufe der Zeit mehrfach erweiterten, großartigen Wollwaarenfabrik in Köchlich-Dörfel. Im selben Jahre wurde auch in Böhmischnicha eine bescheidene Schafwollwaarenfabrik von Franz Schmitt, einem Landsmanne Liebiegs, (geboren zu Braumau am 24. Juli 1818) gebaut, aus der sich durch die geniale Geschäftsthätigkeit Schmitts eine Reihe der berühmtesten Fabriks-Etablissements der Erde entwickelten.

Mit der Einführung der Spinnmaschine hatte der Fabriksbetrieb die Tuchmanufactur bald ganz aus dem Felde geschlagen. Wie rasch sich die Zahl der Schafwollspinn- und Tuchfabriken vermehrte, davon nur ein Beispiel. Im Jahre 1860 bestanden in Gablonz 5, im Gablonzer Bezirke 14 Fabriken, im Jahre 1873 aber 22, im Jahre 1876 war die Zahl schon auf 26 gestiegen.

Über die gesammte Tuchindustrie gibt das Buch von Hübler ausführliche Daten, von denen wir folgende hier anführen: Die Betriebsstätten derselben, im Ganzen 628 an der Zahl, sind zu ihrem weitaus größten Theile in der Stadt Reichenberg, dem gleichnamigen Landbezirke und dem Bezirke Kraxau gelegen. Weitere Productionsstätten finden sich in den Bezirken Friedland, Gablonz und Nemes, endlich, jedoch an Zahl wie Umfang gering, in den Bezirken Eisenbrod und Böhmisches-Micha. Die Zahl der in Verwendung stehenden Arbeiter beträgt 11.300, wovon in Reichenberg allein gegen 2000 Tuchmachergesellen und 300 Lehrlinge. Die Reichenberger Tuchmachergenossenschaft zählt 1160 in der Stadt ansässige Meister. Der Werth der Production von Tuchen und tuchartigen Stoffen wird mit 21,492.450 fl. beziffert. In nicht minder bedeutender Weise ist die Kammgarn-, beziehungsweise die Woll- und Halbwollwaaren-Industrie vertreten. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 13.150. Allein in den 2 Kammgarnspinnereien in Reichenberg und Mildenaу, im Bezirke Friedland, werden Kleiderstoffe, Thibets, Cachemirs, Rippen, Cloths, Orleans, Mohairs, Lastings, Satins, Wolltücher u. s. w. im beiläufigen Werthe von 21,330.000 fl. erzeugt.

Auch in Braunau ist die Tuchmanufactur immer noch von einigem Belang.

Ebenso alt, wie die Tuchmacherei, oder noch älter ist die Leinwandindustrie. Schon im zwölften Jahrhunderte gieng böhmische Leinwand in's Ausland, besonders die Elbe hinab bis nach Hamburg. Auch in der Reichenberger Gegend gab es schon vor den Husitenkriegen Leinweber, nach denselben erholte sich dies Gewerbe am frühesten und breitete sich immer weiter aus. Bald nährte sich ein großer Theil der Bevölkerung in ganz Nordböhmen von

dieser Industrie, die Dörfer hauptsächlich vom Garnspinnen, denn die Weberei durfte in der ältesten Zeit nur in den Städten betrieben werden, erst im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie auch in die Dörfer verpflanzt. Die Reichenberger und Friedländer Weber bildeten schon im Jahre 1558 eine Zunft. Um das Jahr 1700 traten auch die Leinwand-Mangler und Leinwand-Färber vieler Städte des nördlichen Böhmens zu einer Zunft zusammen, die anfangs ihren Mittelpunkt in Gabel, später in Reichenberg hatte. Die „Zunftlade“ zählte die Städte: Gabel, Friedland, Niemes, Mícha, Zwickau, Pragau, Liebenau, Weißwasser, Hohen und Ostřiz mit je einer, Wartenberg und Rumburg mit je zwei, Dschitz und Reichenberg mit je drei, und endlich Turnau mit vier Werkstätten zu Mitgliedern.

Der Verlust Schlesiens zur Zeit Maria Theresias war für die Leinwandindustrie Nordböhmens von Vortheil, denn erstens besaß sie in den habsburgischen Erbländern um einen mächtigen Concurrenten weniger, und zweitens wandte ihr die umsichtige Kaiserin und ihr Sohn um so mehr Aufmerksamkeit und Schutz in Böhmen zu. Maria Theresia ließ ausgezeichneten Leinsamen herbeischaffen, und Josef II. streckte den Webern im Riesengebirge namhafte Geldsummen aus der Staatscasse vor.

Mit Hofdecret vom 31. August 1784 wurden die Leinweberzünfte aufgelöst, die Leinweberei also für ein freies Gewerbe erklärt. Das Spinnen war längst nicht allein in den Bauernhöfen, sondern auch in den Hütten der „Häusler“ und Tagelöhner, besonders während des Winters, ein ziemlich ausgiebiger Erwerbszweig geworden. Die Bäuerinnen zwar ließen nicht alles für den Verkauf spinnen, sondern sich auch Hausleinwand daraus weben. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden im Riesengebirge an 30.000 Leingarnspinner, mehr als vierthalbtausend Leinweber, 14 Garn-, 20 Leinwandbleichen und nahezu 200 Hausbleichen gezählt. Auch im Braumauer Ländchen wurde nach Art der Hausindustrie viel in Leinen gesponnen und gewebt.

Allein es sollte bald eine recht schlimme Zeit für die gesammte Leinenindustrie kommen! Die Baumwollwaare verdrängte wegen

ihrer größeren Wohlfeilheit das früher so beliebte Linnen, die Baumwollindustrie eroberte sich vom zweiten Viertel unseres Jahrhunderts an fast alle Positionen der Leinenindustrie. Erst in der neuesten Zeit wurde diese durch die Vermehrung der Maschinenflachs-spinnereien etwas gehoben, aber die Hausweberei ist ein Hungergewerbe geblieben und die Spindel oder das Spinnrad sind fast ganz außer Arbeit gesetzt. Von den so beliebt gewesenen „Rockstuben“ oder „Lichtgängen“ weiß das jetzt aufwachsende Geschlecht nur vom Hörensagen, eine für das Volksleben höchst bedeutsame Einrichtung ist für immer zu Grabe getragen. In den Spinnstuben pulsierte das gesellige Leben auf den Dörfern am kräftigsten. Wo eine große Stube war, versammelten sich die Nachbarn entweder schon Nachmittags, oder sie kamen erst „zum Lichte“. Das Licht bestand in einem brennenden Rienspahn, der in einem hölzernen Leuchter, der „Gahnaffe“, stak. Um diesen saßen im Kreise herum die Spinnenden. Meistens spannen nur die Frauen und Mädchen, am Tage allenfalls, wenn es gerade nichts anderes zu thun gab, spannen auch die Männer mit, aber bis in die tiefe Nacht hinein bei der Kunkel zu sitzen, das schickte sich allein für die Weibsleute. Nichts desto weniger waren aber zumal die Burschen gleich eifrige Besucher der Rockstuben, sie hatten für Kurzweile zu sorgen. Da gab es denn allerlei Schabernak und Neckereien, da wurde auch von einem alten Großvater manches spannende Märchen und manche Sage erzählt, und dann stimmte man ein oder das andere der alten, zum Herzen dringenden Volkslieder an, und jung und alt, Männer und Weiber, Burschen und Mädchen sangen mit. Manches dieser Lieder ist verklungen und vergessen, seit sie in der Spinnstube nicht mehr überliefert werden können, und manche Sage flüchtet sich in ein Buch oder entschwindet ganz dem Gedächtnisse der Menschen. Wann die Nächte gerade am längsten sind, vor Weihnachten, da blieb die Gesellschaft manchmal bis lange nach Mitternacht beisammen. Gegen Mitternacht gab es einen gemeinsamen Imbiß, zu dem jeder beisteuerte: Butterbrot, Quark, rohes Sauerkraut, kalte Bohnen, gedörrtes Obst, eingelegte Rüben und ausgefrorene Ebereschen.

„Garnmänner“ kauften das in den langen Winternächten und den kurzen Wintertagen gesponnene Garn zusammen, um es dann bei den Webern verarbeiten zu lassen. Einiges Garn aber wurde von den Bäuerinnen und selbst von den Weibern der Tagelöhner nicht zum Verkaufe geboten, sondern zurückbehalten und zum Weber getragen, daß die nöthige Hausleinwand nicht fehle. Als aber der Preis des Garnes so tief sank, daß die fleißigste Spinnerin, wenn sie genöthigt war den Flachs zu kaufen, durch angestrengte Arbeit kaum zehn Kreuzer den Tag verdiente, da mußte endlich an anderen Verdienst gedacht werden. Nicht besser ergieng es gar vielen Webern. Jetzt wird kaum noch in Bauernhäusern gesponnen, wo während des Winters um so mehr Muße dazu ist, als durch die Dreschmaschine die Zeit, welche zum Ausdreschen des Getreides gebraucht wird, bedeutend abgekürzt ist; doch auch zu den Bauerweibern kommt kein Garnhändler mehr, sie spinnen nur noch, um die Hausleinwand nicht kaufen zu müssen.

Die erste Maschinenflachsweberei wurde im Jahre 1861 in Dörfel, die zweite 1865 in Mardorf gebaut. Der Centralpunkt des gesammten Leinengeschäftes im Riesengebirge, ja der Haupt-handelsplatz des gesammten deutschen Flachs-Maschinengarnes ist Trautenau. Hier errichtete der erste und reichste Spinner ganz Österreichs und Deutschlands, Johann Faltis, seine Etablissements in denen jetzt 40.000 Spindeln in Gang stehen. In Trautenau allein beschäftigen Faltis' Erben 1500 Arbeiter. Die Hauptbezugsquellen des Flachses sind die Thäler der Sudeten, die Grulich und Polnaer Gegend und das Erzgebirge, in Mähren die Iglauer Gegend, besonders aber Rußland und Ostpreußen. Große Spinnereien haben hier auch Strich und M. Haase. Zwei andere sehr geachtete Firmen, W. Ferie und die Gebrüder Kotter, besitzen Fabriken in Hohenelbe, bei welcher Stadt es auch ansehnliche Kunst- und Rasenbleichen gibt. Auch in Braunau bestehen Spinnfabriken, desgleichen in Dunkelthal, Abersbach und Bilnikau.

Nicht so alt wie die Leinweberei ist die Strumpfwirkerei, aber die Wirkwaarenindustrie hat mit der Leinenindustrie seit den Zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts das gleiche Schicksal, daß

sie von der Baumwollindustrie fast vollständig zu Grunde gerichtet wird — für ewige Zeiten. Im Jahre 1589 war von William Lee in Cambridge der Strumpfwirkerstuhl erfunden worden, schon nach wenigen Jahrzehnten wurde er in Böhmen eingeführt. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab es zahlreiche Strumpfwirker auf der Klosterherrschaft Dfegg, und von da aus verbreitete sich dies Gewerbe in die meisten Städte und Dörfer des östlichen Theiles des Erzgebirges und weiter über ganz Nordböhmen. Für das Erzgebirge wurde im achtzehnten Jahrhunderte Graupen der Mittelpunkt der Strumpfwirkerei, für das Isergebirge und den ganzen Bunzlauer Kreis Reichenberg.

Sowohl was die Zahl der Unternehmungen, als auch was die Masse der Production anbelangt, kann die Baumwollindustrie der Schafwollindustrie an die Seite gestellt werden. Im Reichenberger Bezirke werden 17 Baumwollspinnereien und 36 Baumwollfallspinnereien mit 343.145 Garn- und 39.890 Abfallgarnspindeln gezählt, wovon auf die Firma Johann Liebieg & Comp. allein 112.000 Spindeln entfallen, ferner 225 Webereien mit 12.531 Webstühlen, endlich 2 Rothgarn- und 20 sonstige Färbereien.*) Diese Industrie ist in folgenden Orten heimisch: Reichenberg und Umgebung, Görzdorf, Grotttau, Friedland, Haindorf, Grünwald, Lautschnei, Brand, Morchenstern, Polau, Schumburg, Swárow (czechisch), Tannwald, Semil, Eisenbrod und Haratitz (die letzten 3 Orte sind czechisch). Auch der Markt Rochlitz hat starke Baumwollindustrie. Viele Bewohner der Nachbarorte liefern ihre Weben nach Rochlitz, die dortigen Fabrikanten beschäftigen mehr als 3000 Handwebestühle und überdies 1560 mechanische Webestühle. Ebenso gibt es in Hohenelbe, wo eine Webeschule errichtet worden ist, Baumwollwebereien, eine Baumwollspinn- und eine Cottonfabrik besteht endlich auch in Braunau.

Um die Stadt Braunau liegen zahlreiche, mitunter recht ansehnliche Dörfer von mehr als 2000 Einwohnern. Die Haupt-

*) Die Daten sind entnommen Hübler's Reichenberg und Umgebung.

Beschäftigung der Dörfler besteht von jeher im Ackerbau, der mit viel Fleiß, Ausdauer und Geschick betrieben wird, so daß das Braunauer Ländchen, diese nordöstliche Ecke Böhmens, verglichen werden kann mit der westlichsten Ecke dieses Landes, mit dem Gebiete von Eger.

Soll eine übersichtliche Darstellung der Industrieverhältnisse im nordöstlichen Böhmen keine auffällige Lücke enthalten, dann darf auch der Papierfabrication nicht vergessen werden, welche wohl in keinem anderen Theile des Landes einen gleich erfreulichen Aufschwung genommen hat. Einen hervorragenden Platz in der Papierindustrie nicht allein Böhmens, sondern Oesterreichs nimmt Arnau ein, das mehrere Papierfabriken hat. Die größte derselben, Eigenthum der Actiengesellschaft „Elbemühle“, beschäftigt gegen 600 Arbeiter. In Marschendorf finden in Prosper Piettes Fabrik 300, in der G. Köders 400 Personen dauernden Verdienst. In Hohenelbe wurde schon im Jahre 1667 eine Papiermühle von Christoph Weiß gegründet.

Einen Weltruf in der vollen Bedeutung des Wortes genießt die Glasindustrie. Ihr Hauptsitz ist Gablonz.

Gablonz (Jablonec) war ursprünglich eine czechische Niederlassung *) und war von Czechen bewohnt bis zum 30. August 1469, wo es mit den Dörfern Marschowitz, Gistei und Stanowzka niederbrannte. Es blieb sammt den genannten Ortschaften mehr als 70 Jahre wüst, bis Deutsche in der von den Czechen verlassenen Gegend sich ansiedelten und Gablonz wieder aufbauten. Die Herrschaft Kleinskál, welche auch das Gebiet von Gablonz umfaßte, ferner die Herrschaft Friedstein und einige Güter kamen um das Jahr 1540 in den Besitz des Oberstburggrafen Johann von Wartenberg. Andere Wartenberge saßen damals auf Leipa, Kamnitz und anderen Orten in der Nähe Haidas, wo die Glasmacherei, wie erwähnt, schon in großartigem Maße betrieben wurde. Der ganze hinter Gablonz gelegene Theil der Herrschaft

*) S. Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Von Adolph Wenda. Gablonz a. Neiß 1877.

Kleinfal bildete damals noch einen ungeheuren Waldcomplex. Adam von Wartenberg, der Sohn und Erbe Johannis, faßte den Plan, durch Errichtung von Glashütten die Wälder stellenweise zu lichten und die ungeheuren Holzmassen zu verwerthen. Seine Verwandten mögen ihm hiezu die ersten Arbeitskräfte aus der Gegend von Haida geliefert haben, später kamen auch aus anderen Gegenden, und zwar nicht bloß des Inlandes, Glasarbeiter.

Die erste Glashütte des ganzen Fser- und Riesengebirges war die zu Grünwald, so genannt von ihrer Lage in Mitten des grünen Waldes, die zweite entstand in Labau. Die Glasmaler und Glaschleifer nahmen, da sie nicht direct in der Hütte zu thun hatten, ihre Wohnung in den aus Schutt und Trümmern neu entstehenden Ortschaften Gablonz, Marschowitz, Gistei und Stanowka.

Was die Wartenberge begonnen, setzten die Rädern fort. Melchior von Rädern oder seine Gattin Katharina ließ um 1600 eine Glashütte am Ursprunge des Lautscheibaches erbauen, um die sich schon im Jahre 1604 ein ganzes Dorf „Friedrichswaldau“ ausbreitete, eine andere erhob sich bald darauf in Nieder-Heinichen. Diese vier Glashütten waren die einzigen, welche vor dem dreißigjährigen Kriege bestanden. Während des Krieges giengen sie ein.

Einen ganz neuen Charakter erhielt die Glasindustrie im siebzehnten Jahrhunderte. Die Bergkrystallschleiferei und Schneiderei, welche Kaiser Rudolf II. so sehr begünstigte, wurde Lehrmeisterin einer neuen Glasbearbeitung, der Gravirung, der Aetzung und des Schlifses, wodurch die gemalten, geflochtenen, gestrickten oder nehartigen Decorationen, die bisher üblich waren, außer Gebrauch kamen. Rudolf II. war es auch, der die Familie der Schürer mit dem Prädicate „von Waldheim“ im Jahre 1592 in den Adelsstand erhob. Wir haben derselben schon an einer anderen Stelle gedacht. Hier sei nur noch erwähnt, daß neben anderen Ortschaften auch Rochlitz seine Entwicklung zu einem bedeutenden Glasindustrieplatze in erster Linie den Schürern verdankt. Da Böhmen der Hauptsitz der Glaschleiferei war, gewann auch das böhmische Glas eine immer größere Anerkennung, bis es sich

endlich die Herrschaft auf dem Weltmarkte eroberte, und doch hatte die Glasindustrie nach dem großen Kriege fast ganz von vorn wieder anfangen müssen. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen die Glashütten von Labau und Friedrichswald wieder in Betrieb und gieng man an die Errichtung neuer. So entstand im Jahre 1680 zu Harrachsdorf die Neuwelt- (besser: Neuwald) Fabrik, 1690 bei Prichowitz die Neuhütte, 1701 an der Fiser St. Antoniwald u. a. m. Die Glasmacherei war von Friedrichswalde aus längs dem Lautschneibache, der Rammiz, der oberen Meisse und ihren Zuflüssen gegangen und dabei auch wieder, aber verhältnismäßig spät, nach Gablonz gekommen.

Die Bevölkerung von Gablonz ist heute noch bei der Erwerbung ihres Lebensunterhaltes zum großen Theile auf die Glasindustrie angewiesen. Das Dorf war unterdessen so gewachsen, daß es im Jahre 1808 zum Marktflecken erhoben wurde. Unerwartet günstig war der Geschäftsgang in der Zeit von 1860 bis 1870. Im Jahre 1866 erhielt Gablonz Stadtrechte. Die Einwohnerzahl betrug bei der letzten Volkszählung 9032.

Ein ganz eigenartiges Product der Glasindustrie in Gablonz und der Nachbarschaft sind die Glasperlen und die Glas- oder Compositionssteine. Die Perlenmacherei verhalf Gablonz zum Weltrufe. Sie verbreitete sich bald über einen ziemlich weiten Bezirk, nach Morchenstern, Josefsthäl, Maxdorf und andere Orte. Aber gerade sie ist wie kein anderer Zweig der Glasindustrie den Launen der Mode unterworfen, und deshalb sind Krisen, Geschäftsstockung und Entwerthung der Erzeugnisse nicht selten und machen sich recht fühlbar. In ganz Oesterreich ohne Concurrrenz ist der Gablonzer Bezirk in der Bereitung der Glassteine. Die feinsten und elegantesten Neuheiten der ersten Juwelierfirmen der Welt werden so täuschend nachgemacht, daß viele derselben kaum ein Kennerblick von den wirklichen Edelsteinen unterscheidet, und sie werden in allen Farben der echten Edel- und Halbedelsteine hergestellt, als: Diamant, Rubin, Saphir, Topas, Granat, Smaragd, Hyazint, Beryll, Chrysolit, Carneol, Calcedon, Achat, Opal, Onix, Amethyst, Türkis u. j. w. In Gablonz, Turnau und Kei-

Reichenau sind Hunderte von Menschen mit der Steinschleiferei beschäftigt. Ungeheure Mengen werden producirt, und der Export geht nach allen Weltrichtungen, vor allem nach den großen Weltstädten: nach London, Paris, New-York, Berlin und Wien. Der Preis der Waare ist im Allgemeinen ein außerordentlich niedriger. Auch die Glasweberei ist in Gablonz heimisch, ingleichen die Erzeugung der sogenannten Kittwaare.

Mit der Glasindustrie kam auch die Gürtlerei in Flor. Es gibt im ganzen Gablonzer Bezirke nur wenige Ortschaften, in denen sich nicht mehrere Gürtlerwerkstätten finden, die meisten in Rukan und Grünwalde. Da werden auf Drehbänken, Durchschneidemaschinen und Pressen Dinge verschiedenen Gebrauchs gefertigt: Manschett- und Chemisetteknöpfe, Ohrringe, Fingerringe, Kreuze, Medaillons, Broschen, Kopfnadeln, kleine Schließen zum Zusammenhalten, Perlencolliers, Flaconbeschläge und ähnliches. Meist kommt bei diesen Arbeiten auch Glas in Verwendung, besonders als Stein oder Perlen.

Wer nach Gablonz kommt, unterlasse es nicht, auch das nahe Reichenau zu besuchen. Der Ort besitzt Baumwoll- und Glaswaarenfabriken und starke Hausindustrie. Das kommt anderwärts auch vor, aber was nur hier anzutreffen ist, das sind mehrere Hundert Maler und Malerinnen, deren „Kunsterzeugnisse“ an sonnigen Tagen in allen Straßen ausgestellt sind, damit die Sonnenstrahlen die Farbe trocknen. Es sind fast ausschließlich religiöse Bilder: Dreifaltigkeiten, Scenen aus dem Evangelium, Madonnen und Heilige aller Kategorien, meist ausgeführt mit einer aner kennenswerthen technischen Fertigkeit. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in Reichenau die Dosenfabrication eingeführt. Die Dosen wurden und werden bemalt, und nur mit solcher Malerei beschäftigten sich die Reichenauer bis zum Jahre 1839. Zu dieser Zeit wagte Ignaz Müller seiner Geschicklichkeit ein weiteres Feld zu eröffnen. Er malte Heilige auf Blechtafeln und fand für diese Bilder bald Absatz nach Wien und Prag. Da das Geschäft nicht flau gieng, traten bald Concurrenten auf, und hatte man sich auf Blechtafeln mit Erfolg versucht,

so war ein Schritt weiter nicht gar schwer: man malte auch auf Leinwand. Die Vorlagen, welche die Maler hatten, waren allerdings nicht zahlreich und Erfindungsgabe, wie in allen Dingen, so auch hier etwas Seltenes. Man copirte verschiedene Altarbilder, Kupferstiche, Photographien, Illustrationen zu Erbauungsbüchern, man gewann immer neue und entferntere Kunden, und heute gehen diese Bilder nach Wien, in griechische und russische Kirchen, nach Polen, in die Schweiz, nach Ungarn, Italien, Spanien u. s. w. Seit dem Jahre 1874 besteht in Reichenau eine Schule, wo nicht nur für die Malerei eine tüchtige Vorbildung gegeben wird, sondern auch für die sonstigen Zweige des im Orte blühenden Kunstgewerbes.

Wie an der Meisse, so herrscht auch in dem weiter östlich gelegenen Rammnizthale ein überaus reges industrielles Leben. Der Feldbau ist hier kaum noch Nebenbeschäftigung, die Arbeit in den Fabriken oder in den Wohnhäusern muß fast ausschließlich den Lebensunterhalt erwerben. Stundenlang zwingen sich die Dörfer durch das enge Bachtal, aber die Hütten kriechen auch an den waldigen Lehnen und Grasflächen der Bergrücken hoch hinauf, schmiegen sich an den Saum der Wälder, bringen in alle Schluchten und Seitenthäler. Es sind keine jahrhundertalten Niederlassungen, erst das großartig entwickelte Geschäfts- und Verkehrsleben der neueren Zeit hat fast alle diese volkreichen Ortschaften in's Dasein gerufen. Zwischen niedrigen Häuschen, die aber beinahe alle einen recht freundlichen Eindruck machen und nicht etwa halbverfallen und nothdürftig ausgebaut und zusammengefliekt dastehen, ragen große Fabriken mit kühn emporstrebenden Schloten hervor und prangt manch stattliches Gebäude, geschmackvoll im Schweizerstile aufgeführt, die rothen Dächer bilden einen freundlichen Contrast zu dem saftigen Grün der Umgebung. Darinnen in all diesen großen, wie in den kleinen Baulichkeiten, da rasselt's und faust's, summt es und jurrt es, klappert's und schnurrt's, hämmert's und pocht es. Die Erzeugung von Glaswaaren überwiegt, aber daneben macht sich auch die Textilindustrie geltend, wird Elfenbein und Schildkrot verarbeitet, regen sich Hunderte

fleißiger Hände in Maschinen-, Porcellan-, Papier-, Holzpappendeckelfabriken, in Eisengießereien und großartigen Brauereien. Von den Glasindustriellen dieser Gegend hat Josef Riedel sich den geachtetsten und bekanntesten Namen erworben. In Tiefenbach liegt eine große Glashütte, die ihm gehört. Sie ist nicht seine einzige, den größeren Theil des Glases, das in der ganzen Gegend verarbeitet wird, liefern Riedels Glashütten. Mächtige Holzstöcke sind vor denselben aufgeschichtet. Die sogenannten „Holzrücker“ haben dasselbe im Winter auf Handschritten vom Gebirge herabgeholt; wo es angiehet, sind auch Pferde verwendet worden, um es zu den Hütten zu schaffen. Die Holzarbeiter, welche während des Sommers im Fiergebirge fällen und spalten, bringen oft, ähnlich wie ihre Berufsgenossen im Böhmerwalde, die ganze Woche im Walde zu und bereiten sich ihre einfache Ruhestätte für die Nacht in einer Baude oder auf weichem Moose im Schutze des Unterholzes. Nur den Sonntag verleben sie im Kreise ihrer Angehörigen. In der Erzeugung von allerhand Glaswaaren stehen Morchenstern und Wiefenthal nur wenig hinter Gablonz zurück, auch Tiefenbach, Josefsthal, Dessenndorf, Polaun, Prichowitz, Tannwald und andere Orte haben Glaschleifereien und Glashütten. Sehr beachtenswerth ist die Baumwollindustrie, wenngleich sie nur eine Art Gastrecht genießt unter den Unternehmungen der Glasindustrie, welche den größeren Theil der Bevölkerung ernähren. In Tannwald gibt es zwei Baumwollspinnereien, verbunden mit einer mechanischen Weberei, ebenso in Schumburg, das zwei mechanische Baumwollwebereien hat; eine Baumwollweberei findet sich unter den Fabrikanlagen Dessenndorfs, eine Spinnerei in Polaun. In Swarow, einer vorwiegend czechischen Ortschaft, steht die großartige Baumwollspinnerei (mit 54.000 Spindeln) und mechanische Weberei der Firma Johann Liebieg und Comp., eine große Filialspinnerei derselben Firma in Horatitz.

In dem Dorfe Schumburg nahe bei Gablonz lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Arzt, der durch seine vielen, außerordentlich glücklichen Curen, durch seinen damit erworbenen Reichthum und durch sein sonderbares, geheimnißvolles Wesen

bei dem Volke in den Geruch eines Zauberers kam, so daß sich endlich ein ganzer Kranz von Sagen um seinen Namen schlang, die heute noch im Munde des Volkes leben und den unvergeßlichen Wohlthäter seiner leidenden Mitmenschen als einen zweiten Dr. Faust schildern. *)

Sein Name war Johann Josef Anton Eleazar Kittel. Schon sein Vater soll Arzt in Schumburg gewesen sein. Kittel kaufte nach und nach fast alle Gründe und Felder um Schumburg an und baute sich ein recht stattliches Haus, in dem er zugleich eine Art Spital einrichtete. Seine großartige ärztliche Praxis führte ihn oft auch in die Ferne, besonders nach Prag, und sein Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen des Landes, auch zu seinen czechischen Landsleuten. Um einen Kranken als unrettbar verloren zu bezeichnen, wird heute noch das Sprichwort gebraucht: „Dem kann nicht einmal Kittel helfen.“ Das Auftreten des Doctors war anspruchslos und bescheiden, seine Kleidung einfach und schlicht, ja meist sogar ärmlich und abgetragen, sein Benehmen gegen jedermann freundlich und entgegenkommend, zugleich stand ihm stets Laune und schlagfertiger Witz zu Gebote. Von seiner Frömmigkeit gibt Zeugnis, daß er in Schumburg mit Unterstützung einiger Wohlthäter ein Kirchlein zu Ehren des hl. Josef mit einer sogenannten „heiligen Stiege“ erbauen ließ und für den Ort eine selbständige Pfarrei erwirkte. Der erste Pfarrer war sein Sohn Philipp Johann. Am 24. November 1777 feierte Kittel seine goldene Hochzeit, umgeben von 17 Söhnen, 5 Töchtern und 48 Enkeln. Er starb als zweiundachtzigjähriger Greis am 16. November 1783.

Trotz seiner ausgebreiteten und außerordentlichen ärztlichen Thätigkeit widmete sich Dr. Kittel jedenfalls noch sehr eifrig medicinischen Studien, saß bis tief in die Nacht über Büchern in seinem Studierzimmer, das mit allerhand ärztlichen Präparaten und Operationswerkzeugen, mit Skeletten, Todtenschädeln, Retorten

*) Friedr. Maschek: Doctor Kittel. Eine nordböhmische Faustsage. Mittheilungen des nordb. Excurs.-Clubs V. 1.

u. dgl. reichlich versehen war. Ein so eifriges Studium konnte sich das Volk bei einem Manne, der längst „ausstudirt“ und so staunenswerthe Proben seines Wissens und Könnens abgelegt hatte, nicht anders erklären, als daß es annahm, er treibe allerlei Geheimwissenschaft und dringe mit Geisterhilfe viel tiefer, als dem menschlichen Wissen durch eigene Kraft und eigene Mittel möglich sei. Kittel war vielleicht Schalk genug, dieser Meinung abergläubischer Leute nicht zu widersprechen, erwarb sie ihm ja auch das unbegrenzte und felsenfeste Vertrauen seiner Patienten, worin schon das halbe Gelingen seiner Heilversuche lag. Im Volke lebte und lebt noch manche dunkle Erinnerung an altheidnische Mythen, diese hefteten sich an die Gestalt des Mannes, der mit übernatürlichen Kräften und Kenntnissen ausgestattet zu sein schien; die alten Götter in der Volkspantasie zu christlichen Teufeln geworden, waren die den Menschen so gern zur Überhebung und zum Übermuthe verführen.

Wie Dr. Faust muß auch Dr. Kittel dem Bösen seine Seele verschreiben, der ihm dafür zu allen Dienstleistungen verpflichtet ist, ebenso fährt er wie Faust auf einem Mantel (dem Odins-Mantel der deutschen Mythe) durch die Lüfte, aber, da er trotz aller Verbindung mit dem Teufel immer seine gutchristliche Gesinnung bewahrt, so verfällt seine Seele schließlich nicht der Höllepein, sondern der Böse wird übertölpelt und um seine Beute geprellt. Der Teufel erscheint hier in Gestalt eines Schafhirten, seine Bekanntschaft macht Kittel auf folgende Weise:

In einer stürmischen Herbstnacht war der junge Doctor von verummten Männern gewaltsam mit verbundenen Augen auf einem Wagen weit fort zum Krankenbette eines Mannes, der durch einen Schuß verwundet war, gebracht worden. Hier wurde ihm die Binde von den Augen für so lange genommen, bis er die Schrottkörner aus der Wunde gezogen und einen Verband angelegt hatte. Hierauf wurde er auf dieselbe Weise bis in die Nähe seines Hauses zurücktransportirt. Es war bereits Dämmerung, als Kittel aus dem Wagen gesetzt worden war. Wie er nun, in Gedanken versunken über den räthselhaften Vorfall, seinem Heim

zuschritt, schlüpfte eine Natter, welcher das Körperende abgeschlagen war, über den Weg. Kittel wollte sie tödten, um ihrem Schmerze ein Ende zu machen. Da stand plötzlich ein Schafhirte neben ihm und versprach ihm das Lebenskraut zu verschaffen, das die Natter und der Hirsch zu finden wissen, und durch das der Hirsch alt wird und die Natter den fehlenden Theil ihres Körpers ergänzt. So sonderbar und wenig glaublich des Hirten Worte Kittel schienen, er willigte doch endlich in das Begehren des Fremden, am nächsten Vollmonde um Mitternacht zum Johannisfelsen zu kommen. Und er hielt sein Wort. Der geheimnisvolle Unbekannte stellte sich pünktlich ein und citirte auch die Natter, welche vollständig geheilt und wieder ganz geworden war und ein Kraut im Munde trug, das Kittel ihr auf Geheiß des Fremden entreißen mußte. Hierauf breitete der Schafjunge einen Mantel aus, zog Kittel auf denselben, es erhob sich ein Sturmwind und trug den Mantel mit den Beiden durch die Lüfte und durch das offene Fenster in Kittels Zimmer. Hier verlangte nun der Hirte, Kittel solle einen Zettel unterschreiben, daß er fürderhin nicht mehr der christlichen Gemeinschaft angehören wolle. Dafür versprach ihm der Sohn der Hölle dienstbar zu sein durch sein ganzes Leben und ihm das Lebenskraut, den Mantel und allerlei ärztliche Hilfsmittel zu geben.

Kittel war nicht sogleich einverstanden, er verlangte Bedenkzeit. Die Wißbegierde und das Verlangen, der größte Wohlthäter der leidenden Menschheit zu werden, trieben ihn bald zu dem Entschlusse, den Pact mit dem Teufel einzugehen, allerdings mit einer reservatio mentalis. Er schloß den Vertrag nur auf fünfzig Jahre. Der Teufel gab endlich nach, weil er hoffte, in dieser Zeit Kittel zu einem bösen Lebenswandel zu verführen, Kittel aber gedachte durch gottgefällige Werke die Listen des Satans zu Schanden zu machen. So hatte Kittel das Wunderkraut erlangt und den Gottseibeius als getreuen Diener. Dieser blieb in der schmucklosen Tracht, in der er sich zuerst vorgestellt, und Kittel verbreitete das Gerücht, der Fremde sei ein wandernder Scharfrichter und als Gehilfe in seine Dienste getreten, da er sich bei

seiner Hantierung mancherlei Kenntnisse in der Anatomie und auch in der Arzneikunde erworben habe. Das Volk aber kam bald dahinter, wer der sonderbare Geselle eigentlich war, weil er niemals in die Kirche kam und, so oft ihn sein Weg vor einem Kreuze vorbeiführen sollte, einen großen Umweg machte. Der Satan beschenkte Kittel auch mit einer so großen Menge Bücher, daß man hundert Jahre hätte in denselben lesen können, auch Dr. Fausts berühmter „Höllenzwang“ war darunter.

Kittel unternahm manche Fahrt auf dem Zaubermantel, welchen sieben schwarze Vögel mit den Krallen durch die Lüfte trugen. Er reiste nicht immer allein, sondern nahm bisweilen auch einen Begleiter mit. Auf der Fahrt durfte nie ein Wort gesprochen werden, und wer sich vergaß und auch nur eine Silbe sich entschlüpfen ließ, der fiel flugs vom Mantel auf die Erde hinab.

Sein Studierzimmer hielt Kittel immer sorglich verschlossen, allein einmal gelang es doch zweien seiner Söhne, dasselbe zu betreten, und ein ander Mal einem Schlosser. Daß es für die ersteren nicht zum Unheil ausschlug, verhütete nur die plötzliche Rückkehr des Vaters, der Schlosser küßte seine Neugierde mit seiner Seele Seligkeit. Nicht das Betreten des Zimmers allein brachte Gefahr, sondern die Lectüre von Dr. Fausts Höllenzwang. Die Knaben hatten sich bald in das Buch so vertieft, daß sie die Menge schwarzer, sonderbar gestalteter Vögel gar nicht bemerkten, die sich auf dem Fensterstocke des Arbeitszimmers sammelten. Der Vater, der gerade noch zur rechten Zeit in's Zimmer trat, rettete die Kinder allein dadurch, daß er die Beschwörungsformel von der Stelle, bis zu welcher seine Söhne gekommen, zurücklas zum Anfange und daß er früher damit fertig wurde, als die Vögel mit dem Zusammenlesen sämtlicher Steine auf seinen Feldern, das er ihnen anbefohlen hatte. Ein Schlosser aber hatte aus Kittels Hause, wohin er einiger Reparaturen wegen gerufen worden war, Fausts Höllenzwang unvermerkt mit in seine Wohnung genommen und in der Nacht fleißig darin gelesen. Einige Nachbarn hatten, in jener Nacht Kettengeklirr und Wagengerassel aus des Schlossers Hause vernommen und früh einen Schafhirten herausgehen sehen,

der sich nun öfters zu Besuche einstellte. Der Schlosser wurde bald ein recht reicher Mann, aber am Hochzeitstage seiner Tochter während diese in der Kirche, wohin er sich nicht zu gehen getraute, den priesterlichen Segen empfing, brach der Teufel dem Schlosser das Genick und holte seine Seele. Ein pestilenzialischer Gestank, der alle Räume des Hauses erfüllte, vertrieb die aus der Kirche zurückkehrenden Hochzeitsgäste.

Dr. Kittel hatte unter anderen ein Buch, das die Gewitter verweisen lehrte, und verstand auch das Loch zu vermauern, wo der Tod in das Haus hinein kann. Letztere Kunst bewies er an dem Hause „Glosterkrestions“ (des Glasers Christian Weiß) in Gablonz, das noch steht und die Nummer 219 hat. Der Tod kann heute noch nicht in das Haus hinein, er muß die Leute, die es bewohnen, draußen gelegentlich zu erwischen suchen, sonst würden sie ewig alt. Christian Weiß traf der Schlag im Hause Gottlieb Schmieds, der nachfolgende Besitzer des Hauses starb auf dem Felde, und auch von den späteren Eigenthümern hat keiner noch im Hause selbst die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen. Wenn es in künftigen Tagen einmal anders sein sollte, so müßte durch irgend einen unglücklichen Zufall das unbekannte Loch, wo der Tod hinein kann, und das Kittel so geschickt vermauert hat, wieder geöffnet worden sein.

Kittel hatte den Schumburgern nur deshalb zu einer Kirche verholten, um durch dies gottgefällige Werk seine Seele zu retten; aus demselben Grunde hatte er auch seinen erstgeborenen Sohn dem geistlichen Stande gelobt. Aber all das war noch nicht genug, der Teufel hatte die von dem Doctor selbst unterschriebene Anweisung auf seine Seele, und diese behielt ihre Gültigkeit, außer Kittel erlebte drei bestimmte heilige Messen und wohnte ihnen persönlich bei trotz aller Ränke und allem Schabernak des höllischen Feindes. Die erste dieser Messen war diejenige, welche bei der Primiz seines Sohnes, die zweite, welche bei seiner eigenen goldenen Hochzeit, die dritte, welche bei der Installation seines Sohnes zum Pfarrer gelesen wurde.

Kittel überstand alle drei Messen glücklich.

Als das Glöcklein zur ersten Messe seines Sohnes einlud, schlug es nur siebenmal an, dann riß der Strick. Das Kirchlein wurde zum Erdrücken voll, und viel Volk mußte noch draußen auf dem Friedhofe stehen. Auf der Kirchhofmauer aber sah man den Schafbuben, Kittels Gehilfen, sitzen, den Rücken gegen die Kirche gekehrt. Als das Zeichen zur Wandlung gegeben wurde, war er plötzlich verschwunden, aber bald darauf stürzte in der Kirche eine Bäuerin ohnmächtig zusammen und wurde hinaus getragen. Doctor Kittel wollte sogleich ärztlichen Beistand leisten, zu allem Glück war die Kirche so vollgestopft, daß er trotz Bitten und Drängen nicht früher zur Thüre gelangte, als bis das Glöcklein zur Communion geschellt hatte und so der letzte Hauptbestandtheil der Messe vorüber war. Wie nun Kittel endlich ins Freie und zur Bäuerin kam, grinste ihm diese höhnisch ins Gesicht — es war niemand anderer als der Teufel in Person. Seine List war mißlungen.

Bei der Feier der goldenen Hochzeit Kittels erregte Satan während der Messe ein furchtbares Ungewitter, das allen Fuß vom Kirchturme losriß. Und bis zum heutigen Tage hält kein Anwurf an diesem Thurme lange.

Zur dritten Messe wollte es der Böse nicht erst kommen lassen. Schon drei Tage früher trat der Schafhirte in das Studierzimmer Kittels, als dieser gerade mit verschiedenen Experimenten beschäftigt war, machte ihm bittere Vorwürfe, daß er sich gegen den abgeschlossenen Pact vergangen, und erklärte, daß er sich auch für entbunden von allen Verpflichtungen erachte und daher komme, bevor noch die letzten Tage des fünfzigsten Jahres abgelaufen, um sein unsterblich Theil zu holen. Sofort nahm er seine wahre, grausenerregende Teufelsgestalt an, verführte ein Höllenspectakel und packte ihn mit seinen Teufelskrallen, um ihm den Hals umzudrehen. In seiner Todesangst ergriff Kittel ein zufällig auf dem Tische stehendes eisernes Crucifix und versetzte dem Teufel einen kräftigen, wohlgezielten Hieb auf den Schädel, daß dieser mit lautem Geheule sich durch den Ramin davon machte. Mehrere Tage lang konnte selbst Kittel das Studierzimmer nicht betreten, einen so abscheulichen Geruch hatte der Teufel nach seiner Abfahrt

hinterlassen. Er selbst aber kam nicht wieder, nicht einmal, als Kittel in die Messe anlässlich der feierlichen Einführung seines Sohnes ins Pfarramt gieng. Doctor Kittel hatte sich auch vorsorglich hiezu mit jenem eisernen Crucifixe bewaffnet.

Kittel nahm, wie erwähnt, ein gottseliges Ende. Die Zauberbücher hatte er früher selbst verbrannt, wohin aber der Mantel gekommen und das Lebenskraut, das weiß niemand.

Wir aber wollen von Schumburg noch eine Reise ins nahe Riesengebirge unternehmen, über welchem auch der Geist der altdeutschen Mythe weht, aber freier noch und ursprünglicher und nicht gebunden an den Namen einer historischen Persönlichkeit.

Das Riesengebirge*) ist gewissermaßen eine Welt für sich, es hat weit entschiedener, als das böhmische Mittelgebirge, ja selbst mehr als das Erzgebirge den Charakter der Abgeschlossenheit: nur wenige Pässe gewähren einen bequemeren Übergang über die ungeheuren, langgestreckten Gebirgsmassen; fast kahle Berg Höhen, zum Theil mit mächtigen, ausgedehnten Hochflächen, aus denen einzelne kuppelförmige Erhebungen emporragen, steile Abhänge und scharfe Kämme, schroffe Klüfte und finstere Abgründe zeichnen das ganze Gebirge aus. Die meist stundenlangen Thäler haben eine schmale Sohle, so daß sie keinen Raum für die Anlage von Städten, sondern nur von Dörfern mit weit zerstreuten Häusern bieten. Die von der Vorkette eingeschlossenen Thäler haben ein so mildes Klima, wie das innere Böhmen, weil sie gerade gegen Norden durch das Hochgebirge geschützt sind. Hier gedeiht Korn, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und Obst. Letzteres wird jedoch nur in geringer Menge angebaut, so zahlreichen und ausgebreiteten Obstgärten, wie um Leitmeritz und im Elbethale zwischen Lobositz und Tettschen, begegnet man hier nirgends. Die inneren Thäler des Gebirges sind selbstverständlich rauher und weniger fruchtbar. Die Obstbäume verschwinden allmählich ganz, nur Weichseln, Vogel-

*) S. Das Riesengebirge und seine Bewohner von Dr. Jos. R. Hofer. Prag 1841 und das Riesengebirge in Wort und Bild, red. v. Petraf. Trautenau.

Kirschen und Pflaumen werden hie und da angetroffen. Dies wenige Obst wird spät reif, die Pflaumen sind unansehnlich und wenig süß. Korn, Gerste, Weizen, Erdäpfel, Hülsenfrüchte und Gemüsegattungen werden bis 570 Meter Seehöhe angebaut, in einer Höhe von mehr als 1040 Metern hört aller Getreidebau auf. Zwischen 570 und 850 Metern reift der Hafer zur Noth und werden noch Erdäpfel und Kraut gepflanzt.

Die Abhänge sind zum großen Theile mit Waldung bedeckt, aber der eigentliche Hochwald steigt nicht bis auf die Höhen des Gebirges. Laubholz, und zwar: Buchen, Ahorn, Erlen, Ulmen, Linden, selten Birken und Ebereschen, bekleidet nur die Thäler und die Vorberge theilweise. Unter den Nadelholzbäumen kommt die Fichte am häufigsten vor. In einer Höhe von 750 Metern und darüber wird das Aussehen der Bäume traurig und abgezehrt. Zwar weisen sie noch eine stattliche Höhe auf, allein die Stämme sind weniger stark, auch weniger beästet, und die Äste selbst oft verkümmert und dürr. Noch weiter hinauf nimmt auch die Höhe der Stämme ab, das Aussehen wird immer dürftiger, viele Wipfel sind verdorrt oder verkrüppelt, die Bäume stehen vereinzelter, bis endlich nur hie und da ein Stamm sich erhebt, wie verirrt und rathlos, kaum ein Drittel so hoch wie seine Brüder im Thale, als wäre er in sich selbst zusammengekrochen vor den häufigen und heftigen Stürmen und der rauhen Luft in diesen Höhen. In einer Seehöhe von 1140 Metern beginnt die Region der Zwergkiefer oder des sogenannten Knieholzes. Dieses kriecht als Strauchwerk am Boden hin und bildet bald einzelne Büsche, bald ganze Waldungen. In niedrigen und etwas sumpfigen Gegenden, wo noch Fichten und Tannen wachsen, wird die Zwergkiefer bis drei Meter hoch, auf dem 1320 Meter hohen Kamme aber nur ein bis andert-halb Meter. In ein und derselben Gegend haben alle Sträucher die gleiche Höhe, so daß es scheint, als seien sie von der Hand eines Gärtners beschoren. Das dunkle Grün ihrer dicht an einander gedrängten Nadeln contrastirt angenehm zu dem hellen Grün der Wiesen. Das Holz ist sehr harzig und daher zur Feuerung ganz besonders tauglich. Auch werden aus demselben allerlei

Drechslerwaaren und Schnitzarbeiten verfertigt, die von den zahlreichen Touristen gekauft und als Andenken mit heimgenommen werden. Auf den höchsten Spitzen des Gebirges fehlt auch die Zwergkiefer, sie sind von einem wüsten Gewirre größerer und kleinerer Felsblöcke bedeckt.

Das Fällen, Spalten und Verfrachten des Holzes gibt manchem Riesengebirgsbewohner einen zwar kargen, aber doch besseren Verdienst als die Weberei. Eine ähnliche Bedeutung jedoch wie im Böhmerwalde hat die Holzschlägerei im Riesengebirge nicht. Weiber und Kinder verdienen sich im Sommer auch manchen Kreuzer mit dem Einsammeln von Heidel- und Preiselbeeren, auch wohl von Erd- und Himbeeren, welche freilich viel seltener sind. Eifrig wird ferner nach dem wohlriechenden Veilchenmoose gefahndet, das, in kleinen Schachteln verpackt, bei den Touristen einen guten Absatz findet.

Wo nicht eine nackte, unfruchtbare Steinlehne sich ausbreitet, wo nicht Wald oder Gesträuch die Abhänge überzieht, da wird jedes Fleckchen Boden, falls es sich zum Feldbaue nicht mehr eignet, als Wiesenland oder, wenn es uneben und steinicht ist, als Hutweide benützt. Die Hutweiden werden überall dort, wo es möglich ist, allmählich in Wiesen umgewandelt. Viele Wiesen sind mit umfangreichen, aus aufgelesenem Gerölle und mitunter auch aus großen Steinblöcken aufgeschichteten Mauern eingesäumt, denn der Gebirgsbewohner scheut keine Mühe und keine Arbeit, um eine größere Fläche zu gewinnen, die ihm Futter bietet für sein Vieh. Der Baudenbewohner im Hochgebirge lebt ja fast einzig von der Viehzucht. Von dem Ertrage derselben muß er sich alles kaufen, was zu seinem Leben unentbehrlich ist, aus dem Thale und den niedriger gelegenen Ortschaften schleppt er Getreide, Mehl und was er sonst braucht, auf seinem Rücken hinauf in seine Baude.

Der weitaus größte Theil der Baudenbesitzer ist überaus arm, der Viehstand weist nicht mehr als drei bis vier Stück Kühe und einige Ziegen auf; und in einzelnen Fällen nicht einmal so viel. Wohlhabendere haben bis zwanzig Stück und auch mehr großes und beinahe gleich so viel kleines Vieh im Stalle, das

heißt Ziegen, denn Schweine und Schafe werden nur in den größeren Wirthschaften der Thäler gehalten. In den Thälern pflegt das Vieh von der Mitte des Monates Mai an auf die Weide getrieben zu werden, im Hochgebirge um einen Monat später. Während der Dauer der Bergweide erfährt die Bevölkerung des Hochgebirges eine merkbare Zunahme. Ganze Familien übersiedeln aus den äußeren Thälern auf die Berge in ihre Sommerbauden. Und sie bringen nicht bloß ihr eigenes Vieh mit, sondern haben auch einen Theil des Viehstandes aus den umliegenden tieferen Gegenden in der Miethen. Gegen sechs Uhr Morgens wird das Vieh auf die Weide getrieben und um dieselbe Stunde Abends zurück in die Ställe, die unterdessen sorgsam gesäubert und gelüftet worden sind. Den Vortrab bildet in der Regel die Ziegenherde, mit hellklingenden Glöckchen am Halse, dann folgen die Kinder, jedes mit einer Glocke, die aus Eisenblech bereitet, oben weiter als unten am Rande ist und einen gedämpften, melancholischen Ton gibt. Diese Glocken werden dem Viehe auch im Stalle nicht abgenommen. An allen Lehnen und Abhängen und auch auf manchen Flächen, die sich auf dem Ramme ausbreiten, sieht der Wanderer im Sommer größere oder kleinere Viehherden, und nebst dem Geläute der Glocken schlägt auch das muntere Fauchen und Jodeln, der gegenseitige Zuruf und der Gesang der Hirten an sein Ohr. Gegen Ende September werden die Sommerbauden wieder verlassen, ist die Zeit der Bergweide abgelaufen.

Die Bewässerung und Düngung der Wiesen bereitet nirgends Schwierigkeiten, denn das Riesengebirge ist außerordentlich reich an Quellen und Bächen, auch mehrere Teiche finden sich. Weite Strecken sind sumpfig und morastig, andere mit dichter Waldung bedeckt, die Winterfeuchtigkeit ist viel größer als in der Ebene und hält länger an, der Nachthau ist viel häufiger und stärker, selbst in den Sommermonaten. Darum ist auch die Vegetation an den Abhängen und in den Thälern so überaus üppig, schmückt eine zahllose Menge blühender Alpenpflanzen die höheren Flächen und Gehänge, und darum ist auch die Luft selbst in den Sommermonaten selten drückend und schwül, sondern frisch, in leichter

fächelnder Bewegung, angenehm und herzerquickend durch den würzigen Wohlgeruch, welchen die unzähligen Blumen aushauchen. Jede Bauder hat ihre reichlich fließende Quelle. Ihr Wasser wird zu den häuslichen Geschäften gebraucht, erhält, in den Milch Keller geleitet, die Milch kühl und die Butter frisch, wird von da weiter geführt in die Mistlücke unter dem Stalle und verbreitet sich endlich, mit den Düngertheilen vermengt, in kleinen Gräben über die ganze Wiese.

Ist der Viehstand nur halbwegs beträchtlich, dann wird täglich gebuttert. Eine einfache, zweckmäßige Vorrichtung erleichtert die Arbeit des Butterns. Der Stößel des Butterfassers wird mittelst eines an der Stubendecke angebrachten Hebels durch einen daran befestigten Schwungkolben in Bewegung gesetzt. Es gibt Bauden, wo ein an dem vorüberfließenden Bache angebrachtes Wasserrad mit dem nöthigen Gestänge und einer Kurbel die Dienste der Menschenhand verrichtet. Der Käse ist das zweite Hauptzeugnis der Gebirgswirthschaft. Mit dem Alpenkäse hält der des Riesengebirges allerdings keinen Vergleich. Vortrefflich ist der Kräuterkäse, welcher aus fetter unabgerahmter Kuhmilch hergestellt wird, in die man ein aus allerlei aromatischen Bergkräutern bereitetes Pulver mengt. Fetten, lecker schmeckenden Käse gibt der Milch-ertrag der Ziegen.

Da der Gebirgsbewohner der Viehzucht oft seinen ganzen Lebensunterhalt verdankt, so ist auch der größere Theil seines Hauses, der „Bauder“, welchen Namen jedes Wohnhaus im Gebirge führt, der Unterbringung und Verpflegung des Viehes eingeräumt.

In der Regel sind die Bauden aus Holz gefügt, nur der Unterbau ist aus Steinen aufgemauert. Sind auch die Wände aus Stein, dann werden sie wenigstens auf der Innenseite sorgfältig mit Holz verkleidet, denn das Holz hält trocken und warm. Für den Winter schützt man das Haus überdies durch an den Wänden aufgespeichertes Brennholz und Reisig. Neben der Wohnstube liegt zuweilen noch eine kleine Kammer, vor der Stube ist ein enger Hausflur und die Küche, hinter dieser die Milchammer

oder der Keller. Wie erwähnt, ist durch denselben immer Wasser geleitet. Der Stall ist bei weitem geräumiger als Wohnstube, Kammer und Küche zusammengenommen. Er hat zwei Thüren: durch diejenige an der Vorderseite des Hauses geht das Vieh aus und ein, die andere führt auf den Hausflur. Das schindelgedeckte Dach ist ziemlich hoch; ist das Haus dem Sturme ausgesetzt, so ist das Dach an den Giebelseiten geöffnet, damit der Wind freien Durchgang hat, überdies aber noch mit großen Steinen beschwert. Der Aufstieg zum Dachraume, eine hölzerne Treppe oder auch bloß eine Leiter, geht von der Hausthüre aus. Das Heu wird jedoch auf einer auswärts angebrachten hölzernen Stiege hinaufgetragen. Wo das Haus an einem steilen Abhange steht, ist diese äußere Stiege oft entbehrlich, statt ihrer führt eine Thüre direct auf die Lehne. Der Heuboden dient auch als Schlafstätte entweder für alle Hausgenossen, oder wenigstens für das Gesinde.

Viele zerstreut und vereinzelt liegende Bauden des Hochgebirges dienen nur zum Sommeraufenthalte. Sie sind luftiger und leichter gebaut, auch minder geräumig, als die Winterbauden. Doch werden auch mehrere Bauden auf der Höhe das ganze Jahr hindurch bewohnt. Sie sind gewöhnlich zugleich Herbergen für die Reisenden, welche hier in Dachkammern ein bequemes Nachtlager finden. Meistens liegen aber die Winterbauden an den Abhängen und in den Thälern dorfmäßig beisammen. Die vereinzelt stehenden Bauden sind entweder nach ihrem Besitzer oder nach ihrem Erbauer benannt. Es ist ein recht sinniger Brauch, den man z. B. im Elbethale findet, daß an manchen Häusern Tafeln mit bedeutamen Sprüchen angebracht sind. Von denen, die wir uns gelegentlich einer Reise notirt, seien hier folgende angeführt:

Am furchtbarsten rächen sich Lügen auf Erden,
Wenn sie zur schrecklichen Wahrheit werden.

Ein zweiter lautet:

Wenn Neid und Haß brennten wie das Feuer,
So wären die Kohlen nicht halb so theuer.

Ein dritter:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
 Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
 Am Schönen und am Guten sich erfreuen,
 Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen
 Und fest an Gott und bess're Zukunft glauben,
 Heißt leben und dem Tod sein Bitteres rauben.

An einem vierten liest man:

Wie ein Land ohne Herrn,
 Wie eine Nacht ohne Stern,
 Wie der Becher ohne Wein,
 Wie der Vogel ohne Hain,
 Wie ohne Aug' ein Gesicht,
 Wie ohne Reim ein Gedicht:
 So ohne der Liebe Scherz und Schmerz
 Das Menschenherz.

Endlich noch ein fünfter Spruch:

Wenn dich die Wolken des Trübfinns umgrauen,
 Heb' zu den Sternen den sinkenden Muth,
 Fasse nur hehres und festes Vertrauen:
 Guten ergeht es am Ende doch gut.

Und so finden sich noch viele vortreffliche Citate aus guten Dichtern. Wie E. R. Petral in einem Aufsatze über das Elbe-
 thal*) berichtet, hat der Fabricant Anton Rotter aus Hohenelbe
 diese Tafeln anbringen lassen in der Erwartung, daß viele Bauden-
 besitzer ihm hierin nachfolgen. Diese Erwartung soll sich aller-
 dings bis jetzt wenig oder gar nicht erfüllt haben, aber die An-
 regung ist einmal gegeben und dürfte doch nicht ganz unfrucht-
 bar bleiben.

Im Winter, der im Gebirge sehr schneereich ist, schon anfangs
 November beginnt und bis in den März hinein dauert, ist manche
 Baude Wochen, sogar Monate lang bis zum Dachsaume hinauf
 eingeschneit, und da auch auf dem Dache fußhoher Schnee liegt,
 so entdeckt man von ferne dann kaum eine andere Spur einer
 solchen Baude, als den aus der Feueresse aufsteigenden Rauch.

*) Das Riesengebirge in Wort und Bild. 1. Jahrgang, 2. Heft.

Der Verkehr mit der Außenwelt, die Verbindung mit den Thalbewohnern ist während dieser Zeit vollständig aufgehoben. Selbst Leichen müssen wochenlang im Schnee aufbewahrt werden, erst eintretende milde Witterung gestattet, sie nach dem mitunter mehrere Stunden entfernten Friedhofs zu schaffen. Wenn der Verkehr mit benachbarten Bauden unumgänglich nöthig ist, werden entweder durch den Schnee Stollen gegraben, bis man an das Tageslicht kommt, oder der Ausgang wird durch eine Lucke im Dache bewerkstelligt, und es wagt dann ein beherzter Mann den Weg über den klasterhohen Schnee mit Hilfe der sogenannten Schneereifen. Auf den betretensten Gebirgssteigen werden im Winter zur Orientirung für den Wanderer sechs bis acht Fuß hohe Stangen, an der Spitze mit Strohwischen, angebracht. In manchen Jahren ist es nöthig geworden, eine zweite Stange an die erste anzufügen, weil der Schnee sie bis oben verhüllte, ja es ist vorgekommen, daß noch eine dritte Stange angefügt werden mußte. Schneestürze, Lawinen, kommen deshalb häufig genug vor, sie sind jedoch nicht so furchtbar und mächtig, wie in den Alpen, und richten selten einen großen Schaden an, weil die von solchen Abstürzen bedrohten Stellen nicht von Menschen bewohnt zu werden pflegen. Ebenso vermeidet man, eine Baude nahe an einen Gebirgsbach zu setzen, denn die Bäche schwellen im Frühjahr und nach einem langen, oder besonders heftigen Regen zu gewaltigen, reißenden Gebirgsströmen an, die einen breiten Saum der Uferfläche verwüsten und bisweilen dem Gewässer sogar ein neues Bett auswählen.

Wie stark auch die Viehzucht im Riesengebirge sein mag, seine Bewohner sind nicht bloß ein Volk von Hirten, der größere Theil betreibt auch die Weberei. Der Webstuhl ist überall verbreitet, aber die fleißigste Arbeit auf demselben gewährt hier, wie anderwärts, nur einen kärglichen Lohn. Selbst ein mäßiger Wohlstand ist im Gebirge nur sehr selten anzutreffen, Armut und Dürftigkeit haben ihre Heimstätte fast in jeder Baude. Aber zur Armut haben sich Mäßigkeit, Anspruchslosigkeit, äußerste Genügsamkeit gesellt und dem unheimlichen Gaste viel von seiner Herbeheit, Strenge und Beschwerlichkeit genommen. Hier, unter diesen schlichten und

fleißigen Menschen, kann man noch lernen, wie wenig zum Auskommen hinreicht und wie viel Bedürfnisse entbehrlich sind. Von frühesten Jugend an wird der Körper gegen die Unbilden der Witterung abgehärtet. Brot, Milch, Käse und ein wenig Butter, Erdäpfel, Sauerkraut und Wasserrüben, das sind fast die einzigen Nahrungsmittel. Erbsen, Hirse u. dgl. kommen nur sehr selten, Fleisch fast nur an den Weihnachtsfeiertagen und bei Hochzeiten auf den Tisch. Ein dem Riesengebirge eigenthümliches Gericht, der sogenante „Sauerkübl“, besteht aus einem Gemenge von Hafermehl, Sauerteig, Erdäpfeln, sauren Molken, Butter und Salz; als ein Leckerbissen wird ein aus Mehl und Milch gekochter Brei geschätzt, der bei Wohlhabenderen mit geriebenem Lebkuchen bestreut ist. Bei einer solchen Lebensweise, die sich zugleich fern hält von jeder Unordnung und Unmäßigkeit, erreichen viele Riesengebirgler ein hohes Alter. Die gewöhnliche Lebensdauer beträgt siebenzig bis achtzig Jahre, aber auch neunzig, hundert Jahre alte Personen sind keine allzu große Seltenheit. Dabei sind diese Menschen noch im hohen Alter meist überraschend körperlich rüstig und geistesfrisch. In den Ehestand treten die meisten Riesengebirgler, sobald sie durch die Militärpflicht nicht mehr daran gehindert werden. Wie dies auch anderwärts bei der Landbevölkerung der Fall ist, stehen die beiden Gatten fast immer im gleichen Alter, ist das Weib selten einige Jahre jünger, als der Mann. Eine zahlreiche Familie wird als ein wirklicher Segen betrachtet, denn die Kinder sind leicht aufzuziehen, Nahrung und Bekleidung kosten wenig, und je mehr fleißige, rührige Hände eine Familie zählt, desto höher beläuft sich ihr Verdienst. Sobald die Kinder fest auf den Beinen stehen, greifen sie bei vielen Verrichtungen mit zu und unterstützen die Eltern. Darum lautet auch ein Sprichwort im Riesengebirge:

„Ormer Leute Segen

Es ne an Feld, es ei da Wiege gelegen.“

Gegen jedermann zeigt der Bewohner des Riesengebirges ein gerades, offenes und freundliches Wesen; selbst dem Fremden tritt er vielleicht mit einer gewissen Schüchternheit und Scheu, niemals

aber mit Mißtrauen entgegen. Unbefangener Frohsinn, große Lebhaftigkeit des Geistes, Lust an Neckereien verschönern das Leben, die Spottsucht, welche manche als Charakterzug anführen, ist niemals gar bössartig. Jedermann ist arbeitsam und thätig: der Mann, das Weib und sogar die Kinder, sobald sie nur einigen selbstständigen Gebrauch von ihren Händen und Füßen machen können, jedes greift zu und regt und rührt sich fast ohne Unterlaß. Die anstrengendsten Arbeiten übernimmt der Mann: er holt schwere Lasten aus dem Thale, mäht das Futter, knetet wohl auch das Brot und schwingt den Kolben, der den Stößel des Butterfasses bewegt, verfertigt die einfachen Hausgeräthe und bessert sie aus; die Weiber beschicken und melken das Vieh, bereiten Butter und Käse, kochen, waschen und reinigen und besorgen alle anderen leichteren Arbeiten. Das Bergsteigen sind alle von Kindesbeinen an gewohnt, sie beweisen darin eine große Ausdauer und ihre ganze Constitution hat sich darnach eingerichtet: feste Knochen, kräftige Muskeln und ein starker, untergesetzter Körper, der nie durch Wohlbeleibtheit an Beweglichkeit und Gelenkigkeit verliert. Alle Bewegungen sind lebhaft und energisch.

Bevor der Mensch seine Hütte so hoch hinauf an die Berglehne, ja bis auf den Kamm des Gebirges gesetzt und jedes Fleckchen Land, das sich nicht ganz ungeeignet hiezu erwies, urbar gemacht hatte; zur Zeit, als noch unabsehbare Waldungen die Höhenzüge überkleideten, durch Gestrüpp und Knieholz, durch Morast und Steingerölle noch keine gebahnten Wege führten und das Riesengebirge mitfammt dem Fsergebirge und den östlich gelegenen Bergketten eine einzige große Wildnis war, die der Wanderer nur mit Schaudern und Zagen betrat: beherrschte ein mächtiger Berggeist das Riesengebirge und die Gegenden am Fuße desselben bis weit in's Land hinein, auf schlesischer Seite sowohl, wie in Böhmen. Seinen Namen kennt jedes Kind nicht allein in Böhmen, sondern auch in ganz Deutschland und noch weiter, aber die Etymologen sind über seine Bedeutung und Abstammung noch nicht ganz im Klaren, und doch ist es ein gut deutscher Name: *Rübezah* l. Am wahrscheinlichsten und allgemeinsten ist

die Deutung: Zahl = Zage!, welches Wort sonst auch im Dialecte vorkommt und Schwanz bedeutet. Rübezahl hieße demnach soviel wie: Rübenschwanz. Karl Albert Freiherr von Schulenburg sagt *) „Rübe bedeutet etwas Beschimpfendes, aber nicht in Schlesien allein, denn in der Mark Brandenburg ist das Schimpfswort: „Alte Kunkel, alte Rübe,“ in Berlin „Dämliche Kiebbe“ gäng und gäbe. Rübezahl wäre somit ein Schimpfname, der mächtige Berggeist läßt sich ihn auch richtig nicht gefallen, er will „Herr Johannes“ oder „Schahhüter“ genannt werden. Einem Studenten, der den Namen „Rübezahl“ im Gebirge nur aussprach, drehte der erzürnte Geist ohne Erbarmen den Hals um.“

Die Herrschaft Rübezahls wird in unserem aufgeklärten Zeitalter nicht so allgemein mehr anerkannt, als noch vor einem oder zwei Jahrhunderten. Zwar verkünden berufene und unberufene Lyriker und alle Poeten der Riesengebirgischen „Fremdenbücher“ noch hergebrachter Maßen seinen Ruhm in Reim und Vers, allein überzeugungsvoller Glaube, der auch das Bekenntnis nicht scheut, herrscht nur noch bei Leuten, die in vereinsamten und versteckten Gebirgswinkeln wohnen, sonst spöttelt auch schon der gemeine Mann aus dem Volke über all das, was noch aus Großvaters Zeit berichtet wird, und begleitet die Erzählungen, mit denen er Reisenden aus Höflichkeit aufwartet, mit ironischen Bemerkungen. Wie sich auch anderwärts mancher über Gespenster lustig macht, den doch keine Macht der Welt dazu brächte, um Mitternacht einen Friedhof zu besuchen, so sitzt zulezt auch der Glaube an Rübezahl bei weitem fester und tiefer in der Seele der Gebirgsbewohner, als sie es zugeben wollen.

Die Deutung des Namens „Rübezahl“ mag noch bei manchem auf Bedenken stoßen, weniger oder gar nicht dürfte dies aber der

*) Die Section Riesengebirge des Gebirgsvereines für Böhmen hatte die Preisfrage ausgeschrieben: „Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe, seine Idee und die ursprünglichen Rübezahlmärchen. Die ersten drei preisgekrönten Arbeiten stehen in den schon genannten Mittheilungen, die erste von Ludwig Fr. Richter, die zweite von Joh. Böhm, die dritte von Albert von Schulenburg. Den vierten Preis erhielt Dr. K. M. Schranka.

Fall sein bei den Resultaten, zu denen die drei genannten Arbeiten betreffs des eigenthümlichen Wesens, der Herkunft und Abstammung des Berggeistes gelangt sind. Die Hauptpunkte sind in ein volles, helles Licht gestellt, und es spricht für die Richtigkeit der Argumentation, daß die ganz unabhängig von einander angestellten Untersuchungen in nichts Wesentlichem mit einander in Widerspruch gerathen, sondern übereinstimmen oder einander ergänzen.

Das imposanteste Gebirge Mitteldeutschlands mußte den alten Deutschen als Wohnsitz ihrer Götter gelten.

Der höchste Gott, dessen Verehrung bei allen Stämmen verbreitet war, hieß Wuotan (niederdeutsch Wodan, altnordnisch Odhin). Die Erinnerung an ihn lebt bekanntlich noch in vielen Gegenden in den Sagen von dem wilden Jäger und von dem wüthenden Heere fort. „Die alten Vorstellungen unserer Urväter von den Göttern,“ sagt Ludwig Friedrich Richter, „waren meistens einfach und natürlich. Die Sonne, welche auf der Erde das Leben erweckt, welche alles mit ihrem milden Hauche belebt, die Erde selbst, aus deren Schoß die nahrungsreichen Kräuter emporsprießen, die Gewitterwolke, aus der mächtig erfrischender Regen auf die dürren, versengten Gefilde herabströmt, diese und ähnliche Naturgewalten bilden den wesentlichen Inhalt der arischen Götterverehrung.“ Wuotan bedeutet die alles durchdringende, überall verbreitete Luft, vor allem aber die Luft in ihrer Regung, von dem leisesten Wehen und Fächeln bis zu dem wüthendsten Sturme. *) Wuotan waltet im Sturm der Elemente, aber er lebt auch in jeder Gemüthsbewegung, in der Begeisterung wie in der Raserei, in den zarten Empfindungen der Dichter und Liebenden, wie in der tobenden Kampfeswuth der Berserker und Wikinge, die alles vor sich niederwirft. Er ist die alldurchdringende, schaffende und gestaltende Kraft, von ihm kommen alle höchsten Güter und alle guten Gaben. Er wird oft geschildert als bekleidet mit einem weiten, blauen Mantel mit zwei Raben auf seinen Schultern (Gedanke und Erinnerung), während zu seinen Füßen Wölfe ruhen, aus denen

*) R. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 1878, S. 166 u. ff.

die spätere Sage Hunde gemacht hat. Das Pferd ist ihm vor allem heilig. Rübzahl lebt und webt in dem leisen, kühlenden Lüftchen, wie im Sturme und in den Wettern des Riesengebirges, er ist der Herr des Sonnenscheines und des Regens, darum flehten ihn Reisende um ein gutes Wetter an. Mehrere Sagen geben Rübzahl ein ähnliches Aussehen und eine ähnliche Tracht, wie dem Wuotan, ingeleichen liebt es Rübzahl auch, als Jäger in seinem Keviere herumzuschweifen, bald zu Fuß, bald zu Roß, bisweilen auch auf einem Wolfe reitend. Vor allem gleicht er dem höchsten Gotte als Freund und Beglückter der Menschen, als Spender von Gaben. Einen erschöpften, todmüden Wanderer stärkte er aus seiner Jagdflasche und brach ihm wilde Pflaumen von einem Bäumchen, deren Kerne pures Gold waren. Einer dürstigen Frau gab er Laub, das sich in Gold verwandelte, einem Mädchen Hobespähne, mit denen dieselbe Metamorphose vor sich gieng. Wie Wuotan seinen Speer verließ, so tauschte Rübzahl einem Wandersmanne einen Spieß aus, schenkte armen, ermüdeten Wanderern einen Stab, aus dem Goldstücke fielen, als er zerbrach. Rübzahl nimmt ferner die Gestalt eines Raben an, um besser beobachten zu können, verwandelt sich in einen Wolf, oder in einen Hund, oder in ein Pferd.

Aus dem Angeführten, womit die Beispiele keineswegs erschöpft sind, erhellt zur Genüge, daß Rübzahl mindestens ein Widerschein Wuotans ist, daß in dem Wesen des Berggeistes viele dem höchsten Gotte der Deutschen eigenthümliche Züge sich finden.

Wuotan genoß, wie erwähnt, bei allen Germanen die höchste Verehrung, sein Grundcharakter blieb sich gleich in der Vorstellung aller Stämme, aber dennoch war sein Bild kein ganz fixirtes. Weder die Poesie noch die Kunst hatte ihm eine genau bestimmte Gestalt verliehen, die durch die Zustimmung aller Germanen als die wahre, echte und unveränderliche sanctionirt worden wäre, viele Züge seines Wesens blieben schwankend und unklar, die Phantasie der einzelnen Stämme konnte sie frei und willkürlich formen und gestalten, je nach der Natur, welche die Völkerschaft umgab, nach ihren ethischen Anschauungen, die dem Wechsel unterlagen.

Die Sage von Rübezahl läßt sich nicht weiter zurückverfolgen, als bis ins sechzehnte Jahrhundert. Damals aber hatte das Christenthum schon längst den unbestrittenen Sieg über das Heidenthum davon getragen, waren schon längst alle heidnischen Erinnerungen verblaßt oder für die schöpferische Volksphtasie die Quelle neuer Gestalten geworden, und zwar solcher, in denen einerseits eine leicht erkennbare Ähnlichkeit mit den alten herrscht, andererseits manch fremder Zug sich findet, manches Neue, das ursprünglich nicht einmal im Reime da war. Die alten Götter der Deutschen waren Personificationen der Naturkräfte und der großartigsten, auffälligsten Erscheinungen der Natur. Mochte das Christenthum den Glauben an diese Personificationen als an wirklich existirende Wesen, welche die Natur und die Menschen beherrschen, auch untergraben, es konnte nicht zugleich die dichterische Kraft, welche jene Wesen geschaffen, ganz lahm legen, sie wagte es zwar nicht mehr Götter zu schaffen, weil die Lehre von dem einen Gott feste Wurzel in der Seele gefaßt hatte, aber sie schuf Gespenster, Dämonen, oder wandelte die alten Götter in solche um, und diese wurden vielleicht „Teufel“ genannt, weil die christlichen Priester die alten Götter für Söhne der Finsternis und der Hölle erklärt hatten, aber sie besaßen Charaktereigenthümlichkeiten, welche grundverschieden waren von denen der biblischen Teufel. Als Teufel wird auch Rübezahl manchmal aufgefaßt, Rübezahls Garten wird auch Teufelsgarten genannt, aber Rübezahl erweist sich fast immer als gutmüthig, rechtsliebend und menschenfreundlich — alles Eigenschaften, mit deren Gegentheil allein der echte Satan ausgestattet ist.

Rübezahl besitzt auch manche Ähnlichkeit mit Thor, Donar, dem Gotte des Donners und der Gewitter. Sein Erscheinen ist wiederholt von Krachen, Donner und Blitz, von Hagel und Schnee begleitet. Wie man die Schneefoppe als Wetterzeiger betrachtete, so sah man den Berggeist als Wettermacher an. Der Donnergott fuhr auf einem von Ziegenböcken gezogenen Wagen, ihm geheiligt war der Bär. Rübezahl führt Wurzel und Kräuter zu Markte auf einem Karren, vor den er einen Bock und einen Bären gespannt. Als er einmal reisenden Polaken begegnet, die einen Bären führen,

ist er höchlich erfreut, bewirtheet und beschenkt die Bärenführer. Seinen Durst zu löschen, thut Rübzahl gelegentlich einen so kräftigen Zug, wie ihn die Edda und nordische Sagen von Donar berichten.

Rübzahl gemahnt ferner an den Sonnengott. Bei der Sonnenwendfeier, den Johannisfeuern, symbolisirt heute noch ein Rad, das mit pechgetränktem Stroh umwickelt und angezündet wird, die Sonne. Rübzahl nimmt die Gestalt eines Rades an, als ein Fuhrmann ein solches bei der Heimkehr vom Wagner an einen Baum gelehnt hatte und ermüdet eingeschlafen war. Als der Mann erwachte, konnte er das Rad anfangs nicht von der Stelle bringen, dann aber stellte es sich von selbst aufrecht, rollte eiligst bergauf und bergan und trug endlich, durch die Luft fliegend, den Bauer vor seine Wohnung. Rübzahl spielt mit goldenen Kugeln und Kegeln, gibt goldene Pillen und Pflaumenkerne.

Es mögen noch mehr als drei Götter in Rübzahl zu einer einheitlichen Person verschmolzen sein, es scheint, daß zuletzt alle Erinnerungen an den alten Götterglauben von den Deutschen im Riesengebirge und in dessen Umgebung auf diesen Berggeist übertragen wurden, wie z. B. die verschiedenartigsten Schwänke und Schalkstreiche, von denen das Volk zu erzählen wußte, zuletzt alle dem Till Eulenspiegel auf das Kerbholz geschrieben wurden. Daher erklärt sich vielleicht auch die protensartige Natur Rübzahls. Er ist nicht an eine Erscheinungsform gebunden, er kann die mannigfaltigsten Gestalten annehmen, wie wir schon aus dem früher Gesagten ersehen haben. Er wurde gesehen als Jäger, auf einem wilden Schweine reitend, den Jagdspieß in der Hand, umgeben von einer Meute kläffender Hunde, er mischte sich unter die Menschen als Krämer und Gelddarleiher, er trug Mausfallen, Federspulen, Gemälde, Schminke, goldene Pillen, Perücken, die nachher zu Eselschwänzen wurden, Stiefel und Schuhe, Betten und Äpfel, Korallen und Edelsteine zu Markte. Viele Dinge, welche die Käufer von ihm erstanden, erschienen bei näherer Untersuchung als durchaus werthlos, als Kuchladen, Kieselsteine, Rübenscheiben, Glascherben, altes Fensterglas und anderes. Da wähten sich denn die meisten

betrogen und warfen ihren Einkauf unter Schimpfen und Fluchen weg. Wer ihn aber behielt, der war plötzlich reich geworden, denn alles hatte sich in eitel Gold verwandelt. Rubezahl zeigte sich ferner als Arzt, als Wurzelmann, als Schäfer, in der Mönchskapuze, als Bergmann, er half als Drehscher und entschädigte sich für seine Anstrengung dadurch, daß er die ganze Scheuer mitnahm, er vermietete sich als Holzschläger und warf einem Junker einen so gewaltigen Eichenstamm vor das Thor, daß der ganze Ausgang verbarricadirt war, er säete den armen, vielgeplagten Bauern Getreide und den reichen, hartherzigen Gutsbesitzern Unkraut, er saß als großer Frosch am Wege und schwebte in Gestalt einer rothen Kuh in den Wolken.

Rubezahl ist nicht nur ein Abbild Wuotans, Thors, des Sonnengottes und anderer, er trägt nicht allein viele wesentliche Züge der von allen Deutschen verehrten Götter, sondern er ist auch eine speciell schlesische Nationalgottheit, welche in der christlichen Zeit nicht zur Teufelsfrage mißbildet worden ist, sondern als Schutzgeist des Gebirges fast göttliches Ansehen bis in unsere Tage bewahrt hat. Auch die Eigenthümlichkeit der Natur des Riesengebirges spiegelt sich in seinem Charakter wieder. Heiterer Sonnenschein wechselt in den Bergen oft ganz unvermuthet mit Sturm und Unwetter, und mancher, der die Wanderung zur Schneekoppe antritt, während das Firmament in reinster Bläue glänzt, sieht sich plötzlich auf der Höhe des Gebirgskammes von dichtem Nebel umhüllt, so daß er kaum die nächste Hecke von Zwergkiefern erkennt. Und wie übermüthig und wie schnell wechselnd zeigen sich erst die Launen des Wetters im Frühlinge, Herbst und Winter! Bald flockt der Schnee herab in dichten Massen und hüllt alles in ein weißes Gewand, dann blickt wieder die Sonne vom reinen, wolkenlosen Himmel, und bald darauf erhebt sich ein Sturmwind, der gewaltige Schneelawinen in die Tiefe wälzt und die Wipfel der Bäume beugt, wie leichte Grasshalme, die heftigste Kälte wechselt wohl auch mit mildem Thauwetter, und bald schäumen und tosen die mächtig angeschwollenen Sturzbäche und reißen in ihrem ungestümen Laufe Felsblöcke und Steingerölle mit fort.

Darum erscheint auch Rübezahl als ein launenhaftes, übermüthiges, bengelhaftes Wesen, das den Menschenkindern manchen neckischen und rücksichtslosen Streich spielt. Aber wie der Riesengebirgler seine Berge liebt, so mühsam er sich auch seine Nahrung auf ihnen erwirbt und so oft ihn auch trotzige, unbehämbare Naturgewalten seine Ohnmacht und Hilflosigkeit fühlen lassen, so sieht er auch in dem Herren des Riesengebirges nicht bloß ein schreckhaftes, tolles Gespenst, sondern auch ein wohlwollendes, gütiges und menschenfreundliches Wesen.

Wie der Dichter in seinen vollendetsten und herrlichsten Gestalten uns die schönsten Vorzüge seines eigenen Wesens enthüllt, sein Hoffen und Lieben, sein tiefstes Denken und innerstes Empfinden uns offenbart, so erfährt in Rübezahl auch das ganze Seelenleben des schlesischen Volkes seine Veranschaulichung und poetische Verklärung: die gutmüthige Treuherzigkeit, der gesunde, oft etwas üppige Humor und die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die Sittreinheit und strenge Rechtlichkeit. Der Berggeist schützt die Heiligkeit der Ehe, er ist ein Freund und Helfer der Armen und Bedrückten, er züchtigt die Unbescheidenheit, die Grobheit und Frechheit, die Unsittlichkeit und Hartherzigkeit.

Endlich huldigt der Berggeist auch den jeweiligen Ansichten, Bestrebungen, Vorurtheilen, Neigungen und Abneigungen seiner Landsleute, wird in seinem Handeln von der Zeitrichtung beeinflusst. Im Reformationszeitalter macht er die Beichte lächerlich und verfährt unglimpflich mit den Pfaffen; um dieselbe Zeit beweist er seine Verachtung der elenden Gerechtigkeitspflege auf nicht minder derbe und drastische Weise, als Götz in Goethes Drama; während des dreißigjährigen Krieges soppt er die verhassten Schweden, wo er nur kann; noch in der folgenden Zeit theilt er die Abneigung der zäh am Alten hangenden Schlesier gegen das Tabakrauchen und spielt zwei leidenschaftlichen Rauchern einen derben Pöffen u. dgl. m.

Wie erwähnt, läßt Rübezahl sich am liebsten Schahhüter nennen, aber die Erzschätze des Riesengebirges sind gering, der Bergbau hat niemals einen ansehnlichen Theil der Bewohnererschaft

ernährt. Nennenswerth war der Betrieb des Bergbaues nur im sechzehnten Jahrhunderte. Jetzt wird noch an einigen Punkten, z. B. in Oberschmiedberg, Rothenzechau, Rohnau auf Eisenerz, Kupferkies und Arsen gebaut. Um 1511 kamen Bergleute aus Meissen nach Trautenau und legten auf dem „Hopfenberge“ ein Bergwerk an; im Jahre 1576 war im herrlichsten Thale des ganzen Sfergebirges am Fuße des Kupferberges ein Zinnerzlager entdeckt worden. Bald kamen Bergleute bis aus dem Harze. 1584 gründete Melchior von Rädern das Bergstädtchen Neustadt auf der Herrschaft Friedland. Der dreißigjährige Krieg bereitete dem Bergbau hier wie anderwärts ein Ende. Auf dem Franzens-thaler Kamme, der sich vom Wolfskamme bis zur Iser erstreckt, wurde im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte nach Silber und Kupfer gegraben. Freiherr von Liebieg versuchte im Jahre 1855 die Wiederaufnahme des Bergbaues daselbst, stand aber auch bald wieder davon ab. Ein altes Bergstädtchen ist Freiheit, in der Nähe desselben wurde Silber und Gold gewonnen. Im Thale Peßer und im Kupagrunde schürfte man nach Arsen, Kupfer und Eisen.

Südmähren.*)

Geographisch kann Mähren nicht als ein Nebenland Böhmens bezeichnet werden. Zwar scheidet beide Länder kein steiles, nur wenige und beschwerliche Übergänge bietendes Hochgebirge, sondern ein allmählich ansteigendes Hochland, dessen mittlere Seehöhe nur 500 Meter beträgt, aber beinahe alle wichtigeren Gewässer fließen der Donau zu, die Hauptabdachung des Landes ist eine südliche, der meiste Handel und Verkehr geht nach Niederösterreich und für den Deutschmährer selbst im Norden des Landes hat Wien eine weit größere Anziehungskraft und Bedeutung als Prag. Auch Mährens Geschichte ist theilweise innig verknüpft mit den Schicksalen der Donauländer. Ein Streifen Landes an der südlichen Grenze ist auch von demselben Volksstamme bewohnt, wie Niederösterreich. Dieser Streifen geht über Frain, Znaim und Dürnholz bis östlich von Nikolsburg.

„So weit die Geschichte Mährens hinaufreicht, sie findet die Deutschen im Lande,“ sagt B. Dudík. An der Thaja erscheint als die älteste deutsche Ansiedlung das im Jahre 1210 nach deutschem

*) S. Zur Geschichte des Deutchthums in Osterreich-Ungarn. Von Christ. Ritter d'Elvert, XXVI. Bd. der Schriften der hist. stat. Section der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Znaim und seine Umgebung. Znaim 1879. Die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Thajabodens bei Znaim. Von Fr. von Friedensfeldt. Derselbe unterstützte den Verfasser auch durch briefliche Auskunft und Mittheilungen auf das Liebenswürdigste. Über den Weinbau im Znaimer und Poslowitzer Gerichtsbezirke. Von Joh. Haase. Wanderungen durch die österr.-ung. Monarchie. Von Dr. Fr. Umlauf.

Rechte ausgefetzte Dorf Gnadersdorf. Zehn Jahre später wurde Frischau, dann Brittlach und Kostel von deutschen Colonisten gegründet, die von den Welehrader Mönchen in's Land geladen worden waren. Auch die deutschen Ortschaften Eisgrub und Maidenburg werden schon im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts genannt, und etwa dreißig Jahre später waren die Gegenden um Frain, Hohenstadt, Gewitsch durchwegs von Deutschen besetzt. Im ganzen Süden Mährens waren bereits im dreizehnten Jahrhundert Deutsche dort ansässig, wo sie jetzt wohnen. Gegen das Ende der Regierung Ottokars II., der auch in Mähren das Colonisationswerk gewissermaßen vollendet, war ein Drittel des Landes und die bedeutendsten Städte in den Händen der Deutschen.

Unter allen Städten Südmährens ist die am Ausgange des engen, romantischen Thajathales auf einer kühn ansteigenden und dann in eine weite Ebene sich verflachenden Anhöhe gelegene Stadt Znaim die wichtigste. Einer Burg Znoym wird urkundlich zum erstenmale gedacht im Jahre 1048. Bei derselben breitete sich ein Burgflecken aus, der, nicht durch Mauern geschützt, allein durch das Vorrecht, daß in ihm Märkte abgehalten werden durften, sich von einem Dorfe unterschied. Die Stadt Znaim wurde erst um das Jahr 1226 von Ottokar I. gegründet. Deutsche Einwanderer aus Sachsen, Baiern und Thüringen brachten das deutsche Weichbildrecht mit. Mauern erhielt die neue Stadt erst im Jahre 1260 durch Přemysl Ottokar II., der sich gern hier aufhielt und das neue städtische Gemeinwesen auf jede Art förderte und begünstigte. In Znaim ruhte auch bis zu ihrer Überführung nach Prag (im Jahre 1279) die Leiche des unglücklichen Böhmenkönigs. Nach dem Erlöschen des Přemyslidenhauses (1306), während der Kämpfe Friedrichs des Schönen und Heinrichs von Kärnthens um den erledigten Thron, wurde Znaim hart belagert und hierauf den Osterreichern verpfändet. Heinrichs Nachfolger in Böhmen bemühte sich um die Rückstellung der verpfändeten Stadt, dieselbe erfolgte aber erst nach der Schlacht bei Mühldorf (1322). Nach mehreren Jahrzehnten glücklicher Friedenszeit wurde Znaim von Belagerung, Brand und Verwüstung schwer heimgesucht, als zwischen den

Söhnen des Luxemburgischen Landgrafen Johann von Mähren, Jodok und Prokop, ein erbitterter Zwist ausgebrochen war. Bei den Wirrnissen jener Zeit hatte sich zuletzt eine freche, weit und breit gefürchtete Räuberbande unter dem Commando des Burghauptmannes Hynek von Kunstadt, der im Volksmunde den Beinamen des „dürren Teufels“ führte, festgesetzt. Ruhe und Ordnung und der zerrüttete Wohlstand wurden allmählich wiederhergestellt unter der weisen Regierung Albrechts V., des späteren Kaisers Albrecht II., der im Jahre 1422 Mähren in Folge seiner Vermählung mit der Tochter Sigismunds erworben hatte. Schwer zu leiden hatte Znaim während der Hussitenkriege. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verdrängte auch hier das Lutherthum den Katholicismus fast vollständig, die Schlacht am weißen Berge aber hatte auch in Znaim die Wiederherstellung und schließlich die Alleinherrschaft der katholischen Confession zur Folge. Im dreißigjährigen Kriege war Znaim der Werbepplatz und Sammelpunkt für das Heer, das Wallenstein als sein zweites dem Kaiser zuführte. Dreizehn Jahre später wurde die Stadt von den Schweden unter Torstenson gebrandschatzt. Eine ansehnliche Contribution mußte Znaim und das nahe Kloster Bruck im Jahre 1742 an den großen Preußenkönig Friedrich II. zahlen. Im Jahre 1805 nahm Napoleon nach dem Gefechte bei Schöngrabern zwischen Russen und Franzosen in Znaim Quartier. Nach der Schlacht bei Wagram kam es am 10. und 11. Juli 1809 bei Znaim zu einem hitzigen Treffen zwischen Österreichern und Franzosen. Am 11. Juli wurde um Mitternacht im Zuckerhandler Maierhose, wo Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, ein Waffenstillstand abgeschlossen, der zum Wiener Frieden führte.

Da Znaim hart an der Sprachgrenze liegt, so werden hier, wie in allen derartig gelegenen deutschen Städten, in der jüngsten Zeit energische Anstrengungen gemacht, den deutschen Charakter der Stadt zu verwischen. Die Gründung einer Beseida und die Errichtung einer czechischen Volksschule sind die ersten Vorarbeiten hiezu. Die Bürgerschaft ist, bis auf einzelne, in den letzten Jahren zugewanderte Gewerbsleute, deutsch. Von dem regen geistigen

Leben der Stadt, die ein deutsches Staatsgymnasium, eine deutsche Landesoberrealschule, eine vom Znaimer landwirthschaftlichen Verein im Jahre 1868 gegründete Acker- und Weinbauerschule, eine Fachschule für Thonindustrie und verwandte Gewerbe, eine Bürgerschule für Mädchen und 5 Volksschulen hat, geben die im Jahre 1869 gegründete Volksbibliothek und die im Jahre 1878 erfolgte Errichtung eines Stadtmuseums ehrendes Zeugnis.

Südöstlich von Znaim, kaum eine halbe Stunde Weges von der Stadt entfernt, liegt an der Thaja Klosterbruck, ein ehemaliges, von Josef II. aufgehobenes Prämonstratenserstift. Die stattlichen Gebäude dienen jetzt als Militärcaserne. Klosterbruck wurde im Jahre 1190 von dem Böhmenherzoge Otto und seiner Mutter Maria gegründet und mit Gütern und Vorrechten überaus reich ausgestattet. Die Mönche erwarben sich bald um die Cultur der Gegend große Verdienste durch die Anlage von deutschen Dörfern. Schon von den ersten Ordensbrüdern sollen Rheinländer berufen worden sein, um an den Thaja-Ufern den Weinbau einzuführen. Die Gemeinde Urbau soll die älteste Ansiedlung in dieser Gegend sein. Diese Gemeinde mußte auch ihre alten deutschen Gerechtsame bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu behaupten. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß der Weinbau an der Thaja schon bekannt war, bevor die Prämonstratenser-Mönche nach Bruck kamen. Das Znaim-Foslowitzer Weingebirge bildet den nördlichen Abschluß des niederösterreichischen Weingeländes.

Die gegen die Thaja abfallenden Ausläufer des Mannhartsgebirges und des böhmisch-mährischen Grenzgebirges sind durch Höhenzüge zum Theile vor den rauhen Nord- und Ostwinden geschützt und eignen sich daher schon durch ihre mildes Klima für die Weingärtnererei. Der Boden läßt sich schon anfangs März bearbeiten, der Sommer ist warm und trocken und die Winterkälte pflegt sich erst Ende November einzustellen. Leider sind Frühjahrsfröste häufig. Man rechnet im Durchschnitte für jedes vierte Jahr eine durch die Maifröste arg geschädigte Weinernte. Das Erträgnis eines Weingartens ist oft ein unverhältnismäßig geringes. Und wie viel Arbeit und Sorgfalt erfordert die Cultur

der Rebe! Soll ein Weingarten angelegt werden, so muß das dazu bestimmte Feld mit Gräben von anderthalb Schuh Breite und Tiefe, welche zwei Schuh von einander abstehen, durchzogen werden. Ende Februar und anfangs März werden die zum Setzen ausgelesenen Schnittreben (sogenannte Sturzreben) vom Mutterstocke getrennt und in einer mit Moos und Erde bedeckten Grube durch wiederholtes Begießen zum Antreiben gebracht. Vorsorgliche Wirthhe schneiden schon anfangs December die zum Auspflanzen geeigneten Reben aus den Weingärten aus und überwintern sie in frostfreien Kellern. Im Mai oder Juni werden nach einem ausgiebigen Regen die Rebsetzlinge aus der Grube genommen und in die Gräben eingesetzt. Die Gräben werden dann mit der aufgehobenen Erde verschüttet, so daß die eingepflanzten Setzlinge mit zwei bis drei Augen über die Oberfläche hervorragen. Vom zweiten Jahre an werden die Rebsetzlinge auf ein bis zwei Augen zurückgeschnitten, erhalten im vierten Jahre Pfähle, tragen aber erst im fünften oder sechsten Jahre so viel, daß sie, wie der Volksmund sich ausdrückt, die Pfähle zurückzahlen. Nimmt man statt Sturzreben Würzlinge, so tritt der Ertrag um ein bis zwei Jahre früher ein. Die Weingärten erreichen meist ein Alter von dreißig bis vierzig Jahren. Bei kräftiger Düngung, Verjüngung durch Bergraben der Weinstöcke und einer besonders günstigen Lage kann auch ein höheres tragfähiges Alter erzielt werden. Da die viele Arbeit, welche jeder Weingarten macht, manchmal in keinem rechten Verhältnisse zur Ernte steht, hat bei den Weinbauern der unmuthevollen Spruch Verbreitung gefunden:

Da, was ist das für ein Wesen,
 Viermal haun und einmal lesen!

Der Weinbau ist deshalb auch im Rückgange begriffen, jedoch ist er immerhin noch beträchtlich. Im Jahre 1873 hatte der Gerichtsbezirk Znaim ein Weingartenareale von 2.358 Joch, der Gerichtsbezirk Joslowitz von nahezu 652 Joch.

Gemeinden, deren Bewohner im Weinbaue fast ausschließlich ihren Erwerb finden, sind im Bezirke Znaim: Schattau, Urbau, Gnadersdorf, Raidling, Ronitz, Edelspitz und Effelée, im Bezirk

Joslowitz: Gnast, Zulb, Joslowitz, Klein-Olkowitz, Mizmanns. Durch besondere Güte zeichnet sich aus der nördlich von Znaim bei Zuckerhandl gebaute, der Kausenbrucker und der Schobesser Wein. Der zuletzt genannte wird am linken Thaja-Ufer zwei Stunden aufwärts von Znaim gewonnen. Vorherrschend ist die grüne Beltlinertraube, eine spät reisende Rebsorte, welche ziemlich reiche Ernten von mittlerer Qualität liefert. Eine gute Traube, die auf dem Obstmarkte dieser Gegend eine viel begehrte Frucht ist und nach allen Richtungen versendet wird, bietet der in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts eingeführte weiße Gutedel (Chas las d'or).

Die Dörfer der Weinbauern machen einen ziemlich nüchternen Eindruck, der ästhetische Sinn dieses behäbigen Völkchens ist nur wenig entwickelt. Die Häuser, aus Ziegeln und Steinen gebaut, bestehen meistens nur aus dem Erdgeschoß und bilden oft lange Zeilen. Sie sind von Weinkellern dicht umgeben. Ist eine Berglehne in der Nähe, dann sind die Keller in diese gegraben und laufen oft unter und über einander her. Meist sind nur die Kreuzungen der in das feste Erdreich gestochenen Gänge überwölbt. Vor dem Keller befindet sich gewöhnlich ein Schupfen zur Aufbewahrung der für den Weinbau nöthigen Geräthe. Da die Weinbauern sich in der Regel eines hübschen Wohlstandes erfreuen, mangelt ihnen ein gewisses Selbstgefühl niemals; sie verstehen das Ererbte zusammenzuhalten, sie wollen etwas gelten, sie lassen sich nicht leicht überreden und überweisen, sondern bleiben starrsinnig bei ihren Meinungen und Ansichten. Diesen Eigenschaften entspricht auch die äußere Erscheinung des Weinbauers: eine untersetzte, starcknochige Gestalt mit einem starken Nacken und einem kräftigen Schädel. Die Tracht besteht aus einem kurzen „Spenser“, Kniehose und hohen Stiefeln. Die blaue Leinwandshürze wird selten abgelegt. Das Haupt bedeckt ein kleiner Hut. Gastfreundschaft und Freigebigkeit sind die schönsten Tugenden des Weinbauers. Zumal zum Kirchweihfeste und zur Weinlese empfängt er gern Gäste, nicht bloß Verwandte, sondern auch Fremde aus der Stadt, und bewirtheht sie reichlich. Wehe dem Gaste, der nicht tapfer standhält mit dem

Wirthe, wenn im Weinkeller die verschiedenen Jahrgänge verkostet werden! Jede Zurückhaltung wird als Mißachtung gedeutet, und die Freundschaft ist für alle Zukunft verscherzt.

Wo im südlichen Mähren die sanft oder stellenweise ziemlich steil ansteigenden Ufer der Thaja nicht von Weinreben überkleidet sind, da und in den Seitenthälern breiten sich reiche Obstpflanzungen aus. In den Gärtnereien der Abtei Bruck dürfte zuerst die Obstbaumzucht in großartigerem Maßstabe betrieben worden sein. In größter Menge werden jetzt Kirschen und Pflaumen gezogen, Frühkirschen namentlich bei Pölktenberg, Zuckerhandl, Konitz, Poppitz, Raschetitz und Mühlfraun, Spätkirschen auch weiter nördlich, in sehr guten Qualitäten in den Ortschaften Niklowitz und Platsch, Pflaumen überall. Die Aprikose findet sich als Zwergbaum namentlich an und auf dem Mannhartsberge. Die Pfirsichbäume stehen meistens in Weingärten und liefern, wenn auch kleine und unansehnliche, doch sehr aromatische Früchte. Von Äpfeln und Birnen werden vorzügliche Sorten cultivirt, der Nußbaum und die Nispel sind häufig, auch Beerenobst, zumeist Johannes- und Stachelbeeren, wird unter halbstämmige Frucht bäume ausgepflanzt.

Ein ähnlicher Rückgang wie in der Weincultur läßt sich seit einigen Jahrzehnten im Anbau der Cerealien beobachten, dafür macht die Feldgärtnerei von Jahr zu Jahr erfreuliche Fortschritte und gewinnt eine immer größere Ausbreitung. Früher fast nur in den Ortschaften um Znaim heimisch, wird sie jetzt auch auf den Anhöhen nördlich von Znaim, dann auf dem Hochplateau gegen Lechwitz zu und in anderen Gegenden betrieben. Die wichtigste Culturpflanze, welche hier auch im Freien, und zwar auf großen Flächen in unzähligen „Scheiben“, gebaut wird, ist die Gurke. Die „Znaimer Gurke“ ist ein Handelsartikel geworden, der Weltruf genießt. Sie eignet sich, auch wenn sie noch jung und ganz klein ist, zum Einlegen und behält im eingesäuerten Zustande ihre schöne grüne Farbe. Der Gurkenhandel war vor etwa einem halben Jahrhunderte noch ein Nebengeschäft der Weinhändler. Als noch keine Eisenbahnen das fruchtbare Gelände

durchschnitten, sondern hunderte schwere Fuhrmannswägen die durch Znaim führende Reichsstraße, welche die beiden Handelsmetropolen Triest und Hamburg direct verband, zu einer der belebtesten Straßen Europas machten, da nahmen die Fuhrleute gelegentlich auch ein und das andere Fäßchen Gurken mit, der größere Weinabnehmer pflegte sie auch als Zugabe zu erhalten. Heute gibt es in Znaim eine ganze Reihe von bedeutenden Firmen, welche das Einlegen und Versenden der Gurken in großem Maßstabe betreiben. Und während der Gurkenzeit werden von eigenen Agenten aus den verschiedensten Gegenden ganze Waggonladungen Gurken auf dem Znaimer Markte angekauft. So wurden allein auf der Nordwestbahn im Jahre 1881 nach Wien 560 Tonnen Gurken (11.200 Zollcentner), nach Prag 230 Tonnen (4.600 Zollcentner), nach Jglau 34 Tonnen (680 Zollcentner), nach Budweis und den Stationen der Franz Josefsbahn 125 Tonnen (2.500 Zollcentner), nach Königgrätz 10 Tonnen (200 Zollcentner) verfrachtet.

Aber auch viele Arten Gemüse und sonstige Producte des Gartenbaues werden im freien Felde gebaut. Friedensfeldt schreibt darüber: „Auf größeren, tiefgründigen Bodenflächen, welche zeitlich im Frühjahr tief umgespatet worden sind, werden sofort nach beendeter Arbeit Samengemenge von Petersilie, Möhren, Salat, Spinat und mitunter auch Anis breitwürfig ausgesäet und die Ränder der Äcker oder der einzelnen Abtheilungen mit Futterrüben besteckt. Da nicht nur der Bauer diese Cultur betreibt, sondern beinahe jede Familie in den Thajadörfern sich ihren Lebensunterhalt hiemit verschafft, so ist es selbstverständlich, daß die meisten der mit diesen Producten bepflanzten Grundflächen gepachtet sind. Für die Benützung innerhalb eines Zeitraumes von 9 bis 10 Monaten wird ein Pachtbetrag von 60 bis 80 fl. per Joch gezahlt.“

Im Monate März, kaum daß sich der Boden für die Arbeit erschlossen hat, sieht man die Consortien der „Petersillente“, wie sie hier heißen, von Acker zu Acker ziehen, um mit ihren Messschnüren die gepachteten Gründe zu theilen, wobei sie so geschickt und praktisch vorzugehen wissen, daß kein Ingenieur die Theilung der einzelnen Antheile besser vornehmen könnte.

Mit dem ersten Reime des aufgehenden Samengemenges beginnt auch schon die weitere Arbeit, und das fortwährende Säen, sowie das Krümmeln der Oberfläche des Bodens, oft auch das Nachbauen von Sämereien, deren Reime von Frost oder Insecten gelitten haben, wechselt ab mit dem Einerten der verschiedenen, in ihrer Reife auf einander folgenden Gemüsegattungen und hält so den Landmann bis spät in den Herbst hinein in Athem. Oft sieht man noch im Monate November, unter bereits gefallenem Schnee, die Leute den Rest ihrer Ernte, gewöhnlich Petersilie und Rüben, einheimfen. In den Wintermonaten werden die Petersilienwurzeln sortirt, gereinigt, in Buschen gebunden und so für die Ablieferung an die Käufer zurecht gemacht.

Zu bewundern ist der Fleiß, die Ausdauer und die Emsigkeit, mit der die Thajabewohner diesen Arbeiten das ganze Jahr hindurch, oft in sengender Hitze verschmachtend, und manchmal wieder mit vor Frost erstarrten Händen, obliegen. Jedermann, der diesen Fleiß kennen gelernt hat, muß den Thajabewohnern unter den Landbauern den ersten Rang einräumen.“

Wo der Boden am besten ist, besonders in den Thajaniiederungen, herrscht, wie gesagt, die Feldgärtnerei vor und werden am allerwenigsten Cerealien gebaut, Korn gewöhnlich nur für den Hausbedarf, daneben Gerste und wenig Weizen. Die alte Dreifelderwirthschaft wird nur in den nördlichen slavischen Gemeinden vorgefunden. An Wiesen ist der Thajaboden arm, die Viehzucht ist daher wie überall in weinbautreibenden Gegenden vernachlässigt. Der Bauer hält sich zwei, höchstens drei Kühe, die er auch zur Feldarbeit benützt. In der nächsten Umgebung Znaims, wo die Milch verwerthet wird, sieht die Bäuerin wenigstens darauf, daß die Kühe besser gehalten und genährt werden. Einen größeren Viehstand findet man aber ebenfalls nicht. Das schönste Vieh im ganzen Znaimer Bezirke wird in den Ortschaften des Jaispitzbaches um Proßmeritz herum gezogen. Dort dominirt die rothscheckige Berner Rasse, welche diese Gegend dem ausgezeichneten Zuchtmateriale im fürstlich Lobkowitz'schen Maierhofe in Gaiwitz verdankt. Im Frainer Bezirke herrscht eine weißhaarige Rindvieh-

rasse vor, welche von der Lavantthaler abzustammen scheint. Die größten Viehmärkte werden in der Stadt Znaim abgehalten, schwächere in Jarmeritz und Frain. Schweinmastung betreibt fast jede Familie für den Hausbedarf, hin und wieder wird auch Jungvieh geschlagen und das Fleisch eingepöckelt.

Die Thajaner sind ein kräftiger, hoch aufgewachsener Menschenschlag, gefellig, munter und lebhaftes Geistes, zugleich etwas leidenschaftlicher, jähher Natur, so daß Wortstreitigkeiten bald in Thätlichkeiten ausarten, aber sie sind auch bald wieder versöhnt. Da der Boden sehr fruchtbar ist, so ernährt seine Bebauung selbst eine ziemlich dichte Bevölkerung (Gerichtsb. Znaim, Umgebung 74 Personen, Gerichtsb. Joslowitz 77 auf einem Quadratkilometer), und die Industrie ist noch nicht eine allgemein nothwendige Erwerbsquelle.

In Znaim und in der nächsten Umgebung der Stadt ist nur die Thonwaarenfabrication von einigem Belang. Die meisten Arbeiter (gegen 200) beschäftigt die Fabrik künstlicher Backsteine in Schattau, ferner bestehen noch Thonwaarenfabriken in Znaim, Krawaska und Frainersdorf. Das hier erzeugte Steingut-, Steinzeug- und Braunkochgeschirr ist von vorzüglicher Qualität, auch die erst seit einigen Jahren eingeführte Fayence- und Majolikafabrication hat sich ein gutes Renoméee erworben. Überdies gibt es mehrere Dampfmühlen, Bräuhäuser und Spiritusbrennereien, aber es sind keine großartigen Anlagen.

Aus dem Dorfe Poppitz, nahe bei Znaim, stammt der geistvolle Romanschriftsteller Charles Sealsfield (Karl Postl, geboren am 3. März 1793, gestorben am 26. Mai 1864), Verfasser von „Der Legitime und der Republicaner“ (3 Bände), „Transatlantische Skizzen“ (2 Bände), „Der Virey und die Aristocraten“ (2 Bände), „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“ (6 Bände), „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften“ (5 Bde.), „Das Kajütenbuch“ (2 Bde.), „Süden und Norden“ (3 Bde.) u. a.

Östlich von Znaim, am Fuße der Polauer Berge, liegt Nikolsburg, die Geburtsstadt zweier verdienstvoller Schriftsteller: Josef von Sonnenfels und Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann).

Das Wirken Sonnenfels' sollte bei den Deutschen Österreichs allzeit in gutem Andenken bleiben. Die Ausbildung der deutschen Sprache und die Aufklärung seines Vaterlandes hat ihm viel zu verdanken. Durch verschiedene dramaturgische Arbeiten, namentlich durch seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne“ wurde Sonnenfels auch der Reformator der deutschen Bühne Österreichs. Seine Schrift „Über die Abschaffung der Tortur“ (Zürich 1775) und seine begeisterte Beredsamkeit bestimmten die edle Kaiserin Maria Theresia die Folter aufzuheben und mancherlei Verbesserungen im peinlichen Rechte und in der Polizei einzuführen. Trotz vieler Verleumdungen und Verdächtigungen behielt Sonnenfels immer das Vertrauen seiner Regentin, wurde von ihr in die Hofkanzlei berufen und im Jahre 1810 zum Präsidenten der k. k. Academie der bildenden Künste ernannt.

Hieronymus Vorm, der tiefsinnige, originelle Dichter und philosophische Denker lebt noch. Er hat seit dem Jahre 1873 seinen bleibenden Aufenthalt in Dresden genommen. Der vollständige Verlust seines Gehöres und in der letzten Zeit auch seines Gesichtes haben die Kraft und Energie seines Geistes nicht zu brechen vermocht. Beide großen Männer sind jüdischer Abkunft. Aus der Geschichte der deutschen Cultur in unseren Ländern alles streichen oder auch nur verkleinern und herabsetzen wollen, was Juden geschaffen, heißt in kurzfristigem und engherzigem Fanatismus manches verleugnen und preisgeben, was allen Deutschen, und nicht diesen allein, zum Heile geworden ist, heißt die schönsten Vorzüge unseres Volkscharakters aufgeben, nämlich neidlose Anerkennung alles Guten und Trefflichen, es komme, woher immer, und jene edle Humanität, welche bei keinem Volke so begeisterte Apostel und Anhänger gefunden hat, als es die großen Geistesheroen unserer Nation sind.

Nikolsburg betreibt Weinbau und beträchtlichen Handel mit Kalksteinen und gebranntem Kalk.

Nicht weit von Nikolsburg liegen die fürstlich Lichtenstein'schen Park- und Schloßanlagen von Eisgrub, welche zu den großartigsten und herrlichsten Europas gerechnet werden müssen. Der Park

hat einen Flächeninhalt von 250 Quadratkilometern. Mehr als ein Drittel des Parkes nehmen die vier Teiche desselben ein. Über die Thaja, welche den Park durchfließt, führen 150 Brücken. Zwei andere prächtige Herrensitze im Süden Mährens sind das am rechten Thajaufer, gegenüber dem Marktslecken, auf 145 Meter hohen, senkrecht in die Thaja abfallenden Felsmassen erbaute Alt- und Neuschloß Frain und das am linken Ufer des Schelletaubaches gelegene Schloß Böttau.

Doch wir dürfen nicht auf Burgen und Schlössern verweilen, wenn wir die deutsche Bevölkerung wollen kennen lernen. Der Adel unserer Länder, soweit er deutschen Stammes ist, hat sich, bis auf wenige Ausnahmen, von seinem Volke getrennt und verfolgt Interessen, die denen des Deutschtums schnurstracks zuwiderlaufen.

Brünn und Tglau.

Das Deutschthum hat in Mähren im Laufe der Zeit und besonders in den letzten Decennien empfindliche Einbußen erlitten und noch größere Verluste drohen. Heinrich Kirchmayr entwirft in seiner interessanten Broschüre „Besuch einer deutschen Sprachinsel in Mähren“ (Separatabdruck aus der Monatschrift Moravia) eine recht instructive Skizze der allmählichen Entnationalisirung jener Deutschen, die in kleinen Gruppen unter den Tschechen leben. Es fehlte den Deutschen nicht an zäher Widerstandskraft. „Im harten Ringen um seine Existenz, von Feinden umdroht, abgeschnitten und endlich selbst vergessen von seinen Brüdern, umringt von einem Volke, das seine Sprache nicht verstand, hat der deutsche Landmann sein Herz und seine Sprache treu zu bewahren gesucht, aber er war nie zu „germanisiren“ bemüht, ja er litt es ungern, wenn Kinder anderen Stammes sich ihres Volkes schämten und in freier Anerkennung seiner Überlegenheit sich ihm anschließen wollten.“ Jetzt trachtet niemand mehr nach einem solchen Anschlusse, wohl aber versteht man es „Söhne deutscher Eltern förmlich zu Janitscharen zu erziehen, um sie zum Kampfe gegen ihre eigenen Volksgenossen zu gebrauchen.“ Nicht allein die Geistlichkeit und die Beamtenschaft, auch die Lehrer sind in gemischtsprachigen Gegenden fast durchaus tschechischer Nationalität. Als Beleg sei nur ein Beispiel aus der genannten Schrift genommen: In den sechs deutschen Gemeinden in der Nähe der Stadt Wischau, in Tischechen, Gundrum, Rosternitz, Hobitschau, Lisowitz und Kutscherau, wo die Zahl der Schulkinder nahezu 600 beträgt, sind die Lehrer, vielleicht

einen einzigen ausgenommen, sämmtlich ihrer Muttersprache nach Tschechen. Die benachbarten Städte Wischau und Mustersitz haben utraquistische Schulen.

Aber wir wollen bei diesen betrübenden Thatsachen nicht zu lange verweilen, wir richten unsere Blicke auf die Hauptstadt des beinahe zu zwei Drittheilen czechischen Landes, auf Brünn. Daß es den Deutschen gelungen ist, diese wichtigste Stadt des Landes zu behaupten, muß dem Deutschthume im ganzen Lande einen starken Rückhalt gewähren. Eines solchen bedarf es allerdings auch höchst dringend, weil die Deutschen Mährens im Allgemeinen in noch viel innigere und mannigfachere Berührung mit den Tschechen kommen, als ihre Stammesgenossen in Böhmen, und noch viel weniger ein geschlossenes Sprachgebiet bewohnen.

Die Städte Mährens sind alle von den Deutschen gegründet oder wenigstens als städtische Gemeinwesen eingerichtet und erweitert worden. *) „Brünn, Olmütz, Znaim, Breslau (Lundenburg), Bisenz, Neustadt, Troppau, Grätz, Littau, Gewitsch, Jglau, Jamniz, Hohenstadt u. a. — sagt der um die Geschichte der Deutschen Mährens hochverdiente ehemalige Bürgermeister Brünn's, Hofrath Ritter d'Elvert — waren im dreizehnten Jahrhunderte Städte mit durchgängig deutschem Charakter und mit deutscher Sprache als Regierungs- und Verwaltungssprache, wenngleich nicht durchgängig mit deutscher Bevölkerung.“ Nach Mähren und Schlesien, wie zum Theile nach Böhmen, scheinen die ersten deutschen Ansiedler aus Flandern und überhaupt vom Niederrheine gekommen zu sein. Aus dem wallonischen und aus Reichs-Flandern wurden feinere Tuche, Sammt, Leinwand, Seidenwaaren, Teppiche, feinere Gold- und Silberwaaren ins Land gebracht. Der Handel gieng über Böhmen und Mähren nach Ungarn und Siebenbürgen. Flaudrischen Colonisten verdanken auch die beiden zuletzt genannten Länder größtentheils ihre ersten deutschen Ansiedlungen. Deutsche

*) S. d'Elvert: Schriften der historisch-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Bde. XIII. XV. XVI. XVIII. XXII. XXIII. und XXVI. Versuch einer Geschichte von Brünn 1828.

Bauern und Handwerker wurden auch von den Mönchen, den Prämonstratensern, Cisterziensern, Benedictinern und später durch die Ritterorden ins Land berufen, und die Klöster Gradiſch, Bruck, Rauniz, Trebitsch, Welehrad und zum Theil auch Raigern waren Pflanzstätten deutscher Cultur und deutschen Volksthum. Auch die Bischöfe von Prag und Olmütz begünstigten die deutsche Einwanderung, besonders, wie erwähnt, der Bischof Bruno (1245 bis 1281), der größte Colonisator Mährens.

Auf seine Anregung entstanden, abgesehen von vielen anderen, die deutschen Dörfer Mödritz, Schölschitz, Woskowitz und mehrere andere in der Umgebung von Brünn und Wischau.

Brünn verdankt seinen Ursprung einer slavischen Niederlassung, aber schon unter Markgraf Wladislaw (1197—1222) war daselbst eine so große Anzahl von deutschen Handelsleuten und Handwerkern ansässig, daß sie einen eigenen Stadttheil einnahmen und eine eigene Pfarrgemeinde (zu St. Jakob) bildeten. Ottokar I. erweiterte die Stadt, und bald wurden die neuen Ansiedlungen auch mit Mauern umgeben. Nach der Mongolennoth ertheilte Wenzel I. den Bürgern Brünns zur Belohnung ihrer tapferen Vertheidigung der Stadt die sogenannten *iura originalia*, das Brünner Stadtrecht. Die *iura originalia* sind nicht durchaus neuartige, erst von Wenzel I. verliehene Rechte und Freiheiten, sondern eine Verbesserung und Erweiterung allmählich erworbener Gerechtigkeiten, der unabhängigen Gerichtsbarkeit, des Markt- und Münzrechtes, der Freiheit der Person und des Eigenthums vom slavischen Rechte, des Meilenrechtes, der Mautfreiheit und anderer. Dieses Brünner Stadtrecht ist kein Ausfluß des Magdeburger Rechtes, sondern gehört in seinen Rechtsätzen und ihrem Ausdrucke einer südlichen Familie von Stadtrechten an. Es bewährte sich bald als ein kräftiger Hort bürgerlichen Strebens und Schaffens. Viele Städte bewarben sich um Erlangung dieses Rechtes, das Ansehen des Stadtrathes wuchs, die Schöffen hatten zahlreiche Rechtsentscheidungen zu treffen, welche die mit dem Brünner Rechte bewidmeten Städte erbaten. Und als Ottokar II. zu wiederholten Malen sein glänzendes Hoflager in Brünn aufschlug, strömten

auch viele Adelige in die Stadt und kauften sich an, dergleichen erwarben Klöster neuen Besitz, in der Burg wurden viermal des Jahres öffentliche Sitzungen des Landesgerichtes abgehalten, die Einwohnerzahl war in rascher Zunahme begriffen. Mit neuen Privilegien und Freiheiten wurde die Stadt von Wenzel II. begnadet. Den größten Aufschwung aber nahm, wie das Städteleben überhaupt, so Brünn insbesondere unter den Luxemburgern. Das „goldene Zeitalter Mährens“ unter dem Markgrafen Johann (1350—1375) war auch für Brünn die Periode des blühendsten Wohlstandes, der höchsten Macht und gemeinheitlichen Freiheit. Der Stadtschreiber Johann zeichnete im Jahre 1353 die „Urtheile und Weisthümer“ der Brüunner Schöffen auf. Diese Sammlung ist in einer kostbar geschmückten Handschrift noch im Brüunner Stadtarchive erhalten. Sie war in zahlreichen Abschriften über Mähren und Böhmen verbreitet, auch die Gerichte außer Brünn richteten sich nach diesen Rechtsbestimmungen, „sie wurden nachher die Grundlage der Umarbeitungen der Prager Stadtrechte durch M. Brictius von Licko (gedruckt im Jahre 1536) und Paul Christian Kolbin (gedruckt 1579) und somit eine Hauptquelle der städtischen Rechtskunde bis zum neuen bürgerlichen Gesetzbuche (1812).“

Schwere feindliche Belagerungen erfuhr Brünn im Jahre 1428 durch die Hufiten, im Jahre 1467 durch Georg von Podiebrad und im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Torstenson, die aber im Jahre 1645 unverrichteter Sache abziehen mußten. *) Die hufitische Herrschaft vernichtete das Deutschthum namentlich in den kleinen, national und sprachlich gemischten Städten Mährens, in Straßnitz, Pterau, Ungarisch-Osttau, Ungarisch-Brod, Krenstier, Gemitsch, Groß-Meseritsch, Groß-Bitesch, Eibenschitz, Trebitsch, Proßnitz und anderen. Die deutschen Vororte wehrten sich hartnäckig gegen die Slavisirung, allein auch der zäheste Widerstand mußte endlich gebrochen werden, da bis zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die czechische Sprache von Seite der Regierung als

*) S. Die Schweden vor Brünn. Von Chr. v'Elvert. Brünn 1845.

die einzige Landessprache anerkannt wurde. Noch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war in Brünn der größte Theil der Bevölkerung deutsch. Die Verzeichnisse der Rathsverwandten aus den Jahren 1592, 1610 und 1628 weisen fast nur deutsche Namen aus, und als die iura originalia übersetzt werden mußten, weil die Kenntniß der lateinischen Sprache seltener geworden war, wurden sie in die deutsche Sprache übertragen. Die czechische Sprache war aber trotzdem immer mehr zur Geltung gekommen.

Als endlich die unseligen Folgen des dreißigjährigen Krieges überwunden waren, der Zunftzwang, welcher die Entwicklung der Industrie hinderte, beseitigt wurde, Fabriken entstanden und unter dem Schutze einer Zollgesetzgebung, welche die Einfuhr aus der Fremde beschränkte, die Großindustrie sich heranausbildete: da nahm die Bevölkerung und der Wohlstand rasch zu. Während Brünn im Jahre 1786 nur 19.011 Einwohner zählte, hatte es im Jahre 1822 schon 34.672, im Jahre 1851 47.359 und im Jahre 1880 82.660 Seelen. Die Zahl der Einwohner überhaupt hat sich demnach im Laufe von etwa hundert Jahren mehr als vervierfacht, die Zahl der Juden aber ist mehr als achtzehnmal so stark geworden, als sie vor einem Säculum gewesen.

Brünn ist die bedeutendste Fabrikstadt Oesterreichs für Schafwollindustrie. Es liegen Berichte aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vor, nach welchen Brünnener Tuche als ein hochgeschätzter Handelsartikel in Breslau und anderwärts, namentlich in Ungarn, großen Absatz fanden. Jedenfalls reicht der Handel mit Tuch und die Tucherzeugung in Brünn noch in eine viel ältere Zeit zurück. Die erste Fabrik gründete die Regierung um das Jahr 1766, zur selben Zeit, als die Tabakpachtungs-gesellschaft eine Tabakfabrik errichtete. Die zweite Tuchfabrik entstand bald darauf, ihr Besitzer, Wilhelm Mundi, war als armer Arbeiter aus der Rheingegend nach Brünn gekommen. In dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren (1786—1806) stieg die Zahl der privilegirten Tuchfabriken auf 14. Neben diesen gab es noch 4 andere Fabriken: für Harvas, Seidenwaaren und türkische Feß (Galotten). Im Jahre 1841 bestanden in Brünn 32 Spinnereien mit 89.000 Spindeln,

24 Dampfmaschinen, und waren 18.300 Personen in der Schafwollindustrie beschäftigt. Die Production beschränkt sich beinahe ausschließlich auf die Verwendung von Streichgarnen und umfaßt die ordinärsten Qualitäten bis zu dem feinsten, im Handel vorkommenden Tuche, alle Arten von appretirten tuchartigen Waaren und das gesammte Gebiet der Stoff- und Modewaarenfabrication. Im Jahre 1851 wurde der Werth des erzeugten Tuches auf 15,704.960 fl. geschätzt. Brünn versieht mit seinen tuchartigen, appretirten Artikeln den größten Theil des Bedarfes der Monarchie. Außerdem hat Brünn auch Fabriken zur Erzeugung von Spiritus, Zucker, Öl, Kraxen, Maschinen, Leder und Papier, mehrere Dampfmühlen und Bierbrauereien. Der größere Theil der Fabrikarbeiter ist czechischer Nationalität, die Fabrikbesitzer aber sind Deutsche. Die Zuckerfabrik zu Seelowitz bei Brünn ist die größte ganz Mährens.

Eine Rivalin Brünnns in der Tuchindustrie war bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Stadt Iglau.*) Auch daselbst ist die Tuchmacherei uralte, aber sie kam erst recht empor, als der einst so großartige Bergbau in der Umgegend der Stadt immer mehr in Verfall gerieth.

Iglau gehört nicht unter die ältesten Städte des Landes, wie: Olmütz, Znaim, Prerau, Kostel, Lundenburg, Göding, Wischau, Zwittau, Kremsier, Gaya und andere. Noch im dreizehnten Jahrhunderte war Iglau ein Dorf. Der deutsche Ritterorden, der auch in Mähren manche deutsche Ansiedlung ins Leben gerufen, hatte in demselben eine Commende. Andere Commenden bestanden in Kosterlitz, Musterlitz, Kromau, Troppau und Jägerndorf. Der Bergbau muß schon vor dem dreizehnten Jahrhunderte in Aufnahme gekommen sein. Die ersten Bergknappen stammten wahrscheinlich aus Freiberg in Sachsen. König Wenzel erhob Iglau um das Jahr 1240 zur Stadt. In dem Kampfe Wenzels mit

*) Christian d'Elvert. Geschichte und Beschreibung der Bergstadt Iglau in Mähren. Brünn 1850. Deutsches Recht in Oesterreich im dreizehnten Jahrhunderte. Auf Grundlage des Stadtrechtes von Iglau. Von J. A. Tomaschek. Wien 1859.

seinem Sohne Přemysl Ottokar, der seinen Vater in der Prager Burg belagerte (1249), leisteten die Iglauer Bergknappen dem Könige treue und thätige Hilfe. Im Friedensschlusse, bei der Belehnung Přemysl Ottokars mit der Markgrafschaft Mähren, bedang sich Wenzel die halbe Berg- und Münznutzung Iglaus. Im Jahre 1250 verlieh Wenzel I. den Iglauer Bürgern und Bergleuten ein Stadt- und Bergrecht, welcher wichtigen Urkunde sein Sohn, der Markgraf, sein Siegel beidruckte.

Es gibt in ganz Deutschland keine älteren Berggesetze, als die Iglaus. „Das Iglauer Bergrecht ist das Mutterrecht der Berggesetzgebung von ganz Deutschland, die erste gesetzliche Vorschrift im Bergwesen, die wir kennen, zwar noch sehr dürftig, aber hinreichend schützend für Eigenthum und Priorität.“ Die Iglauer Statuten sind das Muster für die im Jahre 1278 von den Gebrüdern von Lichtenburg dem Bergwerke in Deutschbrod erteilte Bergordnung. Von den Urtheilen des Iglauer Schöppentuhles konnte in den böhmischen Provinzen nur an den königlichen Kämmerer und an den König selbst appellirt werden. Da aber der Iglauer Schöppentuhl die Kenntniz seiner Bergrechte als ein werthvolles Geheimnis betrachtete, deren Mittheilung verweigerte, weshalb Verwirrung und Rechtsunsicherheit einriß, so befreite König Wenzel II. die blühende Bergstadt Kuttenberg von der Obergerichtsbareit der Iglauer Schöppen und verlieh dieser Stadt ein eigenes Bergrecht, das sich aber auch in seinen Grundfäzen und wichtigsten Bestimmungen an das Iglauer Bergrecht anlehnt. Karl IV. bestätigte die Iglauer Bergrechte wiederholt (in den Jahren 1345 und 1359). Die Bergstadt Freiberg in Sachsen erbat sich im Jahre 1384 eine deutsche Abschrift der Iglauer Bergbauordnung. Das Stadtarchiv von Iglau bewahrt noch zwei Sammlungen von Urtheilen und Bescheiden des Bergschöppentuhles, den liber sententiarum Iglaviensium aus dem vierzehnten Jahrhunderte über Anfragen von Kuttenberg, Kolin, Caslau, Gule, Mies u. a. D. und einen Codex ähnlicher Entscheidungen aus den Jahren 1480 bis 1534. Die Berggesetze und Bergwerksordnungen Ferdinands I. und Maximilians II. im sechzehnten

Jahrhunderte, auf denen das gesammte östereichische und ungarische Bergrecht fußt, haben ihre Grundlage in den Iglauer Bergrechten.

Ottokar II. besichtigte im Jahre 1264 die Bergwerke Iglaus persönlich und verlieh gegen Bezahlung den Bürgern der Stadt die Goldwäschen zwischen Alt-Tabor und Iglau erblich als Bürgerlehen. Markgraf Karl dehnte im Jahre 1343 diese Bergfreiheiten auf drei Meilen im Umkreise und auf die Goldbergwerke in Seltschitz aus. Die Iglauer Bergleute schürften auf Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und andere Metalle. Aus den Zechenhäusern, Pochwerken, Schmelz- und Wohnhütten entstanden die Dörfer: Obergos, Pístau, Fußdorf, Bradlos, Goffau, Stadnitz, Birnbaumhof, Heinzendorf, Misching und Hilbertsdorf. Während der Hussitenkriege gieng der Iglauer Bergbau ein. Gleich im Anfange derselben strömten die Iglauer Bergleute zu den Fahnen Sigmunds. Die Stadt selbst behauptete sich gegen Žizka und erwehrte sich auch der Taboriten. Unter Kaiser Rudolf kam der Bergbau wieder einigermaßen in Betrieb. Die damals begonnenen Baue versielen aber während des dreißigjährigen Krieges. Einige Versuche zu Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte hatten keine günstigen Erfolge, an ein Wiederaufleben des Bergbaues ist nicht zu denken.

Der Bergbau war die erste Ursache des raschen Aufblühens der Stadt Iglau, nicht weniger trugen aber hiezu auch Handel und Gewerbe bei. Dem Handel kam unter anderem auch die günstige Lage Iglaus an der großen Handelsstraße, die aus dem Süden Europas über Wien, Krems, Iglau nach Deutschbrod, Prag und Deutschland führte, zustatten. Unter den Gewerben war das erste und bedeutendste die Tuchmacherei. Die Zahl der Tuchmacher stieg im sechzehnten Jahrhunderte bis gegen 700. Der Wohlstand, die Größe und Pracht der Stadt nahm in dem Maße zu, daß Iglau selbst den Vergleich mit mancher ansehnlichen deutschen Reichsstadt nicht zu scheuen brauchte. Keiner anderen Stadt des Landes waren zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts so viel Dörfer unterthan, wie Iglau. In Mähren besaß es die Dörfer: Stangendorf, Goffau, Hoffau, Obergos, Fußdorf, Pístau,

Kleinstudnitz, Hochdorf, Roschitz, Lutschen, Wilenz mit Porenz, Wolframs, Ranzern, Stannern mit Mitteldorf und Dürre, dann die öden Ortschaften Pfaffendorf, Falkendorf, Regenholz und Otten, Langpirnitz mit dem öden Lauczka, Zeisau mit Neustift und Poppitz, Solowitz; in Böhmen die Dörfer: Altenberg, Hilbertsdorf, Birnbaumhof, Hainzendorf, Misching, Ebertsdorf, das Gut Schrittenz mit den Dörfern Schrittenz, Selenz, Dobrenz, Schützen-
dorf, Scheibldorf, Unter- und Ober-Wieznitz und Posowitz, die Märkte Stöcken und Gießhübel, die Dörfer Simmersdorf, Petro-
weez, Lufau, Jesau, Trschings, Höfen, NeuhoF, Schippenhof, Rauneck, Steindorf und Schwanenhof. Die Erwerbungen in Böhmen verschafften der Stadt Iglau auch Sitz und Stimme in den Landtagen der böhmischen Stände.

In der Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses war Iglau allen übrigen Städten des Landes vorangegangen. Paul Speratus, der hochgebildete und begeisterte Anhänger und Verkünder der neuen Lehre, war im Jahre 1522 nach Iglau gekommen und hatte zahlreiche Proselyten gemacht. Der Stadtrath stellte ihn als Prediger an. Es wurden Verbindungen mit Melanchthon angeknüpft, das Schulwesen neu geordnet, eine Lateinschule errichtet. Iglau besaß im Jahre 1560 außer der Lateinschule zwei deutsche und eine „böhmische“ Knabenschule, eine Mädchenschule und mehrere Privatunterrichtsanstalten. Der Einführung der neuen Lehre verdankte Iglau auch eine Meisterfingergesellschaft. Ebenso erhielten damals Trübau und Schönberg Meisterfingerschulen.

Gerade hundert Jahre, nachdem die Stadt protestantisch geworden, begannen die Maßregeln zur Rekatholisirung und damit die Auswanderung zahlreicher Bürger. Einen noch furchtbareren Schaden fügte der Stadt die schwedische Occupation (1645—1647) zu. Die Bevölkerung Iglaus, welche im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Stärke von 13.000 Seelen erreicht hatte, war nach der Besetzung der Stadt durch die Schweden so zusammengeschmolzen, daß die Zahl der ansässigen Bürger nur 189 betrug. In der darauf folgenden Friedenszeit, welche volle hundert Jahre

dauerte, erholte sich die Stadt langsam von den tiefen und schweren Wunden, die der schreckliche Krieg geschlagen. Im Jahre 1668 gab es 444 Hausgeessene, 186 Inwohner und Gesinde, im Jahre 1719 zählte Jglau 6.360 Einwohner, 1794: 10.255, 1820: 12.325, 1846: 17.034, 1880: 22.201 (18.745 Deutsche und 3.450 Tschechen).

Auch die Tuchfabrication zeigte nach dem dreißigjährigen Kriege bald eine erfreuliche Zunahme, und der Aufschwung wäre gewiß ein noch günstigerer gewesen, wenn nicht der Zunftzwang unnatürliche Beschränkungen und vielfache Plackereien gebracht hätte. Die Zahl der Meister war genau begrenzt (500, dann 400, endlich wieder 462), der Einkauf der Wolle, der Verkauf der Waare und die Größe der Erzeugung waren genau normirt, alles Bestreben der Regierung war nur auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet, jeder Fortschritt galt für staatsgefährlich und revolutionär. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die drückenden Fesseln zerbrochen. Führte auch der siebenjährige Krieg einen empfindlichen Rückgang in der Tucherzeugung herbei, so schwang sich dieselbe doch bald wieder auf, als im Jahre 1768 Militär-Deconomie-Commissionen errichtet wurden, deren Aufgabe es war, die Armee mit Montur und Ausrüstung zu versehen. Im Jahre 1778 erhielt auch Jglau eine solche, welche hier als Hauptcommission bis zum Jahre 1783 verblieb. Als dieselbe in dem genannten Jahre nach Brünn verlegt wurde, blieb wenigstens eine Filialcommission in Jglau zurück, bis zum Jahre 1793. Eine glänzende Periode war für die Tuchfabrication die Zeit der Continental Sperre (1810 und 1811), den höchsten Stand erreichte die Production im Jahre 1827, seitdem geht sie stetig herab. Als Ursachen dieses Rückganges führt d'Elvert an: die Entfernung der Deconomiecommission von Jglau, die Ueberlassung der ärarischen Tuchlieferungen an Großlieferanten um die niedrigsten Preisangebote, wodurch die einzelnen Meister zu Lohnarbeitern der ersteren herabsanken, die schrankenlose Creditgebung, die infolge dessen übertriebene Tucherzeugung, endlich die Versperrung der Absatzwege in's Ausland.

Doch ist Iglau heute noch eine wichtige Industriestadt. Es besteht daselbst eine k. k. Cigarrenfabrik mit 2600 Arbeiterinnen, ferner Thonwaaren- und Zündhölzchenfabriken, Glas Schleifereien, eine große Bierbrauerei und zwei Dampfmühlen. In dem nahen Dorfe Altenberg ist eine große, vor dreihundert Jahren gegründete Papierfabrik, die Mutteranstalt aller Papierfabriken in Böhmen und Mähren.

Die Bevölkerung Iglaus und der deutschen Umgegend ist ein schöner, kerniger und kräftiger Menschenschlag. Sie hat nicht allein die deutsche Sprache treu bewahrt, sondern zum großen Theil selbst ihre kleidsame Volkstracht. Frauen und Mädchen haben um den Kopf ein rothes oder buntes Tuch so geschlungen, daß ein Theil des Tuches den Kopf bis in die Stirn umschließt, während der andere Theil als ein kunstvoll gewundener Zipfel über den Rücken niederfällt; eine schwarze Jacke mit vielen Metallknöpfen und mit rothen Maschen umhüllt die Taille. Im Sommer tragen die Mädchen statt der Jacke auch ein Leibchen, das nur bis unter den Busen reicht. Den Oberkörper bedeckt ein weißes Hemd mit kurzen, hochaufgebauschten Ärmeln und einer gefältesten Krause am Halse. Die Träger des Leibchens sind über der Brust mit rothseidenen breiten Bändern verbunden. Ein blauer Rock über vielen Unterröcken, darüber eine schwarze oder dunkelblaue weite Schürze, reicht bis zu den halben Waden. Diese sind mit rothwollenen Strümpfen bekleidet. Die Männer tragen kurze Jacken, hohe Stiefel und ziemlich breitkrämpige Filzhüte. Unser Kaiserhaus und die reichsten und besten Familien Wiens beziehen ihre Ammen aus der Iglauer Gegend.

Die Schönhengstler.*)

Die größte deutsche Sprachinsel im czechoslawischen Gebiete ist der mit seinem größeren Theile zu Mähren, mit seinem kleineren zu Böhmen gehörige Schönhengstgau. Ficker**) bestimmt die Grenze desselben folgendermaßen: „Die Umfangslinie beginnt bei Oberlichwe nördlich von Wildenschwert in Böhmen, zieht dann über Landskron gegen Hochstein, läuft längs des Olmütz-Trübauers Flügels der nördlichen Staatsbahn nach Müglitz und dem sprachlich gemischten Loschitz herab, wendet sich hier südwestlich nach dem gleichfalls gemischten Gewitsch, überschreitet bei Brünnlitz die Brünn-Prager Bahn und kehrt über Schönbrunn, Niegersdorf, Hopfendorf, Lauterbach zu ihrem Ausgangspunkte zurück.“

Der Name rührt, wie schon erwähnt, vom Schönhengstgebirge her, welches das etwa 21 Quadratmeilen große Ländchen von Süden nach Norden in zwei ungleiche Hälften theilt. Die größere fällt nach Osten, die kleinere nach Westen ab. Die Bevölkerung ist fränkischer Abstammung, vielleicht mit Ausnahme der in den Ortschaften um Abtsdorf und Landskron in Böhmen Wohnenden, welche von einigen für Nachkommen der Hermunduren gehalten werden.

*) Die meisten und wichtigsten Mittheilungen verdankt der Verfasser der Güte des um die deutsche Sache in Mähren im Allgemeinen, und besonders im Kuhländchen und Schönhengstgaue hochverdienten Dr. F. Kupido, k. k. Notars in Mähr.-Trübau. Seine Angaben sind zum großen Theile hier wörtlich benützt.

**) Die Völkerstämme der österr.-ung. Monarchie, ihre Gebiete, Grenzen und Inseln. Wien 1869.

Landskron führt den Namen: Corona Hermundurorum. Die nördlicheren Ansiedlungen dürften älteren Datums sein, als die südlichen. Deutscher Dörfer im Süden von Gewitsch gedenkt schon eine Urkunde des Markgrafen Ottokar (des späteren Königs Ottokar II.) aus dem Jahre 1258. Diese, in einer Urkunde Georgs von Podiebrad von 1465 im Gewitscher Stadtbuche citirt, besagt unter anderem, daß dreizehn um Gewitsch gelegene Weiler der Gerichtsbarkeit dieser Stadt untergeordnet sein sollen „videlicet Kornicz, Alben-
dorf, Arnoczdorf, Dörflein, Ernsteindorf, Brosam, Hartungsdorf, Merginczdorf, Unroc, Niederunroc, Mitterdorf, Urzedel, Neubranow et silvae dictae Branerwald.“ Diese Ortschaften, weil deutsch benannt, müssen alle einst eine deutsche Bevölkerung gehabt haben. Heute sind nur noch Kornitz, Dörfles, Vorder- und Hinterehrendorf deutsch, Alben-
dorf, Brohsen, Hortinkau, Březinek, Unrütz, Mitterdorf, Hausbrunn und Braundöhlhütten sind slavisiert. Die Ortschaft Kornitz wurde im sechzehnten Jahrhunderte, nachdem der „schwarze Tod“ die ganze Bewohnerschaft hingerafft hatte, von Niederösterreich aus neu besiedelt. Ganz deutsch ist der Gerichtsbezirk Zwittau: es wurden nur 851 Tschechen gegenüber von 21.227 Deutschen gezählt. Unter den 15 Gemeinden desselben ist die größte die Stadt Zwittau (6.351 Einwohner). Vom Gerichtsbezirke Mährisch-Trübau weist die Volkszählung 27.764 Deutsche und 2.272 Tschechen aus. Sprachlich gemischt ist die Bevölkerung nur in Alt-Türnau und dem Markte Türnau, czechisch in 2 Ortschaften, rein deutsch sind 35 Gemeinden. Trübau hat 6.056 Einwohner. Von den 30 Gemeinden, welche den Gerichtsbezirk Gewitsch bilden, sind nur 4 deutsch, 3 gemischt. Die Gesamtsumme der Deutschen beträgt 3.063. Vom Gerichtsbezirke Hohenstadt gehören 10 rein deutsche Gemeinden und das gemischte Hohenstadt, welches etwa 1000 Deutsche und mehr als doppelt soviel Tschechen zählt, zum Schönhengstergebiete mit 6.751 Deutschen. Der Gerichtsbezirk Müglitz hat 21 deutsche und 2 gemischte Gemeinden, die Summe aller Deutschen: 17.760. Vom Gerichtsbezirke Schilberg gehört nur Schönwald mit 624 Einwohnern hieher, die anderen deutschen Gemeinden sind durch die einzige slavische

Ortschaft Zottkittel vom Schönhengstler Ländchen abgegürtet. In Böhmen gehören dazu die deutschen Gebiete der Bezirkshauptmannschaft Landskron mit 27.058, der Bezirkshauptmannschaft Leitomischl mit 15.277 und der Bezirkshauptmannschaft Politzka mit 9.549 deutschen Bewohnern. Das gibt also für das ganze deutsche Schönhengstler Ländchen eine Einwohnerzahl von 129.073. *)

Die bedeutendsten Orte sind Mährisch-Trübau und Zwittau, beides gewerblustige Städtchen, welche an dem industriellen Aufschwunge der Neuzeit verhältnismäßigen Antheil genommen und demselben einen erfreulichen Wohlstand verdanken. Cines Dorfes Trübau geschieht schon zu Beginn des zwölften Jahrhunderts Erwähnung, Přemysl Ottokar II. erhob es zur Stadt. Es bestehen daselbst eine Leinwand- und Kattunfärberei und Druckfabrik, eine Blau- und Schwarzfärberei, eine mechanische Weberei, zwei Seidenwebereien, zwei Metallgießereien, zwei Bräuhäuser, Brantweinbrennereien und Mühlen. Zwittau, das seinen Namen von dem Flüsschen Zwittawa hat, soll der Sage nach im elften Jahrhunderte von der Gemahlin des Böhmenkönigs Bratislaw gegründet worden sein. Historisch fest steht, daß hier im dreizehnten Jahrhunderte unter Bischof Bruno eine deutsche Colonie angelegt und zur Stadt erhoben wurde. Weit und breit geschätzt ist der Zwittauer Barchent, der zum großen Theile nach den Alpenländern, nach Ungarn und Galizien ausgeführt wird. Die Baumwollweberei bietet Ersatz für die Tuchmacherei, die noch vor etwa sechzig Jahren die Hauptbeschäftigung der Einwohner ausmachte, jetzt aber ganz und gar eingegangen ist. Die Weberei wird, mit Ausnahme der mechanischen Webereien von Baudisch und Preßfreund, nicht fabrikmäßig betrieben, sondern auf Handwebestühlen. Auch die Leinenerzeugung darf nicht unerwähnt bleiben. Seidenwaarenfabriken gibt es noch im mährischen Theile des Gaues zu Brüßau, Chrostau und im böhmischen Theile zu Hinterwasser. In der Nähe von Brüßau sind mehrere

*) Dr. Rupido berechnet die Zahl der deutschen Schönhengstler nach den neuesten Angaben auf 141.607.

Papiermühlen und eine Spinnerei. Eine Papierfabrik hat auch Hinterwasser. Wegen seiner Leinwand- und Baumwollindustrie muß Greifenstein genannt werden. Im Trübauer Becken sind vier Kohlenbergwerke im Betriebe, in Neudorf, Uttigsdorf, Johnsdorf und Altbendorf. Die Gesamtproduction betrug im Jahre 1880 7.084 Tonnen, welche einen Geldwerth von 21.218 fl. repräsentirten. Der landwirthschaftliche Betrieb ist zumeist Vierfelderwirthschaft, selten Fruchtwechselwirthschaft. Der landwirthschaftliche Verein von Trübau und die Genossenschaft der Grenzbezirke Zwittau, Leitomischl und Politschka bestreben sich, den rationelleren Ackerbau zu fördern. Da zumeist Körnerfrüchte angebaut werden, deren Preis infolge der starken Concurrrenz amerikanischen Getreides und ungarischer Mahlproducte sehr gesunken ist, so macht sich ein Rückgang in der Wohlhabenheit der ländlichen Bevölkerung bemerkbar. Eine Dampfmühle bei Brüßau verarbeitet fast ausschließlich ungarisches Getreide und bringt daher dem Schönhengstler Bauer statt Verdienst nur Schaden. Am besten rentirt sich der Haferbau. Aus den höher gelegenen Gegenden werden große Mengen nach Müglitz zu Markte gebracht. Die Müglitzer Wochenmärkte haben für die ganze Gegend eine große Wichtigkeit, weil diese Stadt im Flachlande neben dem nach Westen auslaufenden Gebirge so recht mitten zwischen dem Weizen- und Haferboden liegt. Der Schönhengstler Bauer hält viel auf Pferde, ein „feisches Zeugel“ gehört zu seinen Schwächen. Doch hat diese Vorliebe für Pferde noch nicht dazu beigetragen, die Pferdezucht zu heben, wie in alten Zeiten werden heute noch die Pferde nur auf polnischen Märkten und dem Chrudimer Markte gekauft. Recht tüchtig und zum Zuge vorzüglich geeignet ist das Schönhengstler Hornvieh. Die Fleischanlage und Stärke desselben läßt nichts zu wünschen übrig. Die schon genannten landwirthschaftlichen Vereine trachten die Veredlung des Landschlages durch Stiere edler Rassen anzubahnen. Leider ist in manchen höher gelegenen Ortschaften Mangel an Viehfutter ein Hindernis dieser Veredlung, der Bauer bleibt da lieber bei dem leichteren, weniger Futter beanspruchenden, alten Landschlage. Die Schweinezucht wird fast gar nicht betrieben.

Man begnügt sich, die Schweine zur Mastung von fremden Schweinhändlern zu kaufen. Schafe werden nur auf einigen Meierhöfen gezüchtet.

In der Wohnung ist der Schönhengstler, wo möglich, ein Verschwender, denn die Bauern haben hier förmliche Steinburgen, die freilich zumeist noch in einer Zeit gebaut worden sind, in welcher das Material noch wenig kostete. Die Anlage ist nicht gerade zweckmäßig, weil alle Baulichkeiten in ein Viereck zusammengedrängt sind, so daß bei einem Brande das ganze Gehöfte verloren ist. Diese Bauweise entspricht aber ganz dem abgeschlossenen Wesen des Schönhengstlers, der alles beisammen haben und alles überwachen will, weshalb der Bauer zumeist bei einem kleinen Fenster schläft, das in den Hof hinausführt. Selbst in der neuesten Zeit weicht man bei Neubauten von der altväterischen Art nicht ab und wird dieselbe Material- und Raumverschwendung, wie früher, eingehalten, weil man überhaupt starr an dem Hergebrachten hält. In größeren Höfen ist ein gewölbter Säulengang keine Seltenheit. Die meisten Ortschaften ziehen sich an einem Bache, in einem Thale langgestreckt hin, die einzelnen Häuser oder Gehöfte liegen ordnungslos zerstreut, von Obstbäumen umgeben, wie eben im Allgemeinen deutsche Dörfer angelegt sind. Aus Balken gefügte, auf einem Unterbau aus Stein ruhende Gebäude sind selten, die meisten Häuser sind aus hartem Materiale aufgeführt.

Die Schönhengstler sind im Allgemeinen ein kräftiger, gesunder Menschenschlag von untersektivem Körperbau, starken Knochen und straffer Musculatur, abgehärtet und ausdauernd. Alte Autoren schildern die Männer als stark und groß, das weibliche Geschlecht als mittelgroß; bei letzterem heben sie namentlich die große Ähnlichkeit der Gesichtsbildung hervor, als charakteristisch die glatte Stirn, die blauen Augen, die stark aufgeworfenen Lippen, die dicken Backen, das spitze Kinn. Besonders junge Mädchen sind von strotzender Gesundheit, haben volle, rothe Wangen und kräftige, fleischige Arme. Betreffs der geistigen Anlagen erwähnen dieselben Schriftsteller nur, daß die Schönhengstler einen gesunden, geweckten Verstand haben und über Dinge, die sie angehen und

in ihrem Gesichtskreise liegen, richtig und treffend urtheilen. Der jetzt zumal bei der ärmeren Bevölkerung überhand nehmende Brantweingenuß beginnt diese gute Eigenschaft zu schwächen. Die Nahrung besteht zumeist in Brot, Erdäpfeln, Sauerkraut und Milch. An Sonntagen bildet Hirsebrei, in Milch gekocht und mit Lebkuchen bestreut, ein beliebtes Gericht. Rindfleisch wird nur hie und da in bemittelten Bauernhäusern an Festtagen, Raucherfleisch aber bisweilen auch an Wochentagen aufgetischt. Desto splendider geht es, namentlich in wohlhabenderen Gemeinden, bei Hochzeiten zu. Die Schmausereien, die damit zu enden pflegen, daß große Fleischbrocken und Bäckereien mit nach Hause genommen werden, dauern manchmal bis zum grauen Morgen. Hierbei holt sich ein jeder Inasse seinen Hochzeitskuchen aus dem Brauthause. In Kornitz wurden vor einigen Jahren bei einer Bauernhochzeit 8 Hektoliter Weizenmehl zu Bäckereien verbraucht.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten schildert „der Wanderer“ 1812 also:

Nach dem Frühstück geht der Hochzeitszug zur Kirche, zuerst der Bräutigam mit dem Brautführer, beide tragen große Kränze aus Glitter-Silberblumen und dgl. auf der linken Seite des Hauptes und in der linken Hand einen Degen mit Messinghandgriff, der mittelst eines gefalteten Tüchels über den Arm geschlagen ist. Diesen folgen alle Verwandten männlichen Geschlechtes. Die Braut ist von der Brautjungfer („Gespielin“ genannt) und der Brautfrau begleitet. Sie tragen brauntuchene, mit rothem Zeug gefütterte Mäntel, mit silbernen Knöpfen, und erstere beide die nämlichen Kränze, wie der Bräutigam und der Brautführer, auf dem Scheitel.

Ist die Copulation vorüber, so gehen alle in der nämlichen Ordnung, wie in die Kirche, ins Wirthshaus, wo so lange getanzet wird, bis sie zum Hochzeitsmahle abgerufen werden. Dieses wird von dem Brautvater gegeben. Der „Procurator“ weist dabei jedem Gaste seinen Platz an. Männer und Weiber werden durch besondere Tische von einander abgesondert, diese unter dem Voritze des Bräutigams bei einem, und jene unter dem Voritze der Braut

bei einem andern Tische. Ehe die Speisen aufgetragen werden, fordert der Procurator den Bräutigam auf, der Braut ein Geschenk auf ein Wiegenband oder einen Kinderbrei zu geben, mit der Vorstellung: wenn jemand einen Dienstoffoten miethe, so gebe er ihm einen Dienstgroschen; er hingegen habe sich eine Gehilfin zu seiner Wirthschaft auf lebenslänglich genommen, sie könne folglich mit mehr Recht Anspruch auf ein Geschenk machen. Der Bräutigam will sich dazu nicht verstehen, sucht Ausflüchte, gibt vor, er habe sich nicht mit Gelde versehen. Nach langem Zaudern nimmt er endlich eine ganze Hand voll Thaler aus der Tasche und wirft sie in die auf dem Brauttische stehende Schüssel. Dies ist zumeist ein Ceremoniell, denn diese Thaler hat sich der Bräutigam von vermögenden Freunden dazu ausgeliehen, und sie werden ihnen wieder zurückgegeben. Auch die anwesenden Gäste werden alsdann um ein Geschenk für die Braut zu dem ähnlichen Zwecke ersucht, und ein jeder legt Geld auf den herumgehenden Teller nach Willkür und nach seinem Vermögen.

Unter den verschiedenen Speisen, welche vor dem Braten aufgesetzt werden, ist eine Schüssel mit Hirsebrei, gut gebuttert und mit Lebkuchen bestreut. Damit wird allerlei Muthwillen getrieben, so auch während der Mahlzeit mit Erbsenwerfen. Nach beendigter Mahlzeit dankt der Procurator im Namen des Hausvaters mit folgender Anrede:

„Hochwürdiger, hochgelehrter Herr Pfarrer! (Wenn er gegenwärtig ist.) Ehrenwertheste, achtbare, günstige, liebe Herren Freunde und Nachbarn, wie auch ehrbare, tugendreiche, werthe Frauen und Jungfrauen! Das werthe Brautpaar, dem zu Ehren der heutige Tag mit Ehren und Vergnügen beschloffen worden, wie auch ihre beiderseitigen Eltern danken erstens Gott, daß er beide Personen heute durch des Priesters Hand verbunden und sie in den Stand der Ehe gesetzt hat. Zweitens danken sie Euer Hochwürden und sämmtlichen angenehmen und werthen Hochzeitsgästen, daß sie auf die geziemende, schuldige Einladung ihnen ihre Gegenwart gegönnt, und ersuchen gebührend, mit der Einrichtung und dem Gastmahle für heute zufrieden zu sein. Hat sich von Seite

des Brautpaares einiger Mangel oder Fehler ereignet, so bitten sie, denselben zu gut zu halten, und versprechen, daß sie es in Zukunft verbessern werden. Endlich ersucht der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut einen jeden ihrer werthen Gäste, wenn es beliebt und anständig sein möchte, sich mit Tanzen zu erfreuen und die Personen, die einander zugeführt werden, aufzunehmen. Der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut erkennen alle die ihnen erzeigte Ehre und Gefälligkeit mit schuldigst verbindlichem Danke und werden künftig keine Gelegenheit vorbeilassen, wo sie ihre Freundschaft, Gegendienste und Bereitwilligkeit einem jeden nach Erfordern bezeigen können.“

Alle stehen nach dieser Dankrede vom Tische auf und nachdem sich die Braut, die Brautjungfer und die Brautfrau, desgleichen der Bräutigam und der Brautführer in ihr feierliches hochzeitliches Kostüm gekleidet haben, begeben sie sich in der gewöhnlichen Ordnung in's Wirthshaus. —

Die Stammeseigenthümlichkeiten sind in den Städten des Gaaues schon sehr im Verblaffen, und auch das originelle Wesen der Städte ist in Folge der Freizügigkeit und des erhöhten Verkehrs im Schwinden. Landskron und Müglitz zeigen noch die meisten Anlagen zum geselligen Verkehre, Zwittau weist ein ziemlich selbständig und selbstbewußt auftretendes Bürgertum auf, Mährisch-Trübau zeigt eine größere Pflege der Umgangsformen, aber aus eben diesem Grunde weniger Freimüthigkeit. Auch bei dem Landvolke kommen die alten Sitten und Gebräuche in Vergessenheit und beginnt die alte Urwüchsigkeit einer nivellirenden Halb- und Bildung zu weichen, die des Interessanten wenig mehr bietet.

Von dem Dialekte der Schönhengstler wollen wir hier nur einige Proben aus den von Dr. Kupido gesammelten anführen, ohne uns in eine weitere Erörterung einzulassen. Die Dialektforschung steht, was unsere Länder betrifft, noch in den allerersten Anfängen, hier ist noch ein weites Feld zu bearbeiten. Sobald es bebaut ist, wird sich auch noch mancher wichtige Aufschluß ergeben, woher die Einwanderungen der Deutschen erfolgt seien. Für u tritt oft au ein: Haut = Hut, gaut = gut, Mauchm

= Muhme, Schaul = Schule u. a. Eich muß ma Bauch zum Bauchbinder trog'n. = Ich muß mein Buch zum Buchbinder tragen. Für i oft ei oder ai. Bainen = Bienen, Kreig = Krieg; für ü eu z. B. in Teuchel = Tüchel. Eich kreig's Fraißn = Ich kriege die Fraissen. Ma Baub wai Schleiten fohrn = Mein Bub will Schlitten fahren. Au = aa, Haaf = Haus. Ma Tutfroh eit net aaf'n Haaf gekumm' = Meine Frau Gevatterin ist nicht aus dem Hause gekommen. Au verwandelt sich auch in langes o: kofen = kaufen, losen = laufen, und umgekehrt o in einen Laut, der dem au sehr verwandt klingt: Sauhn (das n nur wenig hörbar) = Sohn. Einige besondere Ausdrücke und Redensarten: Sterzen, aus dem Dienst treten; du host ane Schweifauß in Schedel, du hast etwas Thörichtes im Sinne; schedelwüthig, mit Kopfweh behaftet; rechtschoff'n = sehr, rechtschoff'n bieß, = sehr böß. Die Deminutiva gehen gemeiniglich auf -lich oder auf -la aus: Pinkerlich, Pinkerl; D Gottela, Gotterl. Froißn = frieren; Kurmocher, einer der närrische Streiche anstellt; Gieth wach und mocht ka Kurn, Geht weg und macht keine Dummheiten. Schmacker oder Schmecker, die Nase; Tuter, Gevatter. Gieth og naß in Borne, hult mir a Tröppla Woda rei, Geht hinaus zum Brunnen, holt mir ein wenig (ein Tröpfchen) Wasser herein. Tänzmocher, ein Bruder Lustig, ein Spaßmacher; Wommesklopper (Wamms, Bauch), ein Händelstifter. Diese Mundart ist in allen Dörfern des Schönhengstler Gaues zu hören.

Die alte Tracht um Trübau, die aber auch ganz im Schwinden begriffen ist, soll an die Altenburgische erinnern.

Der Schönhengstler ist Franke, jedoch, abweichend von seinen Stammesbrüdern im deutschen Reiche, ernst, überlegt, selbst verschlossen und nicht ohne Mißtrauen, besonders Fremden gegenüber. Er hängt noch an alten Anschauungen und Rechtsinstituten mit seltener Zähigkeit, er ist nicht allzu thatendürftig und nicht allzu fortschrittlich gesinnt. Unter dem Landvolke und selbst in den fünf Städten der Sprachinsel (Mährisch-Trübau, Zwittau, Müglitz, Brüßau und Landskron) findet man noch manches Vorurtheil und manche Voreingenommenheit gegen Neuerungen, dennoch hat die

liberale Partei in Stadt und Land die Führung. Es ist die Gründung eines Nationalvereines deutscher Bürger und Bauern für den gesammten Schönhengster Gau angebahnt, der sich zur Aufgabe stellt, durch Versammlungen, Flugchriften, Aufstellung von Kaiser Josephs-Denkmalern, Förderung des deutschen Schulvereines, Gründung von Spar- und Vorschußvereinen, von Volksbibliotheken, durch Einflußnahme auf die Wahlen der Vertretungskörper, durch Hebung des Fremdenverkehrs u. a. die nationalen und wirthschaftlichen Interessen der gesammten deutschen Bevölkerung im fortschrittlichen Sinne zu wahren und zu fördern. Bisher sind 300 Anmeldungen aus den Städten und den Landgemeinden erfolgt.

Bei der Landbevölkerung ist das Institut der Anwartschaft oder des Besignachfolgerechtes der Kinder noch allgemein. Der Eigenthümer betrachtet sich nicht als solchen, sondern gewissermaßen nur als Verwalter des Vermögens der Kinder. Aus diesem Grunde wird schon im Ehevertrage ein gebundenes Eigenthum dahin verabredet, daß der Bauerngrund oder das Häusel in keine zweite Ehe verheiratet werden darf, sondern daß diese Realität einmal einem Kinde aus dieser Ehe zufallen muß, wobei dem überlebenden Eheheile das Wahlrecht des Nntreters aus diesen Kindern und das Wirthschaftsrecht ob der Realitätenhälfte des gestorbenen Eheheiles gewahrt bleibt. Seit dem Bestehen der neuen Grundbuchordnung dürfen diese Stipulationen nicht mehr den Grundbüchern einverleibt werden, wie es früher allgemein geschah, dagegen müssen sie bei den Verlassenschaftsabhandlungen respectirt werden, es wird dann dieses gebundene Eigenthum auf Grund der Einantwortungsurkunde unter Beschränkung des freien Verfügungsrechtes intabulirt. Diese Rechtsinstitution hat viele Übelstände im Gefolge, da der Gebrauch des Realcredites bei Creditinstituten durch die Theilung der Realitäten in ideelle Antheile oder durch die Anmerkung der Beschränkung des freien Verfügungsrechtes zu Gunsten der Kinder ebenso, wie der Abverkauf von Grundparcellen auf Grund der Freiheit sehr erschwert wird.

Die Lohnweberei ist im entschiedenen Rückgange begriffen. Die Versorgung der Armen mit Kaliko hat mitgeholfen, die Lein-

weberei gänzlich zu Grunde zu richten, die freilich durch irrationellen Betrieb, namentlich bei den Fybleichen, schlechte Waare erzeugte und so selbst Veranlassung zu dieser Umwandlung gab. Aber auch die Baumwollweberei kann sich nicht mehr behaupten. Die Verarmung der Bevölkerung tritt immer mehr zu Tage, daher erfolgen auch zahlreiche Auswanderungen nach Amerika, namentlich aus den Ortschaften Triebendorf und Dittersdorf. Von großem Vortheile für die Bevölkerung sind die ärarischen Zigarrenfabriken in Landskron und Zwittau. In ersterer Stadt ist auch eine Webereischule, in Mährisch-Trübau eine vom Staate subventionirte Fortbildungsschule für Handel und Gewerbe.

Das Ruhländchen.

Industrie und Gewerbe ernähren in unseren Ländern einen viel größeren Procentsatz der deutschen Bevölkerung, als der czechischen. Schon die Unfruchtbarkeit vieler von den Deutschen besetzten Länderstrecken hatte sie genöthigt, andere Erwerbsquellen als den Landbau und die Viehzucht zu suchen; weil sie mit ihrem Mutterlande in enger Verbindung und im regsten Verkehre blieben, fanden alle die Fortschritte, welche Gewerbe und Industrie dort machten, auch hier sogleich Eingang. So waren die Deutschen und sind bis heutigen Tages in den Ländern, in welche sie eine einsichtige Regierung als Colonisten berufen, — so viel auch dieser Ausdruck verlästert worden ist — in Wahrheit Culturträger. Auch in die Landwirthschaft brachten sie viele Verbesserungen, dergleichen haben sie zur Hebung der Viehzucht nicht wenig beigetragen. Eines besonders guten Rufes erfreut sich wegen seines vortrefflichen Landschlages von Rindern und Pferden das Ruhländchen. Ausgedehnte, wohlbewässerte und grasreiche Wiesen bieten vortreffliches Futter und laden zur Viehzucht und Milchwirthschaft ein. Da auch der Feldbau ergiebig ist und in vielen und großen Gärten bei den Dörfern reichliches Obst gebaut wird, so herrscht in den zahlreichen Dörfern, die sich oft stundenlang an den Ufern der Bäche hinziehen, meist ein erfreulicher Wohlstand. Mit Fleiß und Geschick wird der zähe, meist mit Kalkflözen unterbaute Thonboden cultivirt, jede Furche in den fast durchgängig üblichen sechsfurchigen Beeten muß schnurgerade sein. Viele Wirthschaften können als Musterwirthschaften bezeichnet werden.

Nebst diesen Dörfern hat das Ruzländchen oder der Obergau auch einige gewerbfleißige Städte, unter denen Neutitschein (10.247 Einwohner) den ersten Rang einnimmt.

Es dürften sich schwerlich einige schwache Überreste der Quaden, Vandalen und Hermunduren nach der Völkerwanderung erhalten haben, auch die deutsche Bevölkerung des Ruzländchens stammt wohl nur von eingewanderten Colonisten ab.

Die ersten scheinen unter Herzog Bretislaw (1026—1055), der mit seiner Gemahlin, Judith von Schweinfurt, zu Olmütz Hof hielt, in die Gegend an der Oppa, Mohra und Oder gekommen zu sein; *) es wird sich aber nicht leicht entscheiden lassen, ob nicht früher noch als die fränkischen Ansiedler sich einige Flanderer niedergelassen. Stenzel (Urkundensammlung) meint, die Franken wären hauptsächlich zur Waldausrodung gebraucht worden, während die Flammingen, Flanderer die Niederungen trocken gelegt hätten. Franken aus der Umgebung von Schweinfurt und Würzburg sollen im elften Jahrhunderte den Hauptstamm der Ansiedlung um Olmütz gebildet haben. Beck führt interessante Beispiele an, wie die alten slavischen Namen (welche aber gewiß nicht schon Namen von Ortschaften, sondern von Gehöften, Fluren und Gegenden waren) mit der zunehmenden deutschen Einwanderung allmählich verschwanden oder in deutsch klingende umgeändert wurden, so Životině (život Leben) in Sybot, Sybotendorf, Saitendorf, Jestrabi (Habicht) in Jastersdorf, Suchdol (Dürrenthal) in Rauchtenthal, Rauchtl, Jesenice oder Jasenice (jesen, Eiche) in Jasnik, Mošnov in Engelswald.

Während ferner jenseits der Oppa die Mönche von Leubus, welche in Pfordte an der Saale ihr Mutterkloster hatten, die Bischöfe von Breslau, die schlesischen Herzoge und die Templer viele deutsche Ortschaften gründeten, ließen sich diesseits des genannten Flusses, an der Mohra und an der Hodniz die Cisterzienser des Stiftes Welehrad, dann die Johanniter und deutschen Ordensritter, die Mönche von Hradisch und Obrowiz, die Nonnen

*) S. Dr. Josef Beck, Geschichte der Stadt Neutitschein. Neutitschein 1854.

von Osowan und Tischnowitz die Colonisation sehr angelegen sein. Auch einige Adelige setzten auf ihren Gütern Dörfer in emphiteutischer Weise aus. Des großen Bischofs Bruno werden wir noch an einer anderen Stelle gedenken. Aber gerade, als es nahe daran war, daß die immer zahlreicher werdenden deutschen Ansiedlungen eine so entschiedene und vollkommene Germanisirung hier zu Wege brachten, wie es weiter nördlich geschehen, wurde durch die Mongolen-Einfälle nicht nur der Strom der Einwanderung zurückgestaut, sondern auch die meisten Ansiedlungen selbst vernichtet. Nach den Verheerungszügen jener wilden Steppensöhne baute man zum Schutze des Landes Burgen nach deutscher Art und berief, um die verwüsteten Gegenden wieder zu bevölkern, Ackerbau und Gewerbe von neuem in Aufnahme zu bringen, die verschütteten Schächte der Berge wieder zu öffnen und Handel und Gewerbe zu wecken und zu heben, von allen Seiten her Colonisten in's Land, namentlich aber aus Deutschland. Der Gründer der Stadt Neutitschein ist wahrscheinlich der mit einer natürlichen Tochter Ottokars II. vermählte Krawar Wof I. *) Das Geschlecht der Kraware führte seinen Namen von dem jetzt zu Preußen gehörigen Krawarn. Neutitschein rangirte also unter die unterthänigen Städte, das heißt: die Bürger waren weder persönlich, noch dinglich vollkommen frei und genossen nur insofern einen Vorzug vor den Ackerbauern, daß ihr Schöffengericht einen größeren Wirkungskreis hatte, als eine Dorfschulthei, daß sie jede Art Gewerbe auszuüben berechtigt waren, daß sie sich der Markgerechtigkeit erfreuten und in einem durch Mauern und Gräben geschützten Orte wohnten. Die Schöffen fällten ihre Urtheile nach dem Leobschützer (fränkischen) Rechte.

Obzwar die Kraware eifrige Husiten waren, behielt die katholische Lehre doch in Neutitschein und der Umgebung das Übergewicht, weil die Bevölkerung vorwiegend deutsch war. Wenn sie dennoch von den Gräueln des sechzehnjährigen Krieges mehr verschont blieb, so verdankt sie das wohl hauptsächlich dem Umstande,

*) Beck's Geschichte der Stadt Neutitschein.

daß ihre Grundherren als Häupter der gemäßigten Partei der Reichner ein großes Ansehen genossen, und daß keine reichen Klöster in der Gegend waren. Im fünfzehnten Jahrhunderte kam Neutitschein in den Besitz der Cimburge, welche sich im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts an die Spitze des gesammten mährischen Adels aufschwangen. Von 1550—1558 waren die Zerotine Grundherren von Neutitschein. Die Gewerbe waren nach den Husitenunruhen wieder recht aufgeblüht, allen voran standen, wenigstens schon zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts, die Tuchmacher. Als Johann von Zerotin die Herrschaft Neutitschein dem reichen Besitzer von Weißkirchen, Kropac von Revödomi, verkaufen wollte, erlegte die Bürgerschaft selbst die geforderte Kaufsumme, nämlich 39.000 mährische Gulden oder 19.500 Schock böhmische Groschen, und trat so in alle Rechte des Grundherren ein. Sie entsandte Abgeordnete nach Wien, um den Kaiser als Landesherren zu bitten, die Stadt in seinen Schutz und in die Reihe der königlichen Kammerstädte aufzunehmen.

Luthers Lehre hatte, wie überall in deutschen Gegenden, auch hier bald Eingang und zahlreichen Anhang gewonnen. Da die Stadt überdies mit dem Winterkönige Verbindungen angeknüpft und noch im Jahre 1621 kaiserliche Hauptleute von ihren Thoren abgewiesen hatte, so traf sie die volle kaiserliche Ungnade. Stadt und Land von Neutitschein wurden durch kaiserliches Decret vom 16. Juli 1624 für Eigenthum des Olmützer Jesuitenconvictes erklärt. Die Jesuiten unterließen natürlich nichts, die Bürgerschaft wieder zum „alleinseligmachenden“ Glauben zurückzuführen. Viele Protestanten zogen es vor, nach Schlesien und der Lausitz, oder nach Ungarn auszuwandern. Die Stadt hatte auch von den Schweden schwer zu leiden. Weil die Maßregeln zur Unterdrückung der Akatholiken vielleicht nirgends so scharf und brutal gehandhabt wurden, wie auf den Dominien Neutitschein, Kunevald und Fulnek, gab es gerade deshalb hier auch später noch viele Scheinkatholiken, aus deren Herzen die Hinneigung, ja die feste Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben nicht auszureißen war. Es lebten übrigens schon lange vor Luther viele „Ketzer“

in diesen Gegenden. In Fulnek vor allem, aber auch in Neutitschein und anderen Orten gab es viele „mährische Brüder.“ Die „böhmischen“ oder „mährischen Brüder“ waren aus den letzten Überresten der Taboriten und strengen Husiten hervorgegangen. Sie hatten die Compactaten, d. h. die Übereinkunft der Calixtiner mit der Kirchenversammlung zu Basel vom 30. November 1433, niemals anerkannt. Der calixtinische Erzbischof Rokycana hatte ihnen eine Freistätte zu Lititz bei Leitomischl an der Grenze von Mähren im Jahre 1453 ermittelt. Sie gaben sich eine kirchliche Verfassung, wie sie nach ihrem Dafürhalten die erste christliche Gemeinde gehabt, nannten sich „Brüder des Gesetzes Christi“ und gewannen durch ihre Beharrlichkeit im Glauben, durch die Reinheit ihrer Sitten und ihren musterhaften Lebenswandel in Böhmen und Mähren zahlreiche und begeisterte Anhänger, so daß sie im Jahre 1500 in beiden Ländern an 200 Gemeinden zählten. Ihre Befenner waren größtentheils slavischer Nationalität, aber auch viele Deutsche waren darunter. Viele Mitglieder des böhmischen und mährischen Adels schlossen sich ihnen an und gewährten ihnen Schutz, so unter anderen die Zerotine. Heftige Verfolgungen blieben natürlich nicht aus, in Mähren war jedoch die Lage der Brüder meist eine erträgliche im Verhältnisse zu der ihrer Glaubensgenossen in Böhmen. „So lebten sie bis zum Ausbruche der deutschen Kirchenspaltung immer gedrückt, aber niemals unterdrückt.“

In Luther begrüßten sie einen zweiten Hus und sandten ihm ihr Glaubensbekenntnis, das er im Ganzen beifällig aufnahm. Im Jahre 1547 wanderte ein großer Theil nach Preußen und Polen aus. Als die Gegenreformation kam, verstanden es die Jesuiten bei all ihrer Schlaueit, ihrem Eifer, ihren Ränken und ihrer Gewaltthätigkeit doch nicht, „dem Werke aus dem Grunde zu helfen,“ es gab ihrer noch viele im Lande, die wie ihre Väter gesinnt blieben, heimlich die Bibel lasen und hin und wieder, um einen evangelischen Prediger zu hören, über die Grenze nach Schlesien giengen, wo die Protestanten seit dem Alttranstädter Frieden (1706) größere Duldung genossen. Im Jahre 1722 war ein Zimmermann aus dem deutschen Dorfe Senftleben oberhalb

Stramberg, mit Namen Christian David, nach Görlitz gekommen, wo sich der Prediger Schäfer seines Unterrichtes annahm. Er kam von da wiederholt in seine Heimat und brachte einst seinen Gesinnungsgegnossen die frohe Kunde, daß der Graf Nicolaus Lud. von Zinzendorf, ein wahres „Kind Gottes,“ sich bereit erklärt habe, sie aufzunehmen, falls sie auszuwandern gesonnen seien, und einstweilen auf seinem Gute Berthelsdorf (Bertholdsdorf) in der Oberlausitz unterzubringen. Da schlossen sich denn Augustin und Jakob Reißer, zwei Brüder aus dem Dorfe Söhle, ihres Handwerkes Messerschmiede, mit ihren Angehörigen und zehn Glaubensgegnossen David an und zogen nach Berthelsdorf, wo sie am Abhange des Hutberges Bauplätze angewiesen erhielten. „Hier fällten die drei Kuhländler am 17. Juni 1722 den ersten Baum zu den Hütten des neuen Dorfes, dem sie den Namen Herrnhut gaben, theils, wie Ch. David sagt, nach dem dabei gelegenen Hutberge, theils, um sich täglich zu erinnern, daß der Herr ihr Hüter und Wächter sei und sie stets auf der Hut sein sollen.“ Christian David machte auch fernerhin wiederholt Besuche in seiner Heimat und brachte jedesmal neue Ansiedler nach Herrnhut mit, besonders aus den Ortschaften Kunewald, Schönau, Zauchtl und Stachenswald. Die alte Verfassung der „mährischen Brüder“ aber wurde in Herrnhut wieder in's Leben gerufen auf Anregung David Mitschmanns, Melchior Zeisbergers und Johann Toltshitzs, wohlhabender Männer aus Zauchtl.

Die heimlichen Auswanderungen nach Sachsen erregten die Aufmerksamkeit der Behörden. Diese hatten von nun an ein scharfes Auge auf alle evangelisch Gesinnten und beschwerten sich auch bei der sächsischen Regierung, so daß endlich die Aufnahme neuer Ankömmlinge in Herrnhut verboten wurde. Da entschlossen sich die „Brüder“ zur Anlegung von Colonien und Missionen. „Bereits 1732 landeten David Mitschmann und Leonhart Dober an der Küste von St. Thomas, und das Jahr darauf segelten Christian David, Mathäus Stach und Christian Stach nach Grönland, um an der dortigen Heidenbekehrung theilzunehmen und damit die Reihe der bewunderungswürdigen Unternehmungen zu

eröffnen, welche den Samen der Civilisation und des Christenthums unter Neger und Rothhäute, Eskimos und Kalmücken, Grönländer und Hottentotten verpflanzten und zur segensreichen Blüthe brachten. Mehrere Töchtergemeinden Herrnhuts, wie Fulnek in Yorkshire, Litzig in Pennsylvania, Neu-Fulnek auf Jamaika, erhielten Namen, welche das Andenken an die Heimat der Wiederhersteller der Brüderunität wach erhalten sollten.“

Die Kuhländler sind ein munteres, redseliges, ehrliches und äußerst arbeitsames Völkchen. *) Sie haben in Sitten, Gebräuchen und Umgangsformen noch manches Aelväterische; Fremden gegenüber pflegen sie eine gewisse Vorsicht nicht zu verleugnen, die sich gegen Höhergestellte sogar bis zum Mißtrauen steigert. Sie sind im Ganzen weniger verstandesfalt und nüchtern, als die Bewohner von Industriegegenden, es läßt sich vielmehr eine gewisse Hinneigung zur Mystik, zu sinnender Beschaulichkeit und Schwärmerei nicht verkennen, weshalb ja gerade ihnen die pietistische Secte der Herrnhuter ihre Entstehung verdankt. Dabei sind sie aber frei von allem Fanatismus und aller Unduldsamkeit. Die Katholiken, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, leben und lebten seit jeher mit den Protestanten, die in Zaucht und einigen umliegenden Orten am zahlreichsten vertreten sind, im freundschaftlichsten Verkehre.

Die eigenthümliche Volkstracht wird immer seltener. Enders gibt folgende Beschreibung derselben: „Der weibliche Anzug besteht aus einem faltenreichen Rocke, gewöhnlich von licht- oder dunkelblauem oder auch dunkelrothem Zeuge, der mit einem breiten Streifen von grünem oder hellblauem Taffet eingefast ist. Ehemals war er durch einen Gürtel zusammengehalten, auch an einer Art von offenem, mit Bändern reich verschürzten Nieder, welches man „Leibchen“ (daher das Ganze „Leibroch“ nannte) befestigt. Jetzt aber trägt man fast allgemein nur Leibchen von Seide, buntfarbigem Kammertuch und anderem Zeuge, welche um den Hals herum mit breiten, bunten Bändern eingefast sind. Das Hemd

*) Das Kuhländchen. Ethnogr. geogr. histor. Schilderung von Dr. Joh. Nep. Enders, Neutitschein 1868.

ist oben mit einem Halskragen und einer etwas gefalteten Bordüre, welche „Koller“ heißt, besetzt. Bei Alltagshemden sind die Ärmel enge und schließen sich fest an den Arm. Diese heißen „Schlümperärmel.“ Zum Staat hingegen gehören lange, weite und wohl gestärkte Ärmel („Großärmel“). Die Tracht der Männer hat nichts Hervorstechendes und nähert sich mehr der gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung; höchstens könnten im Winter die langen Pelzröcke von braunem oder weißlichem Leder bemerkt zu werden verdienen.“

Um die verschiedenen Volksgebräuche und Sitten nicht ganz unerwähnt zu lassen, so finden sich hier unter anderem die vielleicht in allen deutschen Gegenden üblichen „Johannisfeuer“, dann das auch anderwärts bekannte „Saatreiten“, letzteres besonders in der Umgegend von Fulnek und Wigstadt. Am Ostersonntage reiten frühmorgens nach einem feierlichen Gottesdienste Bauernbursche auf geschmückten Rossen und mit Blumensträußen auf den Hüten unter Absingung von Osterliedern um die Grenzen der Dörfer in langem Zuge. Derselbe wird eröffnet von vier oder sechs Trompetern auf Schimmel, dann folgen zwei Reiter mit Kirchenfahnen.

Zum Schlusse sei noch Einiges über die Hochzeitsgebräuche im Kuhländchen gesagt.

Acht oder vierzehn Tage vor der Hochzeit wird die Zusage zur Eheabschließung „gewiß gemacht“. Verwandte und Bekannte des Bräutigams und der Braut versammeln sich im Ortsgerichte, wo in Gegenwart der Gemeindevetreter der Ehevertrag abgefaßt wird. Hierauf gibt die Braut den Theilnehmern der Verhandlung ein Festessen, das gewöhnlich aus einem Braten mit einer Brühe besteht.

Am Vorabende vor dem Hochzeitstage begibt sich der Bräutigam mit dem Brautführer und dem Vorsprecher (Procurator) zu den künftigen Schwiegereltern, um die Braut zu erbitten, sie finden aber alle Thüren sorgsam verschlossen. Zuerst versuchen sie zur Hausthüre hineinzukommen. Da diese verriegelt ist, gehen sie zur Hinterthüre, pochen an, werden mit Schimpf und Spott

abgewiesen, fahren fort zu pochen und zu rufen und bombardiren endlich das Haus mit alten Töpfen und Scherben. Nachdem sie auf solche Weise den Einlaß gleichsam erzwungen, bleiben sie dennoch zuerst bescheiden in der Thüre stehen und bitten als „arme Reisende“ um ein Nachtquartier. Man weist sie an den Ortsvorsteher, hier sei keine Herberge, auch gebe es zuviel verdächtiges Gesindel und Landstreicher. So geht das „Wörteln“ eine Zeit lang fort, bis sich der Bräutigam mit seinen Begleitern zu erkennen gibt. Sie werden willkommen geheißt und treten in die Stube. Nun liegt es dem Brautführer ob, eine wohlgesetzte und weitschweifige Anrede an die Braut und ihre Eltern zu halten, der eine zweite, des Vorsprechers, folgt. Mit der Stiftung des Ehestandes im Paradiese beginnend, kommen sie gewöhnlich auch auf die Hochzeit zu Kana zu sprechen und erst auf so weitem Umwege zum Schlusse auf die morgige Hochzeitsfeier. Ein kleines Mahl belohnt die Anstrengungen der Redner und das geduldige Zuwarten des Bräutigams.

Am Hochzeitmorgen stellen sich zuerst die von Seite der Braut geladenen Gäste im Hause derselben zum Frühstück ein, das aus Butterbrot, Brantwein und Kuchen besteht. Sie müssen später dem Bräutigam mit seinen Gästen Platz machen.

Ein sonderbarer Gebrauch ist es, daß nach der Trauung und dem hierauf im Wirthshause folgenden Tanze, der gewöhnlich bis gegen 4 Uhr Nachmittag dauert, Bräutigam und Braut ihre Gäste nicht gemeinschaftlich bewirthen, sondern jedes von beiden abge sondert seine Verwandten und Freunde in sein Haus führt. Das Hochzeitsmal besteht in der Regel aus Sauerkraut, Graupensuppe, eingemachtem Kalbfleisch, das seiner gelben, gewürzten Brühe wegen Gelbfleisch genannt wird, Rindfleisch mit Milchfren, Gries in Milch gekocht, mit Lebkuchen bestreut und mit Butter und Honig reichlich übergossen. Rindsbraten und für die Verheiratheten noch eine Delicatsse, Füllsel aus Eiern, Käse und etwas Grieskuchen bereitet, machen den Schluß.

Abends finden sich wieder alle Gäste mit dem Brautpaare im Wirthshause zusammen. Hier wird zuerst der Ehevertrag zum

letztenmale erörtert und besprochen, sodann folgt die Ceremonie des „Aufwerfens“. Die Braut, die Kranzjungfer und das Brautweib setzen sich an den sogenannten „Brauttisch“, worauf an den Bräutigam die Aufforderung zu einem Geschenke für die Braut ergeht. Der Brautführer vertritt den Bräutigam. Er zeigt sich anfänglich recht knickerig, wird wegen seiner Silzigkeit wacker gescholten und verhöhnt, worauf er die Antwort nicht schuldig bleibt, streicht aber endlich doch die Segel und legt im Namen des Bräutigams ein ansehnlicheres Geldgeschenk auf den Tisch. Dann schenken die Gäste.

Am Tanze nimmt nur die Braut eifrig theil, der Bräutigam muß mit den verheiratheten Männern hinter dem Tische sitzen.

Ist der Tanz zu Ende, dann geht die Braut von einem Gaste zum anderen, ihn zu „herzen“, d. h. sie schlägt um ihn ihren bräutlichen Mantel, umarmt und küßt ihn. Der so Geliebteste macht wiederum ein kleines Geldpräsent.

Schlesien und das nördliche Mähren.*)

Dr. Adolf Ficker sagt: „Bei den Einwanderungen in Nordböhmen, in Mähren und Schlesien waren hauptsächlich jene Mitteldeutschen betheilig, welche seit dem zehnten Jahrhunderte schrittweise über die fast ganz slavisirten Länder im Osten der Mittel-Elbe bis zur Oder sich ergossen und als „Sudetenstamm“ allmählich einen eigentümlichen Typus annahmen“. Die allerersten Ansiedler aber mag, wie d'Elvert mindestens sehr wahrscheinlich macht, Flandern und überhaupt der Niederrhein geschickt haben. Einzelne deutsche Handelsleute und deutsche Missionäre haben gewiß schon im elften und zwölften Jahrhunderte das damals ganz slavische Mähren besucht, einige davon sich auch dauernd niedergelassen, aber eine planmäßige Colonisirung begann erst unter dem Markgrafen Wladislaw (um das Jahr 1220). Sie wurde von allen nachfolgenden Přemysliden, bald mit größerem, bald mit geringerem Eifer, fortgesetzt. In dem kurzen Zeitraume von kaum anderthalb

*) S. G. Biermann: Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, Teschen 1874 und Geschichte des Herzogthums Teschen. Teschen 1863. Christian Ritter d'Elvert: Zur Geschichte des Deutschthums in Österr.-Ungarn, Brünn 1884 und die übrigen Schriften der histor. stat. Section der k. k. mähr. schles. Gesellsch. zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde. Anton Peter: Das Herzogthum Schlesien. Wien 1884; Burgen und Schlösser in Schlesien, Teschen 1879; Volksthümliches aus österr. Schlesien, Troppau 1865. Wilibald Müller: Führer durch die mähr.-schles. Sudeten. Freiwaldau 1883. Karl Umlauff: Chronik der Stadt Schönberg, Proßnitz 1876. Dr. L. Smolle. Die Markgrafschaft Mähren. Wien 1881 u. a.

Jahrhunderten hatte das Deutschtum in dem ehemals rein slavischen Lande eine so mächtige Ausbreitung gewonnen und war so festgewurzelt, daß selbst die furchtbaren Hufitenstürme und alle anderen slavisch-nationalen Bewegungen es zwar für einige Zeit in seiner Entwicklung hindern, aber niemals ganz ausrotten, ja schließlich nicht einmal auffällig und empfindlich einschränken konnten.

Die Slaven hatten sich nach ihrer Einwanderung fast nur in den fruchtbaren Niederungen und Flußthälern angesiedelt, die Berge blieben überall bis herab zum Fuße mit dichten Wäldern bedeckt. Zwar begannen auch die Slaven, um einen Theil dieser Urwälder urbar zu machen, kräftig Hand anzulegen, allein ihre Zahl war nicht groß genug, und je mehr sich die Bevölkerung vermehrte, je mehr sie sich zugleich aus dem Naturzustande zu einem menschenwürdigen Dasein emporrang, desto fühlbarer machte sich der Mangel eines eigentlichen Handwerkerstandes. Die deutschen Colonisten halfen diesem Mangel ab, sie machten auch das Land erst wirthlich, indem sie die ungeheuren Urwälder lichteteten. Ihre Ansiedlungen wurden ganz unabhängig von den slavischen Niederlassungen gegründet. Karl Peter weist in einem Aufsatze, der die ersten Daten für eine Geschichte der Colonisation im Fürstenthume Meisse österreichischen Antheils bietet,*) darauf hin, wie jene Ortschaften, welche patronymisch benannt sind und nur slavische Namen führen, wie Gradice, Bencovici, Bršovici, Kravaře, Serochovici, in den Flußthälern liegen, diejenigen Dörfer aber, die ihren Namen entweder von ihrer Lage oder ihrem Begründer entlehnt haben (Barzdorf, Bertholdsdorf, Hermisdorf, Wilmsdorf, Petersdorf, Kunzendorf) sich vor allem auf Berglehnen und im Gebirge finden und daß die Namen derselben fast durchaus deutschen Ursprunges sind.

Unter die ältesten Städte Mährens, die mit deutschem Rechte bewidmet waren — und andere gab es keine — gehört Freudenthal, das schon im Jahre 1213 zur Stadt erhoben wurde. Dreißig

*) Notizen-Blatt der. histor.-stat. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft zc. 1884, Nr. 12.

Jahre später wurde Littau aufgebaut. Ein umfangreiches Gebiet im nordöstlichen Theile Mährens, im Gesenke und längs der Ostrawiza verdankt dem schon mehrmals genannten Olmüzer Bischofe Bruno († im Jahre 1281) durch die Aussetzung einer ganzen Reihe von Städten, Märkten und Dörfern seinen ersten culturellen Aufschwung. Bruno berief auch in die zu seinem Bisthume gehörigen ausgedehnten Landstrecken von Hozenploh, Hochwald und Freiberg zur Urbarmachung westphälische und nieder-sächsische Edelleute und Bauern. Seine zahlreichen Colonisirungen bei Zwittau und Brüßau gewannen das Hochplateau von Trübau den Deutschen. Die großen Gütercomplexe der Olmüzer Kirche im nördlichen Mähren erfuhren unter ihm durch Schenkungen von Seiten der Landesfürsten und durch Ankauf nach den verheerenden Einfällen der Mongolen einen mächtigen Zuwachs und wurden durch Deutsche neu bevölkert. So entstanden auch die mährischen Enclaven im Troppauer Gebiete. Mehrere mächtige Grundherrn folgten dem Beispiele Bischof Brunos, so vor allen Boreš von Riesenburg und Friedrich von Schönberg.

Die Herzogthümer Jägerndorf und Troppau gehörten ursprünglich zu Mähren. Die Stadt Troppau wird urkundlich zum erstenmale im Jahre 1194 genannt; den Tartaren gelang es nicht, sie zu erobern, aber nebst dem Verheerungszuge der Mongolen verminderten auch die häufigen Grenzfehden mit Polen die slavische Einwohnerchaft des Gebietes und ließen keinen Wohlstand aufkommen. Damit das verwüstete Land neu angebaut werde und es ihm an Bertheidigern nicht fehle, luden die Landesfürsten Fremde, namentlich Deutsche, ein, sich niederzulassen, schenkten weite Gebiete den Johannitern, dem deutschen Orden, den Cisterziensern und Prämonstratensern, nicht allein, um ihre fromme Gesinnung hiedurch zu bethätigen und für ihr Seelenheil zu sorgen, sondern auch in der ausgesprochenen Absicht, daß diese Strecken Landes durch Colonisten bevölkert und nutzbar gemacht werden sollten.

Das jetzige Herzogthum Teschen war einst ein integrierender Bestandtheil Polens. Um das Jahr 1000 wurde das Erzbisthum Gnesen gestiftet und wurden demselben die gleichzeitig errichteten

Bisthümer Kolberg, Krafau und Breslau untergeordnet. Die drei Söhne des aus seinem Reiche vertriebenen Piasten Wladislaw, des Sohnes Boleslaws III. Schiefmund, erhielten im Jahre 1163 alles zum Bisthum Breslau gehörige Land als Erbtheil für sich und ihre Nachkommen. Auf dieses Land gieng allmählich der Name „Schlesien“ über, der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung um den Zoptenberg wohnenden deutschen Stamme der Silinger herrührt. Die Söhne Wladislaws hatten diesen Theil ihres väterlichen Erbes nur durch kaiserliche Vermittlung erlangt, sie hatten als Flüchtlinge in Deutschland gastliche Aufnahme gefunden, die Staufeu und andere erlauchte Familien waren ihre mütterlichen Verwandten: aus all diesen Gründen mußten sie sich zu Deutschland hingezogen fühlen, in ihrem Heimatlande aber sahen sie, die Sprossen der älteren piastischen Familie, sich wiederholt zurückgesetzt. Für die Sicherung ihres Erbes konnte ihnen nichts vortheilhafter erscheinen, als der Anschluß an Deutschland, und so wurde Schlesien von Polen endlich ganz und gar losgelöst, selbständig und germanisirt, nur in Oberschlesien und namentlich im Gebiete von Teschen, also in jenen Theilen Schlesiens, die bei Osterreich geblieben sind, gewann das deutsche Element nicht die Alleinherrschaft, denn diese Gebiete waren nicht so stark entvölkert worden, lagen mehr abseits von den großen Handelsstraßen und hatten einen viel schwächeren Verkehr mit Deutschland. Die Lostrennung des Troppauer Ländchens von Mähren wurde vorbereitet vom Herzoge Nicolaus I. (1286—1294) und vollendet durch Verleihung des Herzogthumes Troppau als eines selbständigen Lehens der böhmischen Krone an Nicolaus II. (Brief König Johannis von Luxemburg vom 3. Juli 1318.)

Mit den deutschen Einwanderungen begann in den Gebirgen Nordmährens und Schlesiens auch ein reglamer Betrieb des Bergbaues. Dem ehemals so blühenden Bergwesen verdankt das Gesenke wahrscheinlich seinen Namen (Gesenke = Bergwerke). Je eifriger die Bergknappen schürften, desto mehr lichteteu sich die Urwälder, desto wirthlicher wurde das rauhe, wilde Gebirge. Wann

mit der Gewinnung der Erzschatze begonnen wurde, läßt sich nicht genau feststellen, hie und da vielleicht schon vor der Zeit der deutschen Einwanderungen. Wenig Geschick und Arbeit erforderte es, die in den Wässern mit Sand gemischten Metallkörner zu sondern oder zu „seifen“. Damit machte man wohl den Anfang. Das Wort „Seifen“ kommt in den Namen der meisten Gebirgsbäche und vieler Ortschaften vor. Wir nennen nur Dürreiseifen, Goldseifen, Lauteriseifen, Queckseifen, Rabenseifen, Schreibersseifen, Alt-Vogelsseifen, Seifersdorf. Die ältesten Gruben sind die bei Obergrund, Zuckmantel, Freiwaldbau und an der Überchaar. Tausende von Waschhügeln bei Zuckmantel und Endersdorf, von Obergrund am Alt-Hackelsberge an bis gegen Reisse, eine Menge tiefer Schächte, „Bingen“, erinnern an die einst so rege bergmännische Thätigkeit. Im Fürstenthume Reisse waren die Bischöfe von Breslau die Hauptbeförderer derselben. Sie waren es auch, welche im dreizehnten Jahrhunderte die Städte Weidenau und Freiwaldbau und viele deutsche Dörfer gründeten, da sie nicht allein ansehnliche Besitzungen in diesen Gegenden hatten, sondern ihnen durch das große Privilegium Herzog Heinrichs II. von Breslau vom Jahre 1290 sogar die Landeshoheit über das Gebiet von Reisse eingeräumt worden war. Bennisch wurde wegen seiner Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisengruben frühzeitig zur Bergstadt erhoben. Die Bestätigung der Privilegien erfolgte schon in den Jahren 1277 und 1288 vom Herzoge Nicolaus I. von Troppau, einem natürlichen Sohne Přemysl Ottokars II. Bei Obergrund, nächst Zuckmantel, wurde bereits im zwölften Jahrhunderte gebaut.

Als mit Ferdinand I. und seinen Nachfolgern wieder ruhigere und sichere Zeiten kamen, wurden auch die während den Hussitenkriegen und den nachfolgenden Kriegen zwischen Ungarn und Georg von Podiebrad verödeten Schächte wieder befahren, oder man muthete an anderen, noch unbebauten Stellen. Rasch hob sich der Bergbau wieder unter anderem bei Hermannstadt, Zuckmantel und Freiwaldbau. Blei, Eisen und Gold, letzteres sogar bisweilen gediegen und in größeren Klumpen, wurden gewonnen. Reichhaltige Silber-, Kupfer-, Blei- und mitunter Goldbergwerke

waren bereits im Jahre 1457 bei Bergstadt im Gange. Auf Metalle wurde eifrig gebaut und Gold gewaschen bei Goldenstein. Die Bevölkerung nahm in Folge des eifrigen Bergbaues so zu, daß einige Städtchen und mehrere Dörfer entstanden, in Schlesien Engelsberg und Würbenthal, jenes um das Jahr 1566, dieses um 1611 angelegt, die Dörfer Lichtenwerd, Seifen, Wintergrün, Alt- und Neu-Vogelseifen, Welgrube und andere mehr, sowohl auf der Herrschaft Freudenthal, als auch auf mährischem Gebiete. Auch bei Römerstadt waren bedeutende Gold- und Silberbergwerke im Baue. Noch im Jahre 1654 bestätigte und erneuerte Kaiser Ferdinand III. der Gemeinde einen älteren Freibrief auf die Goldwäsche bei Braunseifen. Gar ergiebig dürfte aber dieselbe um jene Zeit kaum mehr gewesen sein. Der dreißigjährige Krieg hatte überall einen vollständigen Stillstand im Bergbau herbeigeführt und nach demselben erzielte, ungeachtet vielfacher Versuche, der Bau auf edle Metalle nirgends mehr lohnende Erfolge. Die Stollen verfielen oder wurden verschüttet; wo einst Hunderte von Bergleuten in der Erde wühlten und ein frohgeschäftiges Leben, lautes Hämmern und Pochen, Graben und Hauen erschallte, herrscht jetzt das tiefe Schweigen dichter Wälder oder zieht der Pflug des Landmannes seine Furchen, um der Oberfläche einen kargen Ersatz abzugewinnen für die reichen Schätze, die einst aus der Tiefe zu Tage gefördert wurden. Nur bei Obergund, nächst Zuckmantel, wurde im Jahre 1846 der Betrieb wieder aufgenommen, der in den früheren Jahrhunderten oftmalige und lange Unterbrechungen erlitten; man grub nach gold- und silberhaltigem Bleiglanz, goldhaltigem Schwefel- und Kupferkies und Zinkblende. Dergleichen baute man um die Mitte unseres Jahrhunderts bei Sauernig und Weißwasser wieder auf silberhaltigen Bleiglanz, Schwefel- und Arsenikkiese, bei Wermisdorf und Endersdorf gewann man Schwefelkiese und erzeugte aus denselben, mittelst Röstung und Oxydation, in den Bleikammern zu Würbenthal Schwefelsäure.

Der einzige Zweig des Bergbaues, der in Mähren und Schlesien niemals erlosch, war jener auf Eisen. Ja in beiden Ländern nahm nicht nur die Erzeugung von Roh- und Gußeisen,

sondern auch dessen Veredlung, einen ungewöhnlichen Aufschwung; beide Länder haben einen unverhältnismäßig großen Antheil an den Eisen- und Stahlhämmern, Puddlings-, Walzwerken und mechanischen Werkstätten.

Die Eisensteinbergbaue (auf Gängen, Buzen und Stockwerken) haben eine ziemlich zerstreute Lage. Im Eisenerzreviere der Sudeten kommen Magnet-, Braun-, Rotheisensteine sowie Bleiglanz auf 1 bis 6 und auch 9 Fuß mächtigen, im Thon, Glimmer- und Chloritschiefer aufliegenden Gängen vor, in Lagern und in stockförmigen Lagerstätten. Im Teschthale wird die Eisenindustrie in wahrhaft großartigem Maße bei Zöptau betrieben.*) Zu Beginne unseres Jahrhunderts bestanden ein Hochofen, zwei Eisenhämmer, eine Waffenfabrik in Zöptau nebst einem kleinen Eisenhammer in Stettenhof, die Zeughütte in Reitenhau und kleine Eisenhammer in Wiesenberg. In den Eisenschmelzwerken von Zöptau wurden während der größtentheils von Kriegen erfüllten zehn Jahre von 1809 bis 1819 jährlich im Durchschnitte 2.495 Ctr. Roheisen erschmolzen. Im Jahre 1815 besaß das Zöptauer Eisenwerk an Bergbaubjecten 2 Grubenselder, 2 Hochofen, 3 Frischfeuer. 1849 bestanden in Zöptau 2 Hochofen, 1 Kupolofen, 2 Frischfeuer, 1 Patschhammer, 1 Puddlingswerk, 2 Schweißöfen, 1 Walzwerk, 1 Glühofen. In dem nahen Petersdorf befindet sich eine große, zu den Zöptauer Werken gehörende Maschinenfabrik sammt Zeug- und Nagelhütte. Um diesen so großartigen Aufschwung der Eisenindustrie haben sich besonders verdient gemacht der Graf Anton Friedrich Wittrowsky, der die Herrschaft Wiesenberg im Jahre 1827 kaufte, und die thatkräftigen, unternehmenden Gebrüder Klein, in deren Besitz die genannte Herrschaft im Jahre 1846 übergieng. Die Zöptauer Gußwaaren kommen an Nettigkeit und Reinheit der Oberflächen und der Ranten jenen von Blanskö gleich, übertreffen sie aber bei weitem an Festigkeit und überbieten an Sauberkeit selbst das Mariazeller Eisen. Bei dem nordöstlich von Sternberg gelegenen Städtchen Bärn bestanden nachweisbar schon

*) Das Teschthal in Mähren. Von Dr. G. Trautenberg, Brünn 1872.

im fünfzehnten Jahrhunderte mehrere Eisenbergwerke mit Hochöfen und Hammern, und noch jetzt liefert diese Gegend vorzügliches Eisenerz für das Hüttenwerk zu Groß-Wisternitz. Auf Eisenerz wird auch bei Deutsch-Eisenberg, in der Nähe von Mährisch-Trübau, gebaut. Bereits im Jahre 1663 bestanden Eisenbergwerke und Eisenhämmer zu Pernstein, Römerstadt, Mährisch-Neustadt, Ullersdorf, Wiesenberg, Sternberg und Eulenberg. Die Pernsteiner Werke haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Starke Eisenindustrie hat Würbenthal in Schlesien, in dem nordwestlich davon gelegenen, sich unmittelbar anschließenden Buchbergsthal befindet sich eine Eisenschmelzhütte, eine Luppen- und Anlauf-Frischerei, ein Grob- und Fein-Eisenwalzwerk. Nahe Klein-Mohrau liegt Ubrich mit großartigen Eisenwaarenfabriken. Auch bei Lazdorf gibt es mehrere ansehnliche Eisenhüttenwerke, ein Blechwalzwerk, eine Klempfnerei und Schlosserei.

Alles, was wir hier über die Eisenindustrie Nordmährens und Schlesiens gesagt haben, gibt noch keineswegs eine erschöpfende Darstellung derselben, selbst wenn von allem Detail abgesehen wird. Genaue und ausführliche Daten über den ganzen dormaligen Stand dieses Industriezweiges liegen uns leider nicht vor.

Eine Bleischmelzhütte besteht zu Obergrund im Troppauischen.

Weit über die Grenzen des Landes hinaus, namentlich im benachbarten preussischen Schlesien, in Breslau und nicht weniger auch in Berlin, findet starken Verbrauch der schlesische Kalk, der sehr feinkörnig ist und wenig sandet. Mächtige Lager vorzüglicher Kalksteine weisen das Reichensteiner Gebirge und die nördlichen Ausläufer des Gefenkes auf. Mit der Kalkgewinnung beschäftigen sich im Bezirke Zuckmantel besonders die Orte: Zuckmantel, Hermannstadt und Einsiedel, im Bezirke Freiwaldau: Saubsdorf, Groß-Kunzendorf und Niklasdorf, im Bezirke Weidenau: Sehdorf und im Bezirke Jauernig: Jauernig und Weißwasser. Unter allen Kalksteinen Europas dürfte der Sehdorfer der vorzüglichste sein. Sehdorf liefert jährlich 800.000 Ctr. Kalk. Lager von größerer Ausdehnung finden sich ferner noch bei Groß-Mohrau, Krakdorf und Heinzendorf und endlich bei

Littau, Mährisch-Neustadt, Eulenberg und anderen Orten Mährens. Weißer, blau und grau geädertes Marmor wird gebrochen bei Lindenviese, Saubzdorf und Groß-Kunzendorf im Bezirke Freiwaldau. Vortrefflich verwendbar zu Steinmetz- und Bildhauerarbeiten ist der Kunzendorfer.

Überaus zahlreich sind die Schiefersteinbrüche. Es gibt ihrer im Bezirke Sternberg bei Deutschhausen, Tscheschdorf, Gohitschau, Domeschau; im Bezirke Hof bei Bärn, Hof, Neuwald, Herzogswald, Mödlig und Kunzendorf; im Bezirke Rümerstadt bei Weigelsdorf, Friedland, Obersdorf, Frmsdorf, Andersdorf, Zechau; im Bezirke Mährisch-Neustadt bei Grätz; im Bezirke Liebau bei Liebau, Altendorf, Altwasser, Bautsch, Nürnberg, Altstadt, Waltersdorf; in Schlesien in dem Bezirke Jägerndorf zu Friedrichsdorf, im Bezirke Obersdorf zu Gottsdorf, im Bezirke Freudenthal zu Altstadt und Dittersdorf, im Bezirke Bennisch zu Freihermersdorf, Alt-Erbersdorf, Eckersdorf- und Boydensdorf, im Bezirke Wigstadt zu Meltzsch, Neu-Zechschorf, Ritschenau, Morasdorf, Morawitz, Schwansdorf und Tschirm. Die schlesischen Dachschiefer sind dauerhafter als die englischen, und bleiben deshalb selbst im Hagelwetter unbeschädigt. Auch zu Tischblätter, Pflastersteinen und anderem wird der Schiefer verarbeitet. Das Hauptabgabegebiet ist nebst unserer Monarchie Preußen.

Im Gebiete von Altstadt und Goldenstein, zwischen dem Salwiesen- und Hochschaarrücken, bestehen Bergbaue auf Graphit. Dieser wird nur zum geringsten Theile bei einheimischen Eisenwerken verbraucht, der meiste wird nach Norddeutschland, Belgien und England geführt.

Wie viele tausend Baumstämme auch dem Bergbau und der großartigen Industrie des Gesenkes und des übrigen Gebirges zum Opfer fallen mußten, und wie groß auch der Holzbedarf für solche Zwecke noch heute ist, das Gebirge ist dessenungeachtet fast in allen seinen Theilen mit prächtigem, wohlgepflegtem Walde bedeckt. Zwar der Hauptkamm des Gesenkes überragt zum Theile die Grenze des Baumwuchses, kurzes Borstengras, vermengt mit Lungenmoos und Flechten, und weite Moosschichten überkleiden

die flachen Kuppen und wo sich die Querrücken mit dem Haupt-
rücken kreuzen, ingleichen in den Einsenkungen des Kammes bilden
sich weite Moore und Sümpfe, aber die Abhänge und die niedri-
geren Kuppen prangen im Schmucke dunkler Wälder. Die Wald-
region reicht bis zu einer Seehöhe von 1200 oder 1300 Metern.
Der Nadelwald ist wie überall in unseren Ländern viel ausge-
breiteter als der Laubwald. Von den Forsten des Altwaterstockes
sind 4 Procent reiner Laubwald, 11 Procent gemischter Nadel-
wald, 35 Procent aus Laub- und Nadelholz gemengte Waldung.
Der Nadelwald wird vorwiegend von Fichten und Tannen gebil-
det, ein bei weitem seltenerer Baum ist die Lärche. Tannen kommen
vereinzelt noch auf einer Höhe von nahezu 1000 Metern vor,
noch höher hinauf steigt die Buche, aber sie verkrüppelt nach und
nach und wird in einer Höhe von 1280 Metern endlich zu einem
Strauche, dessen Blätter klein, lederartig und dicht an einander
gedrängt sind und dessen rissige, tiefgefurchte Rinde schmarozende
Moose und Flechten zu umhüllen trachten. Auch die Stämme der
Fichte werden von 920 m Höhe an immer kleiner und kleiner,
die Wipfel sterben ab, die Äste werden gedrängter, stärker
und tiefer herabreichend. Die Krüppelfichte nennt man hier „Kauzen“,
die abgestorbenen, silbergrau gebleichten Stämme „Leichen“. Charak-
teristisch für die höchste Region des Baumwuchses sind die nur
wenige Zoll hohe krautartige Weide und der Zwergwachholder.

Der Laubwald enthält vorwiegend Buchen, zuweilen mit
Ahorn und Ulmen gemischt.

Bei diesem Reichtume an Holz ist es selbstverständlich, daß
die Häuser und Hütten der Gebirgsdörfer meistens noch aus Holz
gebaut sind und daß sich stellenweise eine rege Holzindustrie aus-
gebildet hat. Die Eisenwerke, Spinnereien und andere Fabriken,
die Bleichen und Glashütten decken ihren Bedarf an Holz und
Holzkohlen größtentheils aus den heimischen Forsten, viel Holz
wird auch in den Holzschneidemühlen und Brettsägen, deren in
fast allen Thälern anzutreffen sind, verarbeitet. Geradschäftige,
jahrhundertalte Fichtenstämme geben gutes Holz zu Resonanzböden
und für die Sieb- und Schachtelmacher. Andere Nutzholzstücke

und Klöße werden zu Schnittmaterial verfeinert und mannigfach verwendet, aus Horn- und Küsterklößen werden auch Schuhzwecken geschnitten.

Aus der Vegetationsdecke des Kammes ragen an einigen, wenigen Stellen nackte Felsgruppen hervor, welche ihre eigenen Namen führen, wie Backofenstein, Fuhrmannsstein, Peterstein, und welche die Sage mit ihrem Zauber umspinnen hat.

Eine traurige geschichtliche Berühmtheit hat unter diesen Gebirgsblößen der Peterstein, der sich in der unmittelbaren Nähe des Altvater befindet. Bei ihm pflegten sich nach der herrschenden Meinung die Hexer und Hexen aus weiter Umgegend zu ihren Zusammenkünften und abscheulichen Orgien mit dem Satan einzustellen.

Die Hexenprocesse grassirten, wie in Deutschland, so auch in Mähren und Schlesien, besonders vom Jahre 1672 bis 1720.

Das erschreckliche Umsichgreifen des Hexenwahnes war mit eine der entsetzlichen Folgen des ungläublichen Glends, das der dreißigjährige Krieg über Mittel-Europa gebracht hatte. Die unmen schlichen Gräu el, die ungläubliche Noth und Bedrängnis hatten die Menschen sittlich herabgedrückt, die edleren Gefühle und sanfteren Regungen des Herzens ertödtet, das Gehirn der meisten, durch die Schrecknisse des Krieges überreizt, war leicht empfänglich für die aberwitzigsten Phantasien, die größt e und allgemein herrschende Unwissenheit, welche die einfachsten Erscheinungen und Vorgänge in der Natur nicht zu erklären wußte, begünstigte und nährte den crassesten Aberglauben, die Religion war entartet zum lieblosesten und unmenschlichsten Glaubensfanatismus, und je widersinniger etwas war, desto größeren Beifall fand es bei den gelahrten Theologen der damaligen Zeit. Darum vertheidigten sie auch mit allem Scharfsinn, der ihnen zu Gebote stand, und mit zelosigem Eifer den Glauben an Bündnisse und vertrauten, selbst geschlechtlichem Umgang mit dem Teufel; die höchste kirchliche Autorität, ein Papst, Innocenz VIII. sanctionirte diesen Glauben durch die Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484. Auf Grund dieser Bulle verfaßten die Rekerinquisitoren Heinrich Krämer und

Jakob Sprenger den „Malleus maleficarum“ (Hexenhammer), welcher die Gerichte in dem henfermäßigen Verfahren zur Überführung der Hexen und Zauberer unterwies, vom Papste gutgeheißen, vom Kaiser patentirt und von der theologischen Facultät zu Köln approbirt wurde. Nun halfen Haß, Neid, Bosheit, Rachsucht und Gewinnsucht redlich mit, Tausende von unschuldigen Opfern den Flammen des Scheiterhaufens zu überliefern. In dem Gebiete, von dem in diesem Abschnitte die Rede ist, flammten die Hexenbrände vornehmlich in dem Fürstenthume Meisse, das dem Bischöfe von Breslau gehörte, empor, sie forderten aber auch ihre Opfer in Allersdorf und auf der Diechtensteinischen Herrschaft Schönberg in Mähren. „Nach den wenigen, noch vorhandenen Todesurtheilen,“ sagt Biermann, „wurden binnen einigen Jahren in Zuckmantel 85, in Freiwaldau 102, in Niklasdorf 22, in Ziegenhals 22 und in Meisse 11, zusammen 242 Personen; im Jahre 1652 in Meisse allein 42 Weiber und in demselben Jahre 200 Personen verbrannt.“ In Allersdorf und Schönberg wüthete der schreckliche Boblig von Edelstein als Hexeninquisitor. Die angesehensten und geachtetsten Familien waren nicht sicher. Das vornehmste Opfer war der 59-jährige Dechant und Pfarrer zu Schönberg, Christoph Alois Lauter, der am 18. September 1685 im Beisein von 20.000 Zuschauern auf dem Scheiterhaufen sein Leben endete.

Es sei hier gestattet, von unserem Gegenstande ein wenig abzuschweifen und eine Erscheinung unserer Tage zu berühren, welche zwar nicht so entsetzlich und gräßlich, wie der Hexenwahn, aber doch eine demselben verwandte geistige Krankheit ist, nämlich die Ausbreitung des Spiritismus, wie sie besonders in der Gegend von Trautenau in Böhmen auffällig wurde. Dr. F. Singer weist in seinen „Untersuchungen über die socialen Zustände in den Fabriksbezirken des nordöstlichen Böhmen“ (Leipzig, Duncker und Humblot) nach, daß gerade in und um Trautenau der Zustand eines großen Theiles der Arbeiterbevölkerung so traurig, so elend und menschenunwürdig ist, wie vielleicht sonst nirgends in unseren Ländern. Es dürfte kein Fehlschluß sein, daß die große Armut,

welche alle sittliche Energie niederdrückt und die geistigen Kräfte des Menschen nicht weniger lähmt, als die körperlichen, eine der Hauptursachen ist, warum der Spiritismus einen so empfänglichen Boden fand. Es ist erfreulich, einen entschiedenen Rückgang dieses Schwindels in der jüngsten Zeit constatiren zu können, und er wird gewiß mit der Verbesserung der bedauernswerthen Lage der Arbeiter, welche mit allem Eifer durch Errichtung von Arbeiterhäusern und andere Mittel angestrebt wird, allmählich allen Anhang bei denselben verlieren.

Das schöne Gebirge Nordmährens und Schlesiens hat in unseren Tagen keine solche Stätte trostlosen Grauens mehr aufzuweisen, wie es der Peterstein für alle im siebzehnten Jahrhundert war. Die Hexen sind verschwunden und der Teufelspfad ist gebannt für ewige Zeiten; ein menschlicheres und aufgeklärteres Zeitalter hat gelehrt, die Gaben und Geschenke der Natur zum Wohle und zum Segen der leidenden Menschheit zu verwenden, und Tausende suchen nun und finden in der stärkenden Luft der ausgebreiteten Waldungen und in der Heilkraft der Gebirgsquellen Erlösung von Siechthum und Krankheit, Gesundheit des Leibes und Geistes und Lust zu erneutem Schaffen und Streben.

Zu den Curorten, die einen europäischen Ruf genießen, gehört Gräfenberg. Seine Lage in der Einsattelung eines sich von dem Hauptrücken des Fichtlichzuges abzweigenden Vorberges schützt es vortrefflich gegen die herrschenden Winde, der große Feuchtigkeitsgehalt der Luft wirkt besonders wohlthätig auf empfindliche und reizbare Athmungswerkzeuge, so daß sich selbst Brustkranke in dem verhältnismäßig rauhen Klima wider Erwarten wohl fühlen. Die Colonie Gräfenberg datirt erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als einige Bürger des nahen Städtchens Freiwaldbau sich daselbst anstiedelten; einen Curort schuf aus derselben Vincenz Prießnitz, ein schlichter Landmann, dessen Namen aber mit unauslöschbarer Schrift in der Geschichte der Heilkunst verzeichnet ist, dessen Andenken Tausende schon gesegnet haben und andere Tausende noch segnen werden. Prießnitz hatte in einem Alter von achtzehn Jahren das Unglück, bei einem Sturze

vom Wagen einige Rippen zu brechen. Ein empfindliches Leiden, das sich in den Brustorganen ausbildete, konnte durch keine ärztliche Kunst beseitigt werden. Prießnitz suchte sich selbst zu helfen. Indem er dem Körper eine solche Lage zu geben sich bemühte, daß die leidende Seite von allem Drucke frei blieb, und indem er standhaft in derselben ausharrte, verschaffte er den Knochen wieder ihre normale Lage. Die Entzündung eines Lungenorganes aber vertrieb er durch stets erneutes Auflegen feuchtkalter Compressen und durch den Genuß frischen Quellwassers. Als er sich durch solche Mittel wieder hergestellt hatte, ruhte und rastete er nicht, die an sich gemachten Erfahrungen weiter zu erproben und zu vervollständigen. Er wandte kaltes Wasser bei verschiedenen Krankheiten von Thieren, später auch von Menschen an, die vielen glücklichen Curen erregten allgemeine Aufmerksamkeit, aus allen Weltgegenden kamen Leidende, so daß Gräfenberg schließlich Jahr für Jahr 2000 Curgäste und darüber aufzuweisen hatte. Diese Zahl verminderte sich allerdings nach dem Tode Prießnitz' (1851), aber „die Prießnitzische Heilmethode verbreitete sich unter der gesammten civilisirten Menschheit und verschafften in der Heilkunde dem Wasser die ihm als Heilmittel von Natur aus gebührende Stellung.“ Außer den Wassercuren (Bäder, Einpackungen in nasse Tücher, Douchen, häufiges Trinken von Quellwasser) muß der Patient auch bei einfacher Kost viel Bewegung im Freien machen. Darum sind in den ausgedehnten, prächtigen Wälder bei Gräfenberg viele und schöne Promenaden hergerichtet worden.

Nächst Gräfenberg ist Karlsbrunn der besuchteste Curort des Gesentes. Er liegt in einer muldenförmigen, moorigen Vertiefung, etwa zwei Stunden von der Altvaterkuppe entfernt. Ein eigentliches Bad entstand hier erst im Jahre 1780. Zu dieser Zeit wurde der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian daselbst auf die von den Einwohnern seit einigen Jahrzehnten mit Erfolg benützten Eisenfauerlinge aufmerksam gemacht, ließ das Wasser chemisch analysiren und den sogenannten „fauren Waldbrunnen“ reinigen und einfassen, welcher sodann „Maximiliansquelle“

benannt wurde. Sein Nachfolger, Erzherzog Karl, ließ im Jahre 1802 ein neues Badehaus nebst mehreren Wohnungen für Curgäste bauen und eine zweite Quelle einfassen, die „Karlsquelle“. Ihm zu Ehren wurde der Name des Badeortes „Ginnewieder“ in „Karlsbrunn“ umgeändert. Eine dritte, im Jahre 1812 gereinigte und gefasste Quelle führt zur Erinnerung an den damaligen Hoch- und Deutschmeister den Namen „Antonquelle“, eine vierte Quelle, welche im Jahre 1862 zufällig aufgefunden wurde, heißt „Wilhelmsquelle“ nach dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Wilhelm. Sie ist die eisenreichste Quelle unter allen bis jetzt bekannten Eisenwässern und übertrifft selbst die Quellen von Franzensbad, Homburg, Königswart, Pyrmont u. a. Die kräftige Luft, deren wohlthätigen Einfluß besonders Nervenleidende empfinden, unterstützt die Wassercure.

Inmitten des schönen Teßthales, 8 Kilometer von Schönberg entfernt, liegt das Schwefelbad Groß-Allersdorf. Die Quellen enthalten schwefelsauren Kalk, schwefelsaures und kohlensaures Natron, außerdem freie Kohlenäure und Schwefelwasserstoff, sind also ihren chemischen Bestandtheilen nach den Quellen von Warmabrunn, Gastein, Schlangenbad in Nassau, Johannisbad in Böhmen u. a. verwandt. Im Jahre 1836 wurde die Molkencuranstalt errichtet und von dieser Zeit an datirt der Aufschwung des Bades.

Schlesien und Nordmähren sind gut bevölkert. Die folgenden Zahlen geben an, wie viele Bewohner in den einzelnen Gerichtsbezirken auf einen Quadratkilometer kommen: (Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau) Jauernig 92, Weidenau 88, Zuckmantel 84, Freiwaldau 104; (Bezirkshauptmannschaft Jägerndorf) Jenersdorf 118, Hozenplog 113, Olbersdorf 105, Jägerndorf 126; (Bezirkshauptmannschaft Freudenthal) Bennisch 91, Freudenthal 87, Würbenthal 77; (Bezirkshauptmannschaft Sternberg) Sternberg 112, Liebau 64, Hof 80; Römerstadt (die gleichnamige Bezirkshauptmannschaft umfassend) 84; (Bezirkshauptmannschaft Schönberg) Mährisch-Schönberg 140, Wiesenberg 67, Altstadt 59.

Die Landwirthschaft allein wäre bei weitem nicht im Stande, eine so starke Bevölkerung zu ernähren. Die Waldungen

nehmen ausgedehnte Flächen ein, das Terrain ist meist gebirgig, der Boden schwer, die Felder brauchen, sollen sie fruchtbar bleiben, wegen der langwährenden Winterkälte und der auch im größten Theile des Sommers herrschenden Kühle, ferner wegen der häufigeren Mäße viel Dünger; ungeachtet aller dieser Übelstände bebaut der kräftige, unermüdlige Gebirgler überall den Boden mit Sorgfalt und Ausdauer. Dennoch liefert fast keiner unter allen Bezirken hinreichend Brotrüchte und Kartoffeln; tritt gar einmal ein Mißjahr ein, dann wächst die Noth und das Elend bis in das Unerträglich. In der Neuzeit ist der Gebirgler auch Viehzüchter in einem höheren Grade geworden, und mit der Viehzucht hebt sich auch der Wiesenbau, man unterläßt nicht, selbst durch künstliche Bewässerung das Erträgnis desselben zu erhöhen. Der ursprüngliche Rindviehschlag ist klein und mager. Er findet sich nur noch in armen Bauernhütten des Gebirges, sonst hat man fast überall die heimische Rasse durch den Ruxländer Mittelschlag veredelt. Die Großgrundbesitzer haben den Landschlag durch Schweizer- und Tiroler-Rasse verbessert, aber die Größe der Rinder geht im Allgemeinen nicht über das Mittelmaß hinaus, der Milchertrag ist reichlich. Die Pferdezucht ist unbedeutend, doch werden die Felder an vielen Orten wegen der weiten Entfernung und der schweren Bearbeitung mit Pferden bewirtschaftet. Mit der Schafzucht befaßt sich der Bauer fast nirgends, wohl aber der Großgrundbesitzer. Auch Ziegen werden in Folge der immer mehr der Stallfütterung sich zuneigenden Viehpflege nicht viele gehalten, ganze Ziegenherden trifft man nur im höheren Gebirge an. Eigentliche Schweinezucht kommt nur vereinzelt vor, die vielen, zur Mastung gehaltenen Schweine werden noch jung aus eingetriebenen Herden angekauft. Für die Geflügelzucht ist das Klima zu rauh.

Die Obstbaumzucht erfährt jährlich größere Werthschätzung und Verbreitung. Vorwiegend kommen Pflaumen-, Apfel- und Birnbäume vor, auch der Nußbaum ist nicht selten. In Schlesien ist die Obstkultur am stärksten im nordwestlichen Theile, hier gibt es 105 Apfel- und 87 Birnsorten. Auch im Teschthale ist die

Obstzucht ausgebreitet, der Bauer wetteifert nach Möglichkeit hierin mit dem Großgrundbesitzer. Kann er auch nicht wie dieser Obstbäume zu Tausenden in Alleen und Gärten ziehen, so bepflanzt er doch immer reicher seine Wege und Feldränder. In hohen und rauhen Lagen ist der Kirschbaum häufig, Pflaumenbäume bilden Feld- und Straßenalleen, seltener benützt man hiezu Apfel- und Birnbäume, diese stehen zumeist in Haus- und Grasgärten.

Von besonderer Wichtigkeit war jederzeit der Flachsbau. Auf weiten Strecken liefern ja nur Flachs und Kartoffeln ergiebige Ernten. Die Leinenindustrie ist deshalb in diesen Gegenden uralt. Flamänder sollen dieselbe und die Tuchfabrication im dreizehnten Jahrhunderte in ihre neue Heimat mitgebracht haben. Schon im sechzehnten Jahrhunderte scheint sich die schlesische Leinwandmanufactur bis zum auswärtigen Handel emporgehoben zu haben, die Spinnerei hatte durch die Verbreitung des Spinnrades einen ungeahnten Aufschwung genommen. Zum erstenmale geschieht der Spinnräder in diesen Gegenden Erwähnung im Jahre 1530. Ein Drechlermeister zu Fulnek, Namens Adam Storzer, hatte diese neue Erfindung aus Breslau mit nach Hause gebracht. Die vorherrschende Stellung, welche Böhmen, Mähren und Schlesien einst in der Leinenindustrie einnahmen, gieng durch die in Anwendung gekommene Maschinenspinnerei und durch die Überflutung der Länder mit englischem Maschinengarn und wohlfeilen Baumwollfabricaten verloren.

Im nördlichen Mähren ist jetzt Märisch-Schönberg der Mittelpunkt der Leinwandfabrication, früher war es Märisch-Neustadt. Zustatten kommt der Stadt Schönberg hiebei vor allem ihre Lage beinahe in der Mitte der mährischen Flachsregion. Wenn auch die nicht fabrikmäßig betriebene Flachsspinnerei ein äußerst schlechter Erwerb ist und deshalb, wer immer es kann, um einen andern Verdienst sich bemüht, so ist sie doch noch heute neben der Leinwandweberei die Hauptnahrungsquelle eines großen Theiles der Gesenkbewohner.

Die erste große mechanische Flachsspinnerei zu Schönberg, zugleich die erste in ganz Mähren, wurde im Jahre 1840 ge-

gründet. Sie arbeitet gegenwärtig mit etwa 7000 Spindeln und beschäftigt an 500 Arbeiter. Die schon genannten Brüder Klein errichteten im Jahre 1851 eine zweite mechanische Flach- und Hanfspinnerei in Wiesenberg, welche jetzt an 6000 Spindeln hat und 400 Arbeiter erhält. Beide Fabriken werden an Größe weit übertroffen von der im Jahre 1863 in Zautke, am Zusammenflusse der Teß und March, errichteten. Die Zahl der Arbeiter in derselben übersteigt 600, die Zahl der Spindeln 10.000. Ferner gibt es noch Flachsgarnspinnereien im Marchthale zu Halbseit und Hansdorf, Oberleithner aus Schönberg gehörig, zu Heidengiltisch im Mohrathale u. a. Die Leinwand der Schönberger Gegend ist hauptsächlich Mittelleinen, in der neueren Zeit wird auch viel Zwillich und Damast producirt. Die bedeutendste Fabrik gehört der Firma Oberleithner und Sohn. Nebst mehreren größeren Fabricanten hat Schönberg auch gegen hundert Factors, die nur auf wenigen Stühlen — manchmal kaum auf zehn — arbeiten und für ihre Waaren hauptsächlich auf den Brünner Märkten Absatz suchen, wogegen die größeren Fabricanten beinahe auf allen Hauptplätzen der Monarchie, in Wien, Pest, Lemberg, Prag, Triest u. s. w. Niederlagen unterhalten. Bedeutend ist auch die Leinenindustrie in Römerstadt, wo eine Fachschule für Weberei besteht. Mährisch-Schönberg hat auch große Bleichetablissemens. Ferner gibt es große Bleichen im Dorfe Frankstadt, in den mit Wiesenberg zusammenhängenden Dörfern Reitenhau und Winkelsdorf, in Groß-Ullersdorf, welche letztere zu der Leinwandfabrik von „Anton J. Schmidts Söhne“ zu Schildberg gehören, überhaupt fast an allen Wässern Nordmährens und Schlesiens. Es ist ein freundliches und heiteres Bild das sich dem Wanderer im Gesenke so oft darbietet: an das dunkle Grün der Wälder gränzt das saftige der Wiesen, durchzogen von dem Silberband der klaren Gebirgsbäche und an vielen Stellen unterbrochen von dem hellen Weiß der Linnen, dazu die geschäftige Thätigkeit der kräftigen, rüstigen Bleichknechte.

In Schlesiens blüht die Leinenindustrie gerade in den westlichen, deutschen Theilen des Landes, während sie in den östlichen

gegen früher sehr zurückgegangen ist. An 2000 Arbeiter finden allein in Freiwaldau bei der Leinen- und Damastfabrication Beschäftigung. Der Werth der jährlich hier erzeugten Waare beträgt über eine Million Gulden. Die ausgezeichnete und schwere Weißgarn-, Stuhl- und appretirte Leinwand wird bis nach Italien, Rußland, nach der Türkei und Amerika versandt. Die angesehenste Firma ist Regenhart und Kaymann. Zwei Spinn- und mehrere Zwirnfabriken bestehen in Engelsberg, auch die Kunstweberei hat hier große Fortschritte gemacht. Vortreffliche Zwillichwaaren und Damaste producirt auch Würbenthal.

Die Tuchmacherei wurde früher in den meisten Städten betrieben und in vielen war die Tuchmacherzunft die erste und zahlreichste unter allen Zünften. Jetzt beschränkt sich die Tuchfabrication auf einige wenige Städte. Nächst Brünn und Reichenberg verdient Bielitz unter den Wollindustrieplätzen Oesterreichs an erster Stelle genannt zu werden. In Bielitz und der nicht mehr zu Schlesien gehörigen Schwesterstadt Biala werden größtentheils australische und südamerikanische Wolle verarbeitet, welche in rohem, ungewaschenem Zustande nach Belgien und Holland eingeführt und dort in großen Wollwäschereien gewaschen und entklettet worden sind. In Verviers und Antwerpen namentlich werden dieselben dann von Bielitzer Wollhändlern erstanden. Außerdem kommen noch halbgewaschene Capwollen, deren Einkauf in London geschieht, und in ganz geringer Menge noch ungarische, galizische, schlesische und russische Wollen in Verwendung. Den Wollhandel besorgen 21 Wollhändler. Der gesammte Wollverbrauch betrug im Jahre 1871 67.600 Wiener Centner im Geldwerthe von 9,290.000 fl. Die Schafwollspinnerei erhält 78.760 Spindeln im Gange, die Weberei wird auf 2.570 Hand- und 487 mechanischen Stühlen betrieben, zum Walken, Imprägniren und Waschen der Tücher stehen in den Fabriken und in 7 Lohnwalkereien 150 Walk-, 26 Imprägnir- und 98 Waschmaschinen im Betriebe. Die vollständigen Tuchfabriken haben alle auch eigene Färbereien, außer diesen bestehen 11 Lohnfärbereien. Die Tuchappretur wird besorgt durch 150 Rauh-, 278 Scheer-, 50 Ab-

sehz- oder Puz-, 50 Karden-Stechmaschinen, 45 Pressen, 10 Rähm-
maschinen und 15 Rähmhäuser. Die Fabriken und Lohnanstalten
werden durch 52 Dampfmaschinen und 33 Wasserwerke betrieben,
die Zahl der Arbeiter beträgt 7.450, die Production in den
31 Fabriken und von 290 selbständigen Schafwollwaaren-Erzeugern
erreichte im genannten Jahre die Höhe von 158.800 Stück im
Geldwerthe von 13,163.600 fl.

Jägerndorf hat unter den Tuchindustriestädten unserer Mon-
archie sich den vierten Rang erobert, es hat 18 Tuchfabriken,
eine Tuchscheererei, eine Walke und Färberei, und der Gesamt-
werth der jährlich erzeugten Schafwollwaaren wurde schon vor
etwa 20 Jahren mit mehr als 4 Millionen Gulden veranschlagt.

Sehr zurückgegangen ist die Tuchmacherei in Troppau. Hier
gibt es nur einige wenige Tuchmachermeister und eine einzige
Tuchfabrik. Durch Geschmack und Solidität zeichnen sich aus
Karl Helferts Erzeugnisse der Kunstweberei in Schafwollwaaren
zu Freudenthal, ferner bestehen Schafwollwaaren-Fabriken in Bärn
und in anderen Städten.

Die Baumwollindustrie, welche, wie schon erwähnt, in
unseren Ländern kaum hundert Jahre alt ist und deren Auf-
blühen nach einem langen, aber schließlich siegreichen Kampfe mit
der Leinenwaarenproduction erst in den letzten Jahrzehnten begonnen
hat, ist in Mähren von Belang nur in den Bezirken Sternberg,
Proßnitz (vorwiegend czechisch), und Frankstadt (ganz czechisch), dann
in dem Landstriche an der böhmisch-mährischen Grenze von Schild-
berg an über Mährisch-Trübau und Zwittau bis nach Kunstadt.
In Sternberg findet sich wegen Mangels einer ausgiebigen Wasser-
kraft und wegen der außerordentlichen Billigkeit der Arbeitslöhne
durchwegs Handweberei, und zwar zumeist noch auf dem einfachen
Webestuhle, nur einzelne Firmen haben auch den französischen Ma-
schinentstuhl, den „Jaquardstuhl“, in Verwendung. Im Ganzen
beläuft sich die Zahl der Factoren auf 121. Ein Weber verdient sich
in der Woche im besten Falle 4 fl. Frau und Kinder helfen die
Wolle auf die Spulen winden, sie „spulen“. Für die Spule wird ein
Kreuzer gezahlt. So traurig ist es in anderen Gegenden, zum

Beispiel in Landskron, gleichfalls um die Weber bestellt. Die Nahrung besteht an Wochentagen und am Sonntage hauptsächlich aus Kartoffeln. Die Arbeitsstuben müssen gegen den Zutritt frischer Luft abgesperrt bleiben, sonst wird das mit Stärke und Fett präparirte Garn spröde. So muß die Gesundheit bald untergraben werden und fehlt der entkräfteten Bevölkerung die Fähigkeit, zu einer anderen, schwereren Arbeit Zuflucht zu nehmen. In Schlesien sind die Hauptsitze dieses Industriezweiges Friedek, Freudenthal, Engelsberg, Bennisch, Würbenthal, Wigstabil und Odrau.

Da das stark bevölkerte Schlesien, wie auch Nordmähren, keinen Überfluß an Erwerbsquellen besitzt, so ist die Einführung jeder neuen Industrie für die Hebung des Volkswohlstandes nur segensbringend und wohlthätig. Das ist auch der Fall bei der Seidenweberei. Sie trägt für den Arbeiter auch einen höheren Lohn und deshalb wenden sich geschickte Weber ihr gern zu. In Sternberg bestehen zwei größere Etablissements. In Mährisch-Schönberg sind 3 Seidenfabriken im Gange, je eine Seidenfabrik in Kömerstadt und Bärn. Liebau hat eine große Seidenbandsfabrik mit Export nach dem Oriente.

Eine Futfabrik besteht in Jägerndorf, eine zweite bei Würbenthal im Thale der Oppa. Im selben Thale liegt auch die chemische Fabrik des Moriz Richter. Papierfabriken gibt es in Klein-Mohrau, Groß-Allersdorf, Jägerndorf, eine Cellulosefabrik, welche aus Fichtenholz Papierstoff für die feinsten Papierforten erzeugt, bei Ratimau, Zuckerrfabriken in Kunzendorf, Warzdorf, Hohenploh und Troppau, Zündwaaren werden erzeugt in Bärn und Troppau, unbedeutend ist die Glasfabrication, eine Glashütte hat Jägerndorf, ferner bestehen Glasfabriken bei Würbenthal, in Hohenbartenstein und im Teschthale bei Allersdorf. In Sternberg errichtete die Regierung im Jahre 1874 eine Tabakfabrik, die etwa 900 Arbeiterinnen einen ziemlich guten Verdienst gewährt, denn eine fleißige Arbeiterin kann es zu einem Wochenlohne von 6 fl. bringen. Eine k. k. Zigarrenfabrik besteht in Bautsch.

Diese unvollkommene Skizze der Industrie unserer Gegenden möge genügen, fehlt ja zu einer eingehenderen, erschöpfenden Darstellung nicht allein der Raum in diesem Buche, es wären für eine solche auch keine genügenden Vorarbeiten vorhanden.

Wenn wir erwägen, daß die Deutschen in Schlesien und im ganzen Gesecke nicht seit den ältesten Zeiten schon einem Volksstamme angehören, sondern von Colonisten aus verschiedenen Theilen Deutschlands abstammen, so will es uns scheinen, als ob von einem einheitlichen Volkscharakter nicht gut die Rede sein könnte. Allein die gemeinsame Arbeit und die gemeinsamen Schicksale, die geographische Lage des Oypaländchens, welche eine gewisse Abgeschlossenheit zur Folge hat, haben eine allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Elemente bewirkt und nicht nur einen gemeinsamen Dialekt, sondern auch einen eigenthümlichen schlesischen Provinzialgeist herausgebildet. Sein ganzer Charakter befähigt den Schlesier zu der bedeutungsvollen Rolle eines Vermittlers zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen, denn er ist weder ein kalter, allzu nüchterner Verstandesmensch, noch von leidenschaftlichem Gefühl und zu hitziger Phantasie, er ist nicht leichtlebig, sondern eher zu grübelndem Ernste geneigt, ihm ist ja kein leichtes Los gefallen, selbst unermüdlige Arbeit schützt ihn nicht immer vor Noth und Entbehrung. Darum hat er gelernt, sich mit wenigem zu bescheiden, er ist genügsam und anspruchslos, gutmüthig, aber auch festen Sinnes, treu und beständig. Wie er mit Liebe an seiner Heimat hängt, die er durch harte Arbeit und unermüdlischen Fleiß zu einem blühenden, herrlichen Lande geschaffen, so steht er in echter deutscher Treue zu seinem großen Vaterlande, zu Osterreich, und zu seinem Volke. Die nationalen Kämpfe haben in Schlesien glücklicherweise noch nicht jene Schärfe erreicht, wie in Böhmen und Mähren, aber die Verhältnisse haben doch auch den deutschen Schlesier gelehrt, auf der Wacht zu sein für seine Nationalität und kein theilnahmsloser Zuschauer zu bleiben, wo es für alle Deutschen gilt, die verlorene Position wieder zu erobern und die jahrhundertalte deutsche Culturarbeit und den Bestand der Deutschen in den Ländern gemischter Nationalität für

alle Zukunft zu sichern. Aus seiner Mitte gieng der unerschrockene und unbeugsame Kämpfer für Freiheit und Deutschthum, der Bauernsohn und Bauernbefreier Hans Kudlich hervor, dessen Herz heute noch, obzwar das Weltmeer ihn von seinem Heimatlande trennt, in inniger Liebe verbunden ist mit seinen Stammesbrüdern in Österreich. Was immer die Zukunft im Schoße bergen mag, der deutsche Schlesier, wie der Deutsche in Böhmen und Mähren, wird nicht feige jammern nur und klagen und niemals in stumpfer Resignation ein solches Schicksal über sich ergehen lassen, wie es ihm in den jüngsten Tagen ein träumender Philosoph, Eduard von Hartmann, prophezeit, der weder die Geschichte, noch die Zähigkeit, Charakterfestigkeit und das erstarrte Nationalgefühl des deutschen Stammes in unseren Ländern kennt. Der Mann der That hat ein richtigeres Urtheil, und darum gibt er die Deutschen nicht verloren, aber er weiß auch, daß die Zeit der Lauheit und Gleichgiltigkeit in nationalen Dingen vorüber sein muß und ruft ihnen zu: „Deutsche, haltet den Nacken steif!“

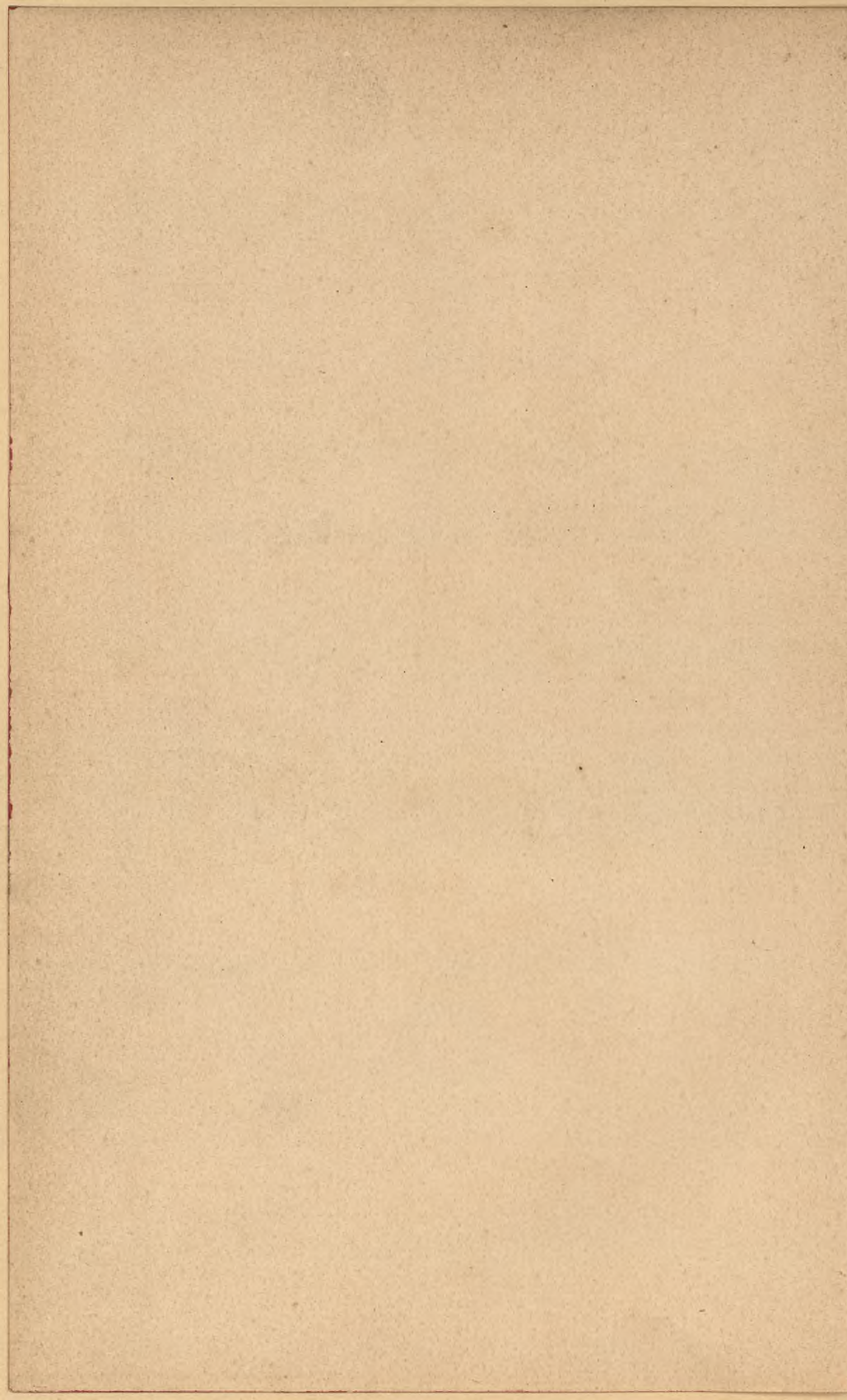
Druckfehler.

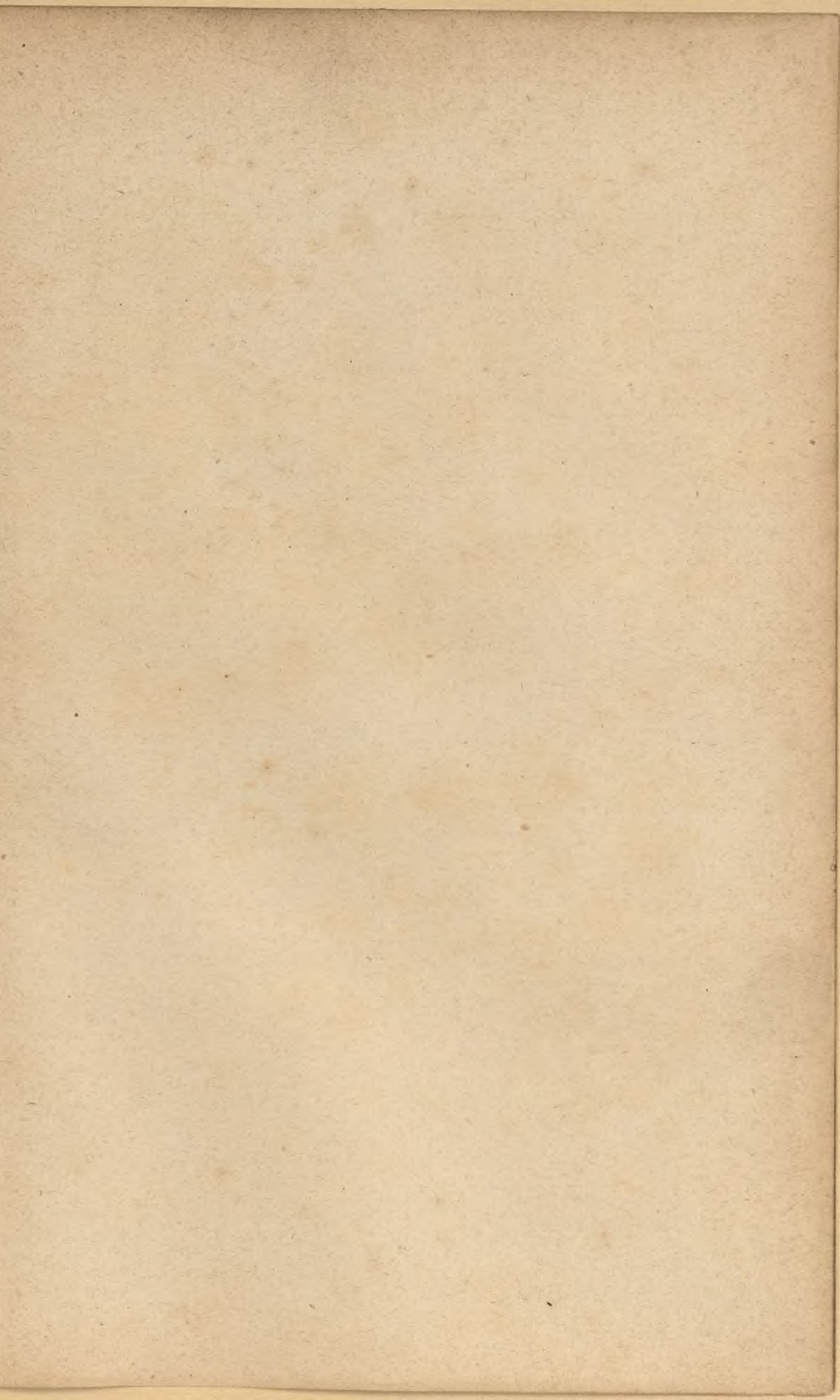
Seite 3, Zeile 12 von oben und Seite 7, Zeile 3 von unten	lies	Den n i ſch	statt	Den i ſch
" 5, " 18 " " "	" 6, " 3 " "	" "	" "	Te ſt
" 20, " 8 von unten	lies	rechten Ufer	statt	linken,
" 31, " 3 " " "	"	Krumm au	statt	Krum an,
" 38, " 5 " " "	"	W i e ſ e n b e r g	statt	W i e ſ e n b u r g,
" 54, " 7 " " "	"	P o m u l	"	P o m a l,
" 64, " 3 von oben	"	St ä d t e r	"	St ä d t e,
" 169, " 7 " " "	"	P a r t e i	"	P a r t i e,
" 178, " 6 " " "	"	dem Hauſflur	"	der,
" " " 7 " " "	"	w e l c h e n	"	w e l c h e,
" 188, " 12 von unten	"	die ganze	"	ganz,
" 219, " 2 " " "	"	H i e l e	"	H e l e,
" 266, " 14 von oben	soll:	waren am Anfange der Zeile	statt am Ende	ſtehen.
" 268, " 3 von unten	ist	das Komma	zu	ſtreichen.

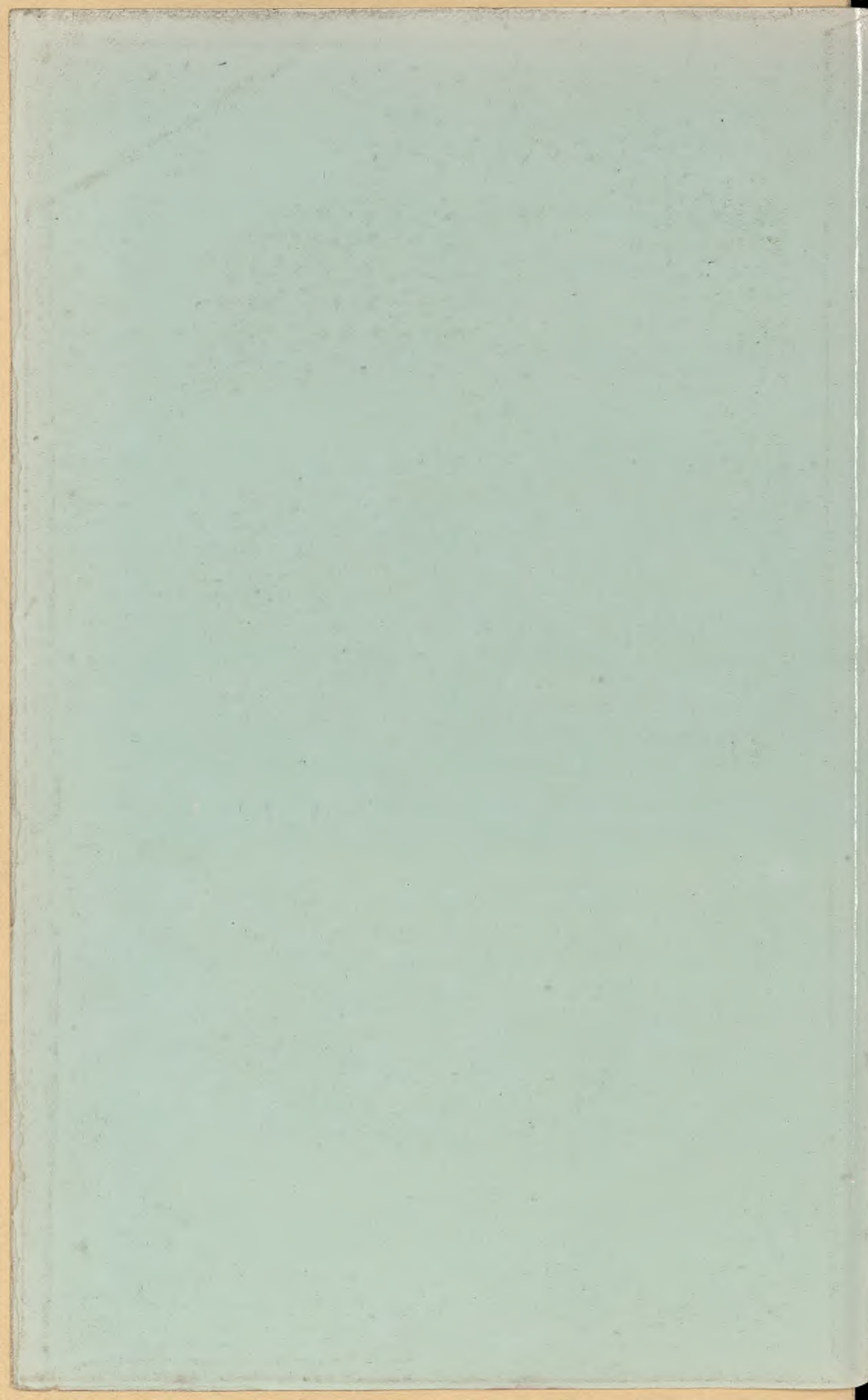
Inhalt.

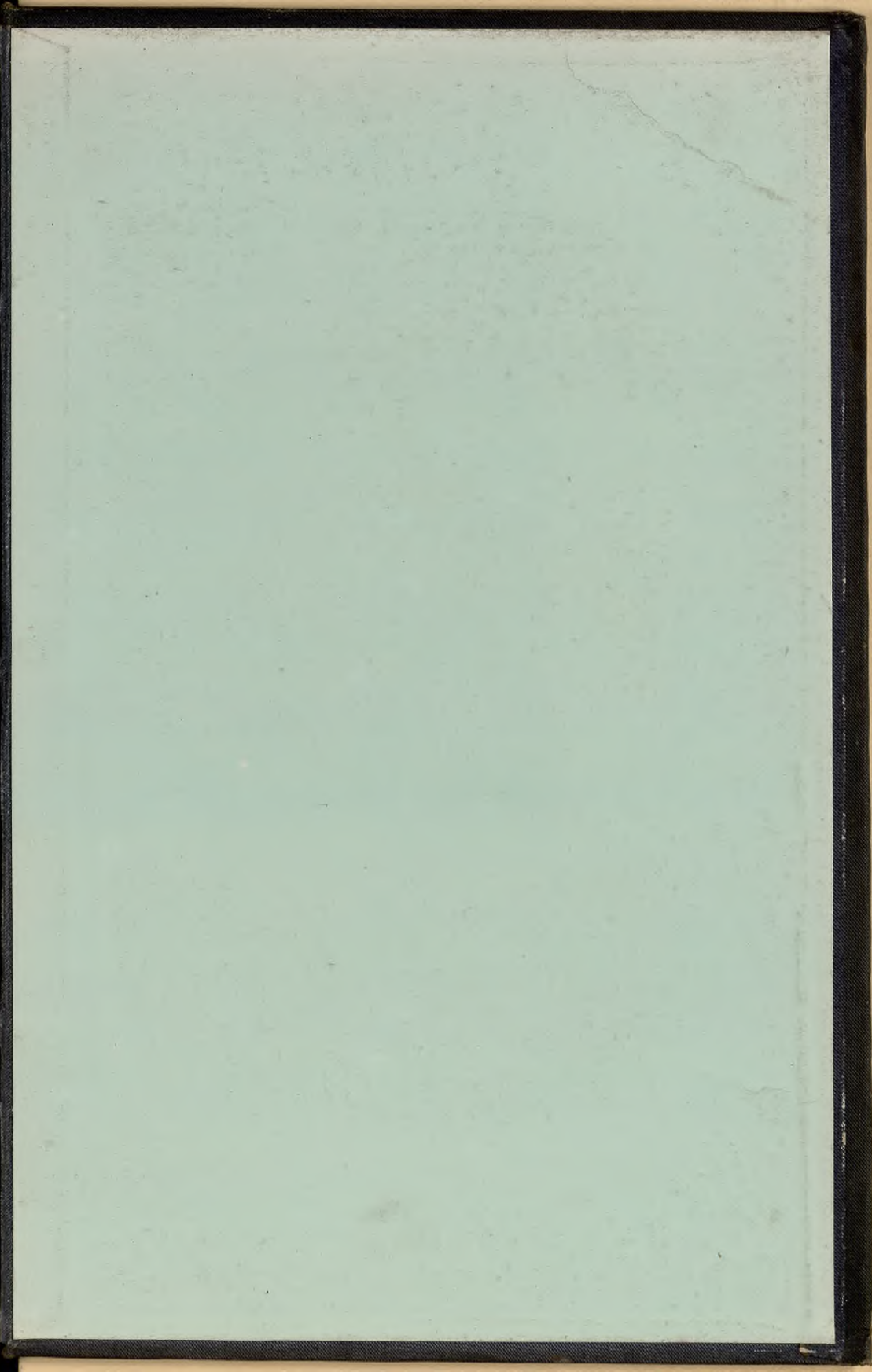
Vorwort	Seite
Bodenvverhältnisse	1
Die Markomannen. Deutsche Colonisation	47
Kämpfe und Erfolge der Deutschen. Die kirchlichen Verhältnisse. Das Schulwesen	73
Die Böhmerwäldler	136
Die Egerländer	164
Die Erzgebirgsbewohner	181
Das böhmische Niederland. Der Leitmeritzer und Leipaer Kreis	217
Das nordöstliche Böhmen	245
Südmähren	289
Brünn und Jglau	301
Die Schönhengstler	312
Das Kuhländchen	323
Schlesien und das nördliche Mähren	333











PM 17945 II